L.g.
o.
857 am

Scherz und Ernst;

zur

Charakteristik unserer Zeit.

Von

J. Weitzel.

Frankfurt am Main.

Druck und Verlag von Johann David Sauerländer.

1830.

BIBLIOTHECA BAMBERGENSIS

Vorwort.

Scherz und Ernst! Die Zeit bietet reichlich Stoff zu beiden. In dem leichten Scherze liegt indessen oft ein schwerer Ernst, und im finstern Ernste ein heiterer Scherz. Möge man diesen in jenem und jenen in diesem immer mit der rechten Stimmung finden! Die ernste Wahrheit verletzt weniger, wenn sie scherzt, und der spielende Scherz erhält erst eine gehaltreiche Bedeutung, wenn er unterhaltend belehrt. Das ist der Zweck dieses Buches; und erfüllt es ihn, dann ist meine Absicht erreicht.

Alle Theile dieser Schrift sind, mit Ausnahme von zwei Stellen, weit älter, als die verhängnißvollen Tage des Juli, sogar weit älter, als das laufende Jahr, was sich leicht nachweisen

läßt. Das darf der Leser, wenn er billig seyn will, nicht vergessen. Ich hätte Manches ändern, Manches hinzufügen können, um meine Ansicht mit der Stimmung des Augenblicks mehr in Einklang zu bringen, und ihr den Reiz der Neuheit zu geben. Aber wenn, was ich mittheile, keinen Werth hat, als den ihm die Laune des Augenblicks, oder der flüchtige Reiz der Neuheit geben müßte, dann mag es auch ohne diese karge Zugabe unbeachtet untergehen.

Wir sind jetzt Zeugen wunderbarer, oft wunderlicher Ereignisse. Sie scheinen, bei flüchtiger Ansicht, mit einigen Behauptungen, die in dieser Schrift vorkommen, im Widerspruche zu stehen, bestätigen sie aber bei näherer Prüfung. Die Zeit, sagt man, sey revolutionssüchtig. Das ist wahr, wenn man nur die Erscheinungen im Auge hat, aber grundfalsch, wenn man die Ursachen derselben erwägt. Ich möchte diese Zeit lieber erwerb- und genußsüchtig nennen; und nur, weil

man ihrem Wollen und Streben hemmend entgegentritt, wird sie revolutionär. Sucht man den Strom in seinem Laufe aufzuhalten, wen darf man dann anklagen, wenn er anschwillt und verheerend sich über seine Ufer ergießt?

Die Revolutionen der letzten fünfzig Jahre wurden von Denen herbeigeführt, fast erzwungen, die, vor Allen, ihnen hätten begegnen können und begegnen sollen. Winkelmeutereien und Schenkeprügeleien sind keine Revolutionen, obgleich auch sie, wo sie Gefahr bringen, die Unfähigkeit der Verwaltung anklagen. Es hat sich in dem Volke, in der Masse der Nationen unendlich viel verändert. Davon wollen Die, welche es gern bei'm Alten ließen, nichts wissen. Die nicht weiter gegangen sind, und nicht weiter gehen wollen, klagen die Fortschreitenden der Neuerung und Uebereilung an; Diese aber meinen, Jene seyen Saumselige und Nachzügler, wenn nicht etwas Schlimmeres. Daß die französische Revo-

lution so wenig verstanden ward, läßt sich begreifen, vielleicht entschuldigen; die Erscheinung war neu. Daß aber sie und was ihr folgte so wenig zum Nachdenken und zum Verstehen führte, mag zwar zu erklären, aber kaum zu entschuldigen seyn.

Es ist eine schwere Zeit; aber wir selbst haben ihr die Lasten aufgebürdet, mit denen sie uns niederdrückt. Seit vierzig Jahren wird Das gesagt, besprochen und dargethan. Seit vierzig Jahren wird von den Verständigen und Aufrichtigen gewarnt. Vergebens. Die Vorurtheile und Interessen bekämpfen sich; der Kampf erhitzt die Leidenschaften; die Leidenschaften walten blind und zügellos. Freund und Feind verkennen, verwechseln sich im wilden Streite, und die Wohlgesinnten, die den Frieden wollen und die Ordnung, durch Vernunft und Recht, sind die Ersten, über die man wegschreitet zum Handgemenge.

Es ist eine ernste, schwere Zeit; sie fordert den ganzen Ernst starker Menschen, die Schweres zu thun und zu tragen fähig sind.

Die Cumä'ische Sibylle, sagt man, bot dem römischen Könige Tarquin prophetische Bücher an, in denen das künftige Schicksal Rom's geweissagt stand, forderte aber für dieselben eine Summe, die Tarquin nicht geben wollte. Die Seherin verbrannte von den neun Büchern drei, und forderte für die sechs übrigen dieselbe Summe. Der König, betroffen und größern Verlust fürchtend, gab sie mit dem Bedauern, durch sein Zögern und Feilschen die unersetzlichen Bücher verloren zu haben.

Diese wahrsagende Sibylle ist für Euch die Zeit. Was sie Euch bietet, sind ihre Lehren. Von der Befolgung dieser Lehren hängt Euere Zukunft ab. Mit jedem Tage, mit jeder Minute steigt der Preis von Dem, was Euch geboten wird. Er könnte zu einer Summe anwachsen,

die nicht zu erschwingen ist. Es steht mehr auf dem Spiele, als die sibyllinischen Bücher.

Scherz und Ernst! Die Zeit bietet reichlich Stoff zu beiden; was mir aber an ihr nicht gefällt, ist, daß sie jenen gar oft zum bitteren Spotte und diesen zum menschenfeindlichen Trübsinn verzerrt. Willkommen sey der anständige, heitere Scherz, der den strengen Ernst der Zeit mildert! willkommen der besonnene Ernst, der in dem heiteren Scherze die freundlich warnende Wahrheit sucht und findet!

Geschrieben im September 1830.

Der Verfasser.

Inhalt.

	Seite
Prophetischer Almanach auf alle Jahre	1
An die verehrliche und verehrte Redaktion der Cäcilia	17
Politisches Glaubensbekenntniß eines Mannes ohne Welt	47
Dorfchronik von Dorfheim	103
Deutschland	219
Stimmen über die Reformation und die Revolution	275
Herr Martin	311
Anekdoten, Gedanken und Maximen	357

Prophetischer Almanach

auf alle Jahre.

Warum sollte ich nicht eben so gut prophezeihen können, wie Andere, die doch auch Fleisch haben, wie mein Fleisch, und Gebein, wie mein Gebein? Ich versuche es, da unversucht nichts schmeckt. Die einzige Schwierigkeit dürfte vielleicht darin liegen, ob man meiner Sehergabe auch Glauben schenken und mich für einen wahren Propheten gelten lassen will. Und warum nicht? Ist es doch Manchem gelungen, der vielleicht noch weniger dazu berufen war, als ich! Die Welt ist so geartet, daß man ihr das Unglaublichste unbedenklich aufbinden kann, weiß man sich nur dabei gehörig zu benehmen. Was hat sie nicht schon Alles geglaubt! Was glaubt sie wirklich, und was wird sie noch glauben müssen! Lassen wir nur die Schriftgelehrten und heidnischen Priester, die Pharisäer und Saducäer, die Philosophen, Rechtskundigen und Geschichtschreiber da-

für sorgen! Auch ohne die Gabe der Propheten haben sie uns, in Lehrgebäuden, Theorien und Systemen, Wunder und Geheimnisse aufgebunden, die nur ihnen und ihren Gläubigen glaublich und verständlich sind, und unter sich selbst mit einander im grellsten Widerspruche stehen. So arg gedenke ich es nicht zu treiben, sondern bescheiden Maas und Ziel zu halten, wenn die gutherzige Welt dem andächtigen Gesichte, der frommen Haltung und salbungsvollen Rede nur vertrauen und glauben will. Mit dieser gefälligen Gabe bitte ich den geneigten Leser, zur Förderung meines wohlthätigen Unternehmens, zu subscribiren, und er wird, da es weiter nichts kostet, nämlich kein Geld, sondern nur Glauben und Vertrauen, es zu thun kein Bedenken tragen.

Saint-Pierre und Kant haben uns den ewigen Frieden zugesichert. Fichte hat ihn verbürgt, und in seinen Vorlesungen zu Jena behauptet, er werde und müsse kommen, und sey es auch nach Billionen Jahren. Er setzte sich vorsichtig einen weiten Termin, und hatte nicht zu fürchten, daß ihn die Erfahrung in's Angesicht

Lügen strafen würde. Nach Billionen Jahren! Er kann Recht haben. Der jüngste Tag sargt alle Meinungen, Hypothesen, Systeme, Confessionen, widerstreitende Ansprüche und Gelüste ganz friedlich und verträglich neben einander ein. Im ewigen Schlafe ist ewiger Friede. Andere Weisen und Philosophen haben dargethan, daß die Menschheit immer fortschreitet in Weisheit und Tugend, und täglich dem Ziele der Vollkommenheit näher rückt. Den Termin haben sie nicht bestimmt, an dem der Schüler seinen Curs fertig haben und den Doctorhut, der Lehrling den Meisterbrief der Vollendung erhalten soll. Ohne Zweifel rutscht er noch eine geraume Zeit auf der Schulbank fort, bis er, bei jedem Ascense in eine höhere Klasse aufgenommen, zur Promotion gelangt. In den übrigen Welttheilen ist der Junge freilich noch nicht weit gekommen, wenn ich einige Strecken von Amerika ausnehme, wo der Ungerathene dem väterlichen Regimente in Europa den Gehorsam aufgekündigt hat. In England rührt er sich, und hat es, obgleich noch in den Flegeljahren, zu etwas gebracht. In

Frankreich zeigt er Anlagen zur Rhetorik und Mimik, die er praktisch in's gemeine Leben überträgt, ist artig und liebenswürdig, und verspricht was Tüchtiges zu werden. Der Deutsche ist ein guter Student, hat Sitzfleisch, Talent für die Metaphysik und Theologie, stolpert indessen über das Nächste unbehülflich, sieht aber das Ferne gut, das sich nicht greifen läßt. Er ist überhaupt ein guter Junge, wenn er sich bei'm traulichen Gelage mit seiner Landsmannschaft nicht den Kopf erhitzt und um Lappalien streitsüchtig wird. Die Spanier sind im Experimentiren stark, und der König selbst hat es in Versuchen der psychologischen Politik sehr weit gebracht. Die Russen zeichnen sich in der Mechanik aus, und schaffen mit Leichtigkeit große Massen fort. Der Türke verlegt sich jetzt mit Eifer auf die Politik. So geht es allenthalben ziemlich gut, beständig vorwärts, und man könnte vielleicht der europäischen Menschheit das Zeugniß geben, sie sey in der Lage, auf ein Brodstudium zu denken, weil sie wirklich auf ihre Unterkunft bedacht seyn muß, wenn sie noch anständig leben will.

Auf der Bahn der Vollkommenheit schreiten wir also beständig fort, und es muß mit jedem Tage rascher gehen, da uns die Dampfschiffe, dieser Stolz der neuesten, erfindungsreichen Zeit, bequem und schnell im Schlepptau führen.

Mercier hat sein Jahr der Erlösung, in dem die Menschheit mündig wird und sich vorstehen kann, auf 2240 festgesetzt. Der Termin ist mir zu nahe, und es könnte Hrn. Mercier leicht wie den Propheten gehen, die den englischen Nationalbankerot vorausgesagt, der, wie ein Schauspieler, dem sein Stichwort entfallen ist, beständig kommen sollte, und bis auf diesen Augenblick nicht kam. Ich habe starke Gründe, die Ankunft des Messias erst im Jahre 2330 zu erwarten, und sage sie demnach in dieser Zeit bestimmt voraus. Ich bin meiner Sache allerdings nicht so ganz gewiß; aber man glaubt nur Dem, der selbst zu glauben scheint, und Vertrauen findet nur, wer sich selbst vertraut. Darum nehme ich eine zuversichtliche Miene an. Es thaten und thuen es Andere, die noch weniger wußten und wissen als ich. Hatten doch Adam Müller

Gläubige und die Seherin Lenormand, die sogar eine Kaiserin unter ihnen zählte, wie sollte mir es an frommen Schaafen in einem Stalle fehlen, den man seitdem durch Wunderzeichen aller Art, durch Missionen und Ignorantiner-Brüder — der Orden ist entsetzlich zahlreich — noch anlockender und bequemer eingerichtet hat? Ich stelle, in meiner Voraussagung, auf das denkwürdige Jahr 2330, mit dem die Hegira des menschlichen Geschlechts beginnen soll, freilich einen Wechsel aus, den dieses schwerlich honoriren wird. Die Fortschritte, die es, seit sechs Jahrtausenden, im Guten gemacht hat, lassen mich nicht viel erwarten. Ich bin keiner von den Bewunderern der Civilisation und Cultur, wie diese Manche nehmen, die das Volk aufgeklärt nennen, wenn es zierbengelich geworden ist, und die Fortschritte der Bildung rühmen, die uns falsche Zähne einsetzen und falsche Beine anschnallen lehrt, welche man fast für wahre halten könnte. Allerdings ist es gut, daß man solche Zähne und Beine haben kann, wenn man sie braucht; aber seht Ihr wirklich einen Vorzug und einen Vortheil in dem

kläglichen Umstande, daß man sie nöthig hat, und in den man doch durch die Fortschritte der Civilisation und Cultur gerathen ist? Und wenn es nur die falschen Zähne, Beine, Waden und übrigen Surrogate der menschlichen Glieder und Sinne wären! Aber auch an die Stelle der wahren Tugenden und selbst der wahren Aufklärung sind künstliche getreten, und es gibt eine falsche Aufrichtigkeit, eine falsche Frömmigkeit und eine falsche Bildung, welche die wahre weit weniger ersetzen, als es mit den Zähnen und Beinen der Fall ist. Ich bin fast ganz gewiß, daß ich mit meinem großen Erlösungs- und Jubeljahre schlecht bestehen werde, und klüger hätte ich es, wie Fichte, über Billionen Jahre hinausgerückt. Aber das ist doch gar zu lange, und ein Gut, in dessen Genusse man auch seine spätesten Enkel nicht zu sehen hoffen darf, hört auf, für uns ein Gut zu seyn. Nach fünf Jahrhunderten dagegen nehmen wohl noch Leute, die uns angehören, die vielleicht unsere Namen kennen, Theil an der allgemeinen Standeserhöhung des menschlichen Geschlechts, und das große Adels-

diplom des höchsten Adels, den es geben kann, des Geistes und des Herzens nämlich, erstreckt sich auch auf sie. Gesetzt aber es werde nichts daraus, wie aus gar Vielem nichts wird, was der Mensch glaubt, hofft und wünscht, dann will ich Den sehen, der, nach fünfhundert Jahren, mir mit dem Vorwurfe unter die Augen tritt, meine Prophezeihung sey nicht eingetroffen. Wird mein Wechsel, wie ich fast fürchte, wirklich auch protestirt, was kann das meinem Hause schaden, von dem selbst die Firma nicht mehr besteht? Nach fünfhundert Jahren mögen sie alle meine Wechsel protestiren, die ich in meinen Schriften ausgestellt; auf der gelehrten Börse wird das wenig Eindruck machen, und ich lache nur über die Spekulanten, wie ich es hier schon, fünfhundert Jahre früher, thue. Was kümmert mich, nach fünfhundert Jahren, das Schachern und Treiben der gelehrten Stoksjobbers, und der Mäkler und Sensale in den allgemeinen und besondern Literaturzeitungen, Anzeigen, Annalen, deutschen und nicht deutschen Bibliotheken, Morgen-, Mittags-, Abend-, Mitternachts- und aller Tags-

und Jahreszeiten-Blättern? Gar nichts; jetzt schon im Geringsten nichts.

Der endlichen Vollendung und Vollkommenheit unseres Geschlechts möchte es wohl gehen, wie dem Hesperien der Alten. Erst setzten sie es nach Spanien, dann nach Frankreich und endlich wieder westlicher, so wie sie die Länder kennen lernten, in denen die paradiesischen Gärten mit ihren goldnen Aepfeln liegen sollten und — doch nicht lagen. Geht es unsern Idealen, schönsten Hoffnungen und Wünschen besser? Wo mögen die Zaubergärten liegen, in denen die goldnen Früchte der höchsten, gleichmäßigen Ausbildung, des wahren Wissens und des redlichen Wollens reifen? Welcher heldenmüthige Herkules wird den ungeheuren Drachen tödten, der sie eifersüchtig hütet und den Zugang zu ihnen feindlich untersagt? Wird er auf einem Throne, in einem Palaste, oder in einer Hütte geboren? Am Ende, ich fürchte sehr, werde ich mit meinem Jahre 2330 dasselbe Schicksal, wie Mercier mit 2240, haben; und selbst Fichte hätte mit seinen Billionen Jahren, wenn sie Menschenkinder erleben

sollten, kein glücklicheres Loos zu hoffen. Und doch soll sich meine Pythia auf den Dreifuß sezzen, und die Herrlichkeiten und Wunder meines Jahres 2330 prophezeihen. Möchte sie mich, wie Alexander den Großen, für unwiderstehlich erklären! Und ist es nicht in der That jeder Mann mit Geistesstärke und Willenskraft? Also sage ich Euch und verkünde: «In dem glorreichen, denkwürdigen und segenvollen Jahre 2330, und in allen Billionen und Billionen Jahren, die ihm folgen, wird die Wahrheit die erste Hofstelle bekleiden, und dem Throne sich beherzt und gefahrlos nähern. Die Schmeichelei wird verabscheut werden, wie früher oft die Aufrichtigkeit. Die Gewalt wird immer gerecht, das anständige Wort frei, das Ansehen bescheiden, die Gunst mäßig und ohne Selbstsucht seyn. Der Ueberfluß wird die Dürftigkeit zu Gast bitten und gern in seiner Nähe sehen, um ihr beizustehen. Die Beamten werden glauben, die Diener des Gesetzes, die Organe der Staatsgewalt, nicht aber die Herren des Volks zu seyn. Das Verdienst und die Tugend werden die ihnen gebüh-

rende Anerkennung und Auszeichnung erhalten, die früher der Gunst, der Gevatter- und Vetterschaft zu Theil geworden sind. Das Gesetz wird höher stehen, als die Laune Dessen, der es zu vollziehen hat, und zwischen dem Wohle des Staats und dem seines Regenten wird kein Unterschied mehr seyn. Die Philosophen werden keine leeren Systeme, keine einzig wahre Weisheit, die Theologen keinen einzig selig machenden Glauben mehr erfinden und lehren. Die Literaturzeitungen werden in ihrem Urtheile nur auf den Werth und Gehalt der Schriften, nicht aber auf den Stand, die Partei, den Einfluß und das Vermögen der Verfasser derselben sehen. Man wird ihren Ausspruch so gerecht, so reiflich erwogen, so gründlich gedacht und so besonnen ausgesprochen finden, als er jetzt nur zu oft einseitig, parteiisch, flach, leichtfertig und unbesonnen ist. Die politischen Blätter werden weder schmeicheln noch lügen, und an die Heiligkeit der Wahrheit und des Rechts wenigstens eben so oft denken, als an die Zahl ihrer Abnehmer. Die Geburt wird nicht mehr übermüthig, die Macht

nicht gewaltthätig, die Religion nicht unduldsam, der Erwerbfleiß weder habsüchtig noch betrügerisch seyn. Die Landstände werden sich als Stände des Landes zeigen, und die Deputirten das Interesse des Volks wahren, das sie gesendet hat. Kurz, die Ströme werden nicht mehr verheerend übertreten, das Feuer nur wärmen und nicht brennen, der Wolf ohne Falsch an der Seite des Lammes wandeln, und der Himmel auf Erden seyn. Das ganze Leben ist dann nur ein Christtag, sein Inhalt eine erfreuliche Bescherung und das menschliche Geschlecht ein gutes, glückliches Kind. Das ganze Daseyn ist ein Kirchweihfest und jede Woche ein blauer Montag. Es wird ein Leben seyn, wie es noch kein Mensch gelebt hat und keiner je leben wird; denn die Liebe ist dann ohne Laune und Eifersucht, der Besitz mildthätig, das Volk ohne Aberglauben, der Priester ohne Heuchelei, der Gelehrte ohne Pedanterie, der Hohe ohne Hochmuth, der Niedere, vor diesem, ohne Demuth. Hr. v. Villele, Fürst Polignac und der Herzog von Wellington werden es nicht erleben, und aus dem Ministe-

rium, wie mancher Schauspieler, der jetzt seine Rolle spielt, von der Bühne getreten seyn. Bis dahin aber, nämlich bis zu dem Jahre 2330, wird es so ziemlich bei'm Alten bleiben. Man wird lügen, heucheln, unterdrücken, verleumden, betrügen, rauben, Krieg führen, Frieden schließen, Zölle anlegen, Abgaben erheben, Bücher schreiben, die nicht besser sind als die, welche man bisher geschrieben hat, rezensiren, kannengießern, polemisiren, dogmatisiren, urtheilen, schlichten und richten so verständig, billig und anständig, wie jetzt. Der Geier wird auf die Tauben und Hühner stoßen, der Hammer auf den Ambos schlagen, das Wasser abwärts laufen, Nacht mit Tag und Hitze mit Kälte wechseln, und der Wolf wohl seine alten Haare, aber nicht seine alten Gelüste ablegen. Es wird Menschen geben, die von denen der früheren Geschlechter nicht sehr verschieden sind: Dummköpfe und Verständige, ehrliche Leute und Spitzbuben, Betrüger und Betrogene, falsche Propheten, und Narren, die an sie glauben, Gerechte und Ungerechte, Unterdrücker und Unterdrückte, Scheinheilige, Frömmlinge,

Andächtler, Pedanten, aufgeblasene Ignoranten und bescheidene Weisen, und allenthalben, wo Menschen sind, wird es menschlich zugehen. Auf das Mehr oder Weniger kommt freilich viel an, und dieses Mehr oder Weniger zu Stande zu bringen, das ist unsere Sache, die der Regierungen, der Völker, ihrer Führer, Weisen und Lehrer. So viel bleibt indessen gewiß: Wer es sich gut macht, der wird es gut haben, und Dem wird Gott helfen, der, im Vertrauen auf ihn, seiner Kraft und seinem Rechte vertrauend, sich selbst zu helfen weiß. Gab es je eine wahre Prophezeihung, dann ist es diese. Nehmt sie Euch zu Herzen!

An

die verehrliche und verehrte

Redaktion der Cäcilia *).

Von

einem Freunde der Musik,

der nichts davon versteht.

---

*) Cäcilia eine Zeitschrift für die musikalische Welt.

Die verehrliche und verehrte Redaktion der Cäcilia hat mich um Beiträge für diese geschätzte Zeitschrift ersucht. So viel Vertrauen auf meine musikalischen Kenntnisse war mir um so überraschender, da ich mich in diesem Fache eben keines besondern Rufs zu erfreuen habe. Im Gegentheil haben von jeher die Eingeweihten, wenn ich in ihrer Gesellschaft über Gegenstände der Musik eine Meinung wagte, immer auf den Laien herabgesehen, wie ein ahnenfestes Stiftsfräulein auf das bürgerliche Kammermädchen, oder wie ein graduirter Arzt auf den Dorfbarbier. Mit Leuten vom Handwerke, die wie die Gauner — doch ihrer Ehre unbeschadet — ihre eigene Sprache reden, ist einer, der sie nicht versteht, recht übel daran, und gleichsam verrathen und verkauft. Sie legen sich in ein Verhau von fremden Worten und Redensarten, und wie man an

sie will, steht man vor den spanischen Reutern und Pallisaden, von Rothwälsch aufgeführt, hinter denen sie fest sind und sich frei bewegen, und man muß ein andächtig gläubiges Gesicht machen, wenn der gelehrte Doctor dem Patienten darthut, es würden sich die Schmerzen legen, sobald die dolores nachließen. Nicht besser ging mir es in der Regel, wenn von Musik die Rede war, und ich das Ohr und mein Gefühl geltend machen wollte. Es war, als komme es bei der Musik auf das Ohr nicht an, und noch weniger habe das Gefühl damit zu thun.

Ich schäme mich fast, mit Kunstverständigen von Musik und von Dem, was mich aus ihr rührt oder mir gefällt, zu reden. Bin ich doch immer übel angekommen, wenn ich sie gutmüthig merken ließ, welche Stellen besonders Eindruck auf mich gemacht. Da erfuhr ich denn, daß ich gegen alle Regeln der Kunst in Rührung kam, und durchaus nicht nach den Vorschriften des guten Geschmacks Gefallen fand. Lachten nicht sogar Frauenzimmer, die auf der Bühne im Chor mitsangen, und darum vom Handwerke zu seyn

glaubten, ganz heimlich unter dem Sacktuche, das sie anständig vorhielten, als ich sagte, die Schweizerfamilie gehöre zu meinen Lieblingsopern, schon der Eingang der Ouvertüre erfülle mich mit süßer Wehmuth und sanfter Rührung, die das Stück in vielen Stellen unterhalte und steigere! Sie wußten nicht, was sie von mir glauben sollten, von mir, einem Manne, der im Rufe stand, so etwas von einem Gelehrten zu seyn, als ich Mehul pries uud sagte, bei der Vorstellung von Joseph und seinen Brüdern seyen mir Thränen in die Augen getreten. Einmal ließ ich mich von meinem Eifer so übernehmen, daß ich, in einem musikalischen Kränzchen, zu meiner Vertheidigung mit folgenden Aeusserungen herausfuhr, die auch sogleich als ketzerisch verdammt und verworfen wurden. «Die Seele der Musik» rief ich nämlich gegen die Kunstgenossen, die mir, als einem Laien, mit dem ganzen Uebermuthe einer gefesteten Aristokratie zusetzten, «die Seele der Musik ist Melo«die, Harmonie aber der Körper. Vielleicht «bin ich verständlicher, wenn ich mir mit Gleich-

«nissen zu helfen suche. Was in der Skulptur «der Mensch, das ist in der Musik die Melodie, «Harmonie aber seine Bekleidung. Die Alten «sind unerreichbar in dem Nakten; sie haben uns «die Ideale menschlicher Schönheit dargestellt. In «der Musik mögen sie nicht weniger stark gewe- «sen seyn, nach den Wundern, die sie damit ge- «wirkt; und ihre Musik war Melodie. Wir «zeichnen uns mehr in der Bekleidung aus und «in der Harmonie. Unsere Engel und Heiligen «schleppen sich in goldverbrämten Stoffen, und «unsere Helden und Weisen lassen kaum aus den «Wolkenperüken die Nasenspitze und aus den «gefältelten Manschetten das vordere Glied der «Finger sehen. So ist es zum Theil auch mit «unserer Musik. Die Instrumente machen ein «angenehmes Geräusch zusammen, das den Ohren «wohl thut, aber in der Seele nichts zurückläßt. «So unterhält und ergötzt ein altes Bild mit «seinen schillernden Farben, den faltenreichen Ge- «wändern und der schönen Umgebung. Alle Ne- «bendinge sind meisterhaft, die Hauptsache dage- «gen ist in der Regel mittelmäßig. Von gleichem

«Werthe haben wir auch Schriftsteller, die mit
«einer rauschenden Janitscharenmusik von gewich-
«tigen und wohlgesetzten Worten und Redensar-
«ten betäuben. Man wird von den gewaltigen
«Wogen des flutenden und braußenden Stromes
«ergriffen und fortgerissen. Läßt aber das Fluten
«und Braußen nach, und man hat sich aus dem
«wilden Treiben ans stille Ufer gerettet; ist näm-
«lich ein solches Buch durchgelesen, eine solche
«Musik abgehört, ein solches Gemälde besehen,
«dann kommt man nach und nach von der Be-
«täubung zurück und hat das Gefühl der Ermü-
«dung, auf das eine unangenehme Leere folgt.
«Es ist nichts zurückgeblieben, das wohlthätig fort-
«wirkt und freundlich nachklingt. Sind die Ge-
«wässer abgelaufen, die uns umplätscherten und
«umwogten, dann sitzen wir unbehaglich, wie
«auf dürrem Sande. Nicht, als hielte ich die
«Harmonie für überflüssig; vielmehr lege ich ei-
«nen großen Werth darauf, wie auf den Kör-
«per, der mir eine große und schöne Seele zeigt;
«wie auf Kleidung und äussern Schmuck, wie auf
«Ausdruck und Sprache; aber die Melodie ist

«das Wesentliche, und der Körper des Geistes, «die Kleidung des Körpers, der Ausdruck des «Gedankens und des Gefühls wegen da.» — Ich glaubte was Gescheidtes gesagt zu haben, und machte eine Pause, um zur Fortsetzung neue Kraft zu sammeln und mich an dem hervorgebrachten Effekte zu stärken, da lispelte die prima donna der Oper dem ersten Hornisten ins Ohr: «Was Der für dummes Zeug spricht!» und der erste Hornist lächelte beifällig. Ich brach nun kurz ab, wie es sich von selbst versteht, um über diesen Gegenstand wenigstens so bald nicht wieder anzuknüpfen.

Für die verächtliche Gleichgültigkeit, womit der Tonkünstler von Profession mich sonst von der Musik, wie den Blinden von der Farbe, reden hörte, entschädigte mich nun das ehrenvolle Vertrauen, welches mir Meister in der Kunst dadurch bewiesen, daß sie mich aufmunterten, an einer so gehaltreichen Zeitschrift, wie die Cäcilia ist, Theil zu nehmen. Doch ward ich eine geheime Scheu nicht los, wenn ich bedachte, daß ich von etwas schreiben sollte, was ich in Worten nicht so recht aus-

zusprechen wußte; denn mit dem Ohr und dem Gefühl, das merkte ich, reichte ich wohl zu meiner eigenen Befriedigung, aber nicht zu der von Andern aus. Lehren, was man nicht versteht! das ist ein Kunststück. — Wie es nur die Tausende, die es mit Erfolg treiben, anfangen! Einem Laien ist das zu rund, und das Geheimniß mag sich auch nur im Rothwälsch erklären lassen.

Wenn, fiel mir in der zweifelhaften Ueberlegung ein, wenn man dich, durch die Einladung Beiträge einzusenden, vielleicht hätte aufmuntern wollen, erst etwas zu thun im Fache der Musik! Hat doch Jean Paul schon bemerkt, daß man in Deutschland oft den Leutchen einen Titel gibt, um sie zu bestimmen, sich für das Fach zu befähigen, in dem sie die Titularanstellung erhalten haben. Wünschte er sich nicht selbst den Titel eines Bergraths, weil er vom Bergwerkswesen nichts verstand, und einer Aufmunterung bedurfte, sich damit abzugeben! Verdiente wohl Jemand mehr, als ich, den Titel eines Musikraths zu erhalten, da ich, in diesem Punkte, keinem Menschen zu rathen weiß? Deutschland, das muß

der Neid ihm zugestehen, läßt es an Aufmunterung nicht fehlen, in jeder Gattung des Wissens das Höchste zu erreichen. Mit Räthen aller Art ist es zum Ueberfluß gesegnet, und wenn es in der Justiz, den Finanzen, der Verwaltung, dem Schul-, Kriegs-, Kirchen- und vielen andern Wesen nicht Meister und Muster liefert, dann ist daran der Mangel an Titeln zur Aufmunterung wenigstens nicht Schuld. Das Ausland, welches diese löbliche deutsche Einrichtung nicht zu kennen scheint, hat sich die lächerlichsten Irrthümer und Versehen in dieser Hinsicht vorzuwerfen, und uns, wegen der Menge von Räthen, für das berathenste Volk gehalten, da doch dieser Ueberfluß gerade von Mangel zeugt, und ein Beweis von unserm rathlosen Zustande ist. Alle diese Rathstitel — das wissen nur die Fremden nicht — sind ein Sporn zur Produktion des guten Rathes, der theuer bei uns ist. Frankreich besonders, das uns zu wenig studirt, obgleich es sich sonst mit Deutschland viel mehr zu schaffen gemacht, als diesem lieb und zuträglich gewesen, verkennt uns sehr. Den Namen nimmt

es ganz ernsthaft für die Sache, und es, das Andere so oft und leicht getäuscht, läßt sich sogar von uns, die wir doch in der Regel nur uns selbst täuschen, zum Besten haben. Schrieb mir doch, im Jahre 1815, wo wir Deutsche, durch dieses Kunststück der Selbsttäuschung, noch so hoch über allen Völkern, und besonders über den leichten und luftigen Franzosen standen, ein Freund aus Paris, — wie gut, daß es der rheinische Merkur nicht wußte! — um mir zu meiner Standeserhöhung Glück zu wünschen. Da ich mir damals unter der provisorischen Regierung — Gott besser's! — nicht recht zu rathen wußte, ward ich gerade zum Hofrathe ernannt, und der Pariser Freund, der es vernommen hatte, wünschte mir, in der Freude seines Herzens, zu der einflußreichen Stelle Glück, die mir es zur Pflicht machte, einen achtungswerthen Hof zu berathen. Der gute Mensch sah mich den ganzen Tag in heißer Thätigkeit, um die Rathsbedürftigen mit der nöthigen Zufuhr zu versehen. Das war so schlimm nicht. Der Hof hat mir eben nicht besonders zugesetzt, und um

Rath zeigte er sich bei mir nie verlegen, wie er es denn auch in der That nicht war. Guter Rath ist ohnedies ein Artikel, den Jeder, zu fremdem Gebrauche, beständig in bester Qualität vorräthig hat, wenn er auch für sich selbst Mangel daran leidet. Der Hof vermißte wohl nichts weniger, als den Rath seines Hofraths. Herr von Mathison, der auch als Legationsrath, wie ich, ein Vexir-Rath war, erzählt in seinen schönen Erinnerungen, wie ihm das deutsche Titelwesen in Frankreich einen Dienst geleistet. Er wollte nämlich nach der Hauptstadt dieses Reichs, die, unter einer römischen Seele, so gut als Rom, die Hauptstadt der Welt geworden war. An der Grenze hielt ihn ein Mauthposten an. Die Leute machten bekanntlich wenig Umstände. Der Koffer sollte abgeladen werden. Zwei Späher hielten ihn mit einem Kennergefühle wiegend fest. Der Dritte wollte eine anatomische Zerlegung des Wageninhaltes vornehmen, während dem der Vierte sich höflich an den Insassen desselben mit der Erkundigung um Namen, Stand und Paß richtete. Mathison reichte den Paß hin.

„Conseiller de légation!“ sagte der Mauthangestellte, da er las. „Als Zugehör einer Gesandtschaft können der Herr Eile haben, und sind auch, Ihres Charakters wegen, über den Verdacht des Schmuggelns erhaben. Je demande pardon; bon voyage, Monsieur le conseiller de légation!“ — Wer je einer französischen Mauth unter die prüfendeu Finger gefallen ist, wird sich die Zufriedenheit des Herrn Legationsraths von Mathison denken können. — So vermag selbst ein leerer Titel, eine bloße Förmlichkeit zu nützen. Wer darf sagen, zu was ein Ding in der Welt nicht gut seyn kann!

Die Einladung, an der Cäcilia mitzuarbeiten, will ich also auf diese Weise, nämlich als eine Einladung nehmen, mich im musikalischen Fache zu befähigen. Brauchen könnte ich es freilich, das läugne ich nicht. In keiner Kunst, die edle Heraldik ausgenommen, habe ich so wenig gethan, als in der schönen Kunst der Töne. Die Genealogie, so belehrend und ersprieslich das Studium derselben seyn mag, hat mir auch keine schlaflosen Nächte gemacht; aber ich weiß

doch, daß der alte von Hohenfeld der Vater des jungen ist, in wie weit dieser für seinen Sohn gehalten wird. In der Musik aber, als Kunst, bin ich durchaus unerfahren. Nicht, als hätte mir es an Freude daran gefehlt; im Gegentheil wollte ich durchaus erst Klavier, dann Flöte spielen lernen. Es ging nicht. Mein eigenes Geklimper und Geächze erfüllte mich, der die Musik göttlich verehrte, mit einem solchen Widerwillen, daß ich das Lernen aufgab, um mich an der Heiligen nicht stümpernd zu versündigen. Es schien mir ein Frevel, an den göttlichen Tönen, die mir Seele und Gemüth erfüllten, schülerhaft zu zerren. So habe ich, wirklich aus reiner Achtung vor der Musik, keine Musik gelernt. Wahr ist indessen, daß sich mein Lehrer oft bitter darüber beklagte, mir sey auch nicht eine Spur von Takt beizubringen. Er hatte Recht, und der Mangel ist mir durch mein ganzes Leben nachgegangen. Ich bin nicht taktfest geworden, wie ich von vornehmen Leuten, ja selbst von Censoren und gemeinen Kritikern erfahren muß. Der brave Musikmeister hat mir ganz

richtig die Nativität gestellt. Aus Dem wird nichts, pflegte er zu sagen; ist ihm ja sogar der Dreivierteltakt nur in die Beine und nicht in den Kopf zu bringen! — Leute, die es verstehen, sagen aus dem Jungen den ganzen künftigen Mann voraus, oder vielmehr zurück; denn sie prophezeihen diesen erst, wenn sie ihn haben, und entwickeln ihn aus dem Kinde heraus, wie der Historiker die Gegenwart aus der Vergangenheit. Alle Rathsherrn sind klug, wenn sie von dem Rathhause kommen. Auch die Biographen und Forscher der Staatengeschichte befinden sich in diesem Falle. Ist etwas einmal da, dann erklären sie von tausend Jahren her, wie es gekommen ist, und so kommen mußte. Der Hinterkopf des Janus hat bei ihnen ein vortreffliches Gesicht; aber der vordere ist stockblind. Aus dem Augenblicke der Gegenwart, dem winzigen Ei des Colibrit, brüten sie den Vogel Strauß der Vergangenheit ohne Mühe aus, da sie dagegen über dem Straußenei der Vergangenheit vergebens sitzen, und es wohl faul, aber nicht einmal einen Colibri daraus brüten. So haben die Histori-

ker den spätern Napoleon in dem frühern ganz und gar gefunden, da die Welt aus dem General den Consul und aus dem Consul den Kaiser nicht errieth. Bei mir dagegen hat mein Musiklehrer recht gut gesehen, und es vorausgesagt, aus dem Jungen ohne Takt könne unmöglich etwas werden. Ja, hätte ich Takt gehabt, und mit der Zeit, die, Seiltänze übend, vor- und rückwärts sprang, den Kopf bald oben bald unten, stehend oder hängend trug, gleichen Schritt gehalten! — Aber es war mir nicht gegeben; und so bin ich aus dem Takt der Zeit gefallen, und die Zeit und ich stimmten im Spiele nicht zusammen. — Doch versehen es die Lehrer auch zu Zeiten, wenn sie die Propheten machen wollen. Dem Tanzmeister eines englischen Ministers — irre ich nicht, dann war es der große Chatam — ist, unter Andern, seine Prophezeihung schlecht gerathen. Da der Tanzkünstler vernahm, der Mann, der sein Schüler gewesen, sey an die Spitze der Verwaltung von Großbritannien gekommen, sagte er wehmüthig: «Das arme Land! Der soll es regieren, dem ich keinen

Pas beizubringen wußte! Die Haushaltung will ich sehen!» Der Minister machte aber seine Pas gut genug, und ich hätte mir das Tanzstück seines Lebens wohl gefallen lassen, wenigstens noch lieber, als das seines Sohnes, der, obgleich ein geschickter Tänzer, doch viele faux-pas machte. Es ist so ein Ding mit dem Prophezeihen. Unter hundert Nieten ist kaum ein Treffer. Wer diesen nun gerade zieht, hat gutes Spiel. Gelang es doch Herrn Professor Ditmar nicht immer mit dem Wetter, das doch bei weitem nicht so wetterwendisch ist, wie der Mensch und des Menschen Sinn!

Wie die verehrliche Redaktion demnach aus meiner aufrichtigen Darstellung, oder Ausstellung meines musikalischen Selbst ersieht, hat sie sich um Beiträge für die Cäcilia, die ihrer würdig wären, in mir durchaus nicht an den rechten Mann gewendet. Ja, wenn es mit dem guten Willen gethan wäre; wenn man so leicht und schnell ein Künstler oder Kunstkenner würde, wie man heut zu Tage ein Freier, ein berühmter und gefeierter Name werden kann! Vor wenigen Ta-

gen noch habe ich ein dickes Buch gesehen, das, seinem Titel nach, darthut und auseinandersetzt, wie der Pfarrer Henhöfer aus einem Unfreien ein Freier geworden ist. Das Kunststück möchten wohl die Lieberalen lernen, denen es, aller Anstrengung unerachtet, in Jahren nicht gelingen wollte, ein Bischen Freiheit auf der Erde heimisch zu machen. Es ist aber ganz einfach und leicht. Die Metamorphose geht so rasch und unbemerkt vor sich, daß es weit merkwürdiger zu sehen scheint, wie die Raupe sich zum Schmetterlinge verpuppt, und als solcher ausfliegt, als wie der Unfreie sich zum Freien veredelt, und mit schnell gewachsenen Seraphflügeln sich aus dem Staube der Knechtschaft in die heitere Region der Freiheit erhebt. Man darf nur seinen Glauben wechseln. Die Religion der Väter schwört man ab, und ein neuer Mensch steht aus dem Mörser auf, in dem die Bande der Verwandtschaft, die sonst mit Demantketten das Kind an die theuern Eltern, die Söhne an die Väter, den Jüngling und Mann an die süßen Erinnerungen der ersten Jahre fesseln, zermalmt wor-

den sind. Es kommt aber darauf an, auf welche Seite der Uebertritt geschieht. Der gute Stolberg hat auch seinen Glauben gewechselt; der ist aber den verkehrten Weg gegangen, wie es scheint, weil er aus einem Freien ein Unfreier geworden. Also merkt's Euch! — Philosophisches Jahrhundert, du solltest strahlend über dem Geschlechte aufgegangen seyn, das sich für aufgeklärt und weise hielt! Für deinen Glanz und deine Wärme war das Geschlecht aber noch zu schwach und empfindlich; wie hätte ihm sonst der Morgen schon, von dem ihm kaum das Frühroth leuchtete, das Gehirn verbrannt! — Armes, doch glückliches Volk, das seine Sklaverei für Freiheit und seinen Unverstand für Weisheit hält! Dagegen ließe sich nun nichts sagen, wenn es, zufrieden mit seinem Glücke, dasselbe in stiller Dankbarkeit genießen, und Andern, die weder seinen Appetit noch seinen Magen haben, das Gericht, das ihm selber schmeckt, nicht als Leckerbissen aufdringen wollte.

Ein Freier könnte ich also wohl aus einem Unfreien, wie Herr Pfarrer Henhöfer, werden;

was würden aber die Cäcilia und ich dabei gewinnen, da ich weder kunstreicher noch verständiger dadurch würde? Ich käme zu einiger Reputation, würde in Zeitungen ausposaunt, in Kupfer gestochen, von den Kleinen als ein großer Mann gepriesen; aber ich kann diesen Pilzenruhm, der über Nacht aufschießt und über Tag vergeht, diese Strahlenkrone des Ruhms von Strohfeuer, das sich entzündet, um in Rauch zu erlöschen, nicht besonders achten. Es ist ein gar gebrechliches Ding um die Celebrität, mit der die Einfalt die Mittelmäßigkeit verherrlicht. Die unbefugte Geberin stellt als ein bankerottes Haus auf die Nachwelt einen Wechsel aus, den schon der nächste Augenblick nicht honorirt.

Mochte ich doch von den starren Katholiken nie etwas wissen, für die es kein Heil ausserhalb ihrer Kirche giebt; denen die Tugenden der heidnischen Alten, eines Sokrates, Phocion und Cato nur glänzende Laster sind, und die Alle in die Hölle weisen, die nicht an die Unfehlbarkeit einiger gebrechlichen Menschen glauben. Wie! und ich sollte mir aus Denen etwas ma-

chen, die das Heil der Welt von Luther und Calvin her datiren, und außer ihrem steifen, engherzigen und seelenlosen Glauben keinen andern gelten lassen? Nein, meine Herren, was in meinem eigenen Hause schwarz ist, finde ich in dem Eurigen nicht weiß.

Indessen wird die Cäcilia nicht leer ausgehen; im Gegentheil gedenke ich sie mit einem Entwurfe auszustatten, der ihr künftiges Glück begründen soll. Es ist zwar möglich, daß große Projekte in unserer Zeit, die durch Erfahrung hätte klug werden können, nicht mehr so leicht wie früher Eingang finden. Wir haben so viele unfehlbare und wohlfeile Mittel, den Staat reich, die Menschen glücklich, die Jugend verständig, die Kleider wasserdicht, den Handel blühend und die Spitzbuben ehrlich zu machen, und so viele herrliche Systeme der Staatswirthschaft, Moral Pädagogik, der Gewerbe und des Akerbaues sind aufgestellt, daß man über Nichts mehr erstaunen muß, als wie es noch verschuldete Staaten, arme Leute, unglückliche Menschen, böse Buben, Diebe, Gauner und Mauthen giebt, und wie man naß

werden kann. Ja, die Praxis scheint die Theorie höhnend herauszufordern und, ihr zum Trotz, das Gegentheil von Dem zu liefern, was sie als endliches Resultat ihrer Demonstrationen leisten will. Es ist freilich wunderlich, daß Elende die Mittel, glücklich zu werden, und die Armen reich zu machen, um ein Billiges feil bieten; — daß Leute den Staat frei und blühend machen wollen, die im eigenen Hause Tyrannen und Verschwender sind; — daß Schlingel sich als Erzieher der Jugend empfehlen. — Daran muß man sich indessen nicht stoßen. Die Kunst, Andern zu geben, was man selbst nicht hat, ist alt, und ward von Rechtsgelehrten, Priestern und Philosophen schon in der frühesten Zeit geübt. Auf die Gefahr, das Menschengeschlecht einmal klug zu sehen, läßt sich noch gar viel wagen. In diesem Punkte übereilen wir uns nicht. Es wird noch eine schöne Reihe von Jahrhunderten vorüberziehen, bis Vernunft und Recht zum verheißenen Besitze des gelobten Landes kommen, das die Dummheit und Schlechtigkeit, die früher mündig geworden, als jene Verspäteten und Nachgebor-

nen, die nun ohne Erbtheil sind, sich angeeignet haben. Es ist sogar möglich, daß diese Prätendenten — nämlich Vernunft und Recht — ewig Prinzen von Wales bleiben. — Dem sey nun, wie ihm wolle, auf keinen Fall darf mein Projekt mit denen der gewöhnlichen Projektenmacher verwechselt werden, und wäre es auch nur aus dem Grunde, weil die eigenen Kinder, sind sie auch schief und ausgewachsen, doch immer wohl gebildet sind. Ich denke auf nichts Geringeres, als: die Politik mit der Musik zu verbinden, jene auf diese zu impfen, und durch solche Versetzung der Pflanze auf einen andern Boden, durch diese Vermischung der Arten, nach den Vorschriften einer guten Wirthschaftslehre, die Frucht zu vervielfältigen und zu veredeln. In der Verbindung der Musik mit der Politik liegt das Heil der Welt; sie begründet eine neue Zeitrechnung; mit ihr beginnt ein neues Geschlecht. Was noch kein System geleistet hat, das wird das meinige leisten; und da ich es Standespersonen und dem verehrten Publikum nicht auf Pränumeration oder Subscription anbiete, so

dürfen sie, wenn auch tausendmal geprellt, doch mir mit Vertrauen entgegenkommen.

Indessen will ich mich in meiner Größe, zu der mich die höchst merkwürdige Erfinduug erheben muß, nicht übernehmen, und ehrlich (das thuen nicht alle Schriftsteller) gestehen, wie ich zu dem Schatze gekommen bin. Mir ist nämlich als einem andern Newton, der Apfel, wie ich berichten will, auf die Nase gefallen. Mehrere berühmte Männer machten fast zu gleicher Zeit den Vorschlag, die Heilkunde auf eine zweckmäßige Weise mit der Religion zu verbinden. Dieser herrliche Gedanke, der einer sonst etwas gebrechlichen Kunst kräftig unter die Arme greift, und dieser sowohl als den Patienten großen Vortheil bringt, wenn er den Letztern auch nur einen Theil der Abgaben an die Apotheken erläßt, erfüllte mich mit einer edelen Nacheiferung. Sollte die Politik, dachte ich, der das ordentliche Fortkommen auch mit jedem Tage schwerer wird, sich nicht bei einer Verbrüderung ähnlicher Art wohl befinden, und wenn sie ihr Geschäft mit einer andern Kunst oder lobenswerthen Anstalt

in Compagnie besorgte, an Betriebskapital und Kredit gewinnen? Brauchen kann sie es, das ist offenbar; denn das Heilen der Gebrechen unserer Staatskörper geht der Staatskunst nicht besser von der Hand, als der Medizin das Heilen der Gebrechen menschlicher Körper, und in beiden Fächern häufen sich die unglücklichen Empiriker, bei den ewigen Versuchen und Systemen, mit jedem Tage. Ich hatte Gründe, die ich auch später entwickeln will, der Politik die Musik als freundliche Gehülfin zuzugeben.

Mein Entwurf, das muß ich eingestehen, ist freilich nicht ganz neu, vielmehr ganz alt, wie gar vieles Gute, und ist, vor lauter Alter, wieder neu geworden. Montesquieu, den ich immer gern meinen Lehrer nenne, hat über die Meinung der Alten, daß die Musik ein wesentliches Mittel der Erziehung des Menschen und der Völker sey, wie es ihm eigen ist, mit vielem Geiste gesprochen. «Polyb, sagt er unter Anderm, der scharfsinnige Polyb bemerkt, die Musik sey nöthig, um die Sitten der Arkadier, die ein trauriges und kaltes Land bewohnen, sanft zu

machen; die Einwohner von Kynätha, welche die Musik vernachlässigen, überträfen alle Griechen an Grausamkeit, und es gebe keine Stadt, wo so viele Verbrechen begangen worden.» Plato nimmt keinen Anstand zu behaupten, man könne mit der Musik keine Veränderung treffen, die nicht zugleich eine in der Verfassung des Staats wäre. Aristoteles, der seine Politik nur geschrieben zu haben scheint, um seine Ansichten denen des Plato entgegen zu setzen, ist indessen über den Einfluß der Musik auf die Sitten mit demselben einig. Theophrast, Plutarch, alle Alten, sind derselben Meinung; und diese Meinung ist nicht ohne Ueberlegung hingeworfen, sondern macht einen Grundsatz ihrer Staatskunst aus. Plato nennt die Aufsicht über die Musik und die Gymnastik die wichtigste Anstellung im Staate. «Damon, sagt er, wird Euch die Töne angeben, welche die Niederträchtigkeit, den Uebermuth und die entgegengesetzten Tugenden erzeugen.» — In diesem Geiste gaben jene Männer ihre Gesetze, so wollten sie, daß man regiere.

Orpheus war der Gesetzgeber seines Vaterlandes; die rohe Wildheit, die heftige Leidenschaftlichkeit des Menschen bezähmte er durch die Zaubertöne der Musik. Das waren die Ungeheuer, die er bändigte. Amphion, der die Mauern von Theben bei der Harmonie seines Saitenspiels aufsteigen sah, wie die Fabel sagt, war in der Geschichte der Gesetzgeber seines Volks, das er, seinen Anordnungen gehorsam, in einer Stadt versammelte.

Bei den Alten, denen wir, leider! nur Philologen, aber weder Weise, noch Gesetzgeber oder Erzieher verdanken, diente die Musik einem ganz andern und weit edlern Zwecke, als bei uns, wo sie zur Dienerin des Luxus, zum Gesellschaftsfräulein der langen Weile, zur Kupplerin der Wohllust herabgewürdigt ist. — Doch reden wir davon nicht, da es durch sehr kluge und sachverständige Männer entschieden ist, wir neueren civilisirten Europäer seyen ein so eigener, wohlgerathener Schlag Leute, daß die Welt des Alterthums, wie die neue über dem atlantischen Meere, mit ihren halb-barbarischen Gesetzen und Insti-

tutionen so wenig für uns passen, als die unschickliche Ohnehosentracht! Lassen wir diese zwei Welten, die uns doch verschlossen bleiben, wie das Paradies, und halten uns an unserm Gegenstande, der Verbindung der Musik nämlich mit der Politik! Ich will auf einige Vortheile derselben aufmerksam machen.

Verstehen sich unsere Staatsleute nur halb so gut auf die Musik, wie Orpheus und Amphion: welche Dienste werden sie dann nicht ihrem Vaterlande und dem menschlichen Geschlechte leisten! Entführte jener seine geliebte Eurydice der Unterwelt, der Wachsamkeit des Höllenhundes ungeachtet, werden unsere Staatsmänner dann Mühe haben, die Freiheit, die Selbstständigkeit und das Glück der Nationen zu retten, die der einzige Gegenstand ihres Strebens sind! — Haben die Töne der Musik Felsen bewegt und Wälder zum leichten Reihentanze bezaubert, wie leicht wird dann ein musikalisches Ministerium mit der Opposition in den Kammern, deren Glieder doch wahrlich kein Herz von Felsen haben, und mit den starrsinnigen Blättern

fertig, die keine tiefgewurzelten Bäume, ja nicht einmal von Holz sind! — Die Politik mit der Musik verbunden wird alle die widerlichen Dissonanzen, die man in der politischen Welt jetzt so häufig hören muß, in freundliche Akkorde auflösen. — Welch ein glückliches Resultat, wenn die Unterthanen tanzen, wie ihnen die Verwaltung pfeift! Wie! Wenn es gelänge, die Saiten des Herzens unserer Fürsten immer mild und liebevoll für das Volk zu stimmen, und dem Gemüthe des Volks nur Töne der Verehrung und Dankbarkeit zu entlocken, welch schönern Triumph hätte dann je die Kunst gefeiert? Und, glaubt mir, die Anlage zu dieser Stimmung ist dem menschlichen Gemüthe tief eingeprägt; diese Töne schlummern in jeder Brust, versteht man es nur sie zu wekken und hervorzurufen. Diese Kunst lernet, ihr Staatskünstler, diese schöne und edle Kunst, die man an manchen Orten zu verlernen sich fast Mühe gegeben hat, und Ihr werdet die Gestalt eines großen Theils der Erde, wie durch einen Zauberschlag, gar wunderbar verwandelt sehen. Wie Orpheus seine geliebte Eurydice, führt

Ihr die verirrte Liebe der Völker zurück, wo die Höllenkunst teuflischer Umtriebe sie geraubt. Wie Amphion bauet Ihr in der Ergebung und Achtung der Völker den Regenten und Gesetzen Mauern und Wälle, die besser schützen, als alle Bollwerke mit kriegerischer Mannschaft und Geschütz. Diese schöne und große Kunst ist, glaubt mir, nicht so schwer, wie manche meinen, oder auch zu meinen vorgeben. Sie ist nicht schwer, fehlt es Dem, der sie üben soll, nicht an Kopf und Herz. Freilich darf man die Instrumente nicht Leuten zu stimmen geben, nicht Leute zu Direktoren, Kapell- und Conzertmeistern machen, die ihre Rechnung bei einer schlechten Musik finden. — Ich gebe die Vortheile zu bedenken, die mit der Ausführung meines Planes verbunden sind. Werden sie von der verehrten Redaktion der Cäcilia gehörig in's Licht gestellt, und will diese zur Verwirklichung des großen Entwurfs nach Kräften beitragen, dann darf wohl auf den thätigen Dank der Mit- und Nachwelt rechnen, Der sich noch keiner besonderen Beweise von derselben zu erfreuen hat, nämlich

Ihr

ergebener, berufener, aber nicht auserwählter Mitarbeiter.

Politisches Glaubensbekenntniß

eines Mannes ohne Welt.

Berühmte Männer haben ihr Glaubensbekenntniß, oder ein politisches Testament bekannt gemacht, und dafür den Dank ihrer Zeitgenossen oder der Nachwelt davon getragen. Ich möchte diesen verdienen, ohne daß mich der Ruhm gerade zu der Bekanntmachung, die ihn erst erwerben soll, berechtigte. Zwar werde ich in Schriften auch der Berühmte, der Ausgezeichnete und Vortreffliche, selbst der Gefeierte, genannt; aber unsere Zeit prägt die Preis- und Ehrenmünzen so freigebig, und von so verdächtigem Gehalte aus, daß man sie nur mit der größten Vorsicht nach ihrem Nennwerthe annehmen darf. Auch kenne ich die Größe des wahren Ruhms zu gut, als daß ich glauben dürfte, ihn verdient zu haben. Die öffentliche Gerechtigkeit ist so uneinig mit sich selbst, daß sie hier mit dem Schandpfahl bestraft, was sie dort mit dem Pantheon belohnt.

Vom Pilori kann man nach Westminster kommen, und nie standen sich das Kapitol und der tarpeische Felsen näher. Andere, die mir nicht gewogen waren, sprachen sich über mich ganz anders aus, und stellten so das Gleichgewicht, das sie in Gefahr glauben mochten, wieder her. Befreundetes zieht sich an, Feindseliges stößt sich ab. Das ist naturgemäß. Wer belagert in einer Festung sitzt, schießt aus ihr heraus, der Belagerer in sie hinein. Das muß man in der Ordnung finden. Jeder fährt unter seiner Flagge, und kämpft unter seiner Fahne; und daran thut er wohl, wenn er es nur verständig und ehrlich thut. Das aber ist den Dummköpfen und Spitzbuben nicht zuzumuthen, und, so lange dies Geschlecht besteht, wird es gehen, wie es bisher gegangen ist, nämlich mitunter dumm und spitzbübisch. Mit meinem Ruhme stände es demnach, wie, in einer Krise des Staats, mit seinen Staatspapieren. Mein Glaubensbekenntniß müßte sich darum durch etwas anders, als das Ansehen Dessen, der es ablegt, zu empfehlen suchen; und es wird es durch seine Aufrichtigkeit. Dieser Vor-

zug ist jetzt besonders hoch anzuschlagen. Meine Stellung ist so glücklich, daß ich die Wahrheit sagen kann und sagen will. Ich bin der Gewalt zu tief, und sie ist mir zu hoch, als daß sie mich zu fürchten, oder ich sie zu beneiden hätte. Mich hat die Theorie nicht schwebend in die Luft gestellt, um aus ihr dunstige Gestalten zum Spiele des Windes zu bilden. Dann gehöre ich auch nicht zu den Praktikern, die sich in dem Boden, auf dem sie sich bewegen, fest gefahren. Dem Schauspiele des öffentlichen Lebens sehe ich seit zwanzig Jahren unbefangen zu, da ich weder Theil an der Composition des Stücks, noch an der Darstellung habe. Ich bin ein stiller Beobachter, der bei der ganzen Sache kein unmittelbares Interesse, sondern nur eine Meinung, seine Ueberzeugung, hat. Einer Partei habe ich darum auch nie angehört; ich will nicht steigen, und kann nicht fallen, weil ich nicht gestiegen bin. Ich weiß, daß gerade meine Stellung mir es möglich macht, die Menschen und die Dinge zu sehen, wie sie sind, und daß ich darum, und weil ich Erfahrung habe, zum Rathgeber geeignet bin.

Aber da ich nur die Wahrheit sage, bin ich es auch wieder nicht. Von den Leidenschaften und Begierden wird die Welt beherrscht. Die Gewalt will Schmeichler, der Stolz Diener, der Uebermuth Sklaven, der Zorn Rächer; ich aber will nicht herrschen und nicht dienen, weder Tyrann noch Sklave seyn, nicht betrügen, und mich auch nicht betrügen lassen. Zu rächen habe ich nichts; das Schlechte und Böse rächt sich selbst. Und so mögen nun einige Artikel meines Glaubensbekenntnisses folgen. Sie sind, ich sage es voraus, im Interesse der verständigen und billigen Macht, weil ich ein Feind der Revolution bin. Die Liberalen auf der äußersten Linken werden mir das übel nehmen; aber ich kann nicht anders. Jetzt gebe ich nur einige Artikel meines Glaubensbekenntnisses, bloß, um zu versuchen, ob die herrschende Kirche nicht allenfalls Ketzerei in ihm wittert. Wäre dies der Fall, dann behielte ich den Rest zurück.

In unserer Zeit und in unserem Welttheil, wo der Mensch so unendlich viel braucht, und darum gewöhnlich so wenig hat, ist der Schlüssel

zu fast jeder kühnen Opposition das menschliche Stehe auf und laß mich sitzen. Es ist auch ganz natürlich, daß Talent und Tugend die Stellen fordern, zu deren Führung Talent und Tugend nöthig sind. Bleibt der Natur getreu, und sie wird sich Euch wieder treu bewähren. Wollt Ihr aber das Gesträuch über den Baum setzen und dem Lamme den Hund zu hüten geben, dann dürft Ihr Euch nicht wundern, wenn, aller Eurer Anstrengung und Vorsicht ungeachtet, der Baum sich über das Gesträuch erhebt und der Hund des Lammes Meister wird. Selbst die feurigste Freiheitsliebe der Patrioten hat gewöhnlich ein aristokratisches Prinzip. Die, so den Gänsekiel zu führen wissen, wollen, daß der Gänsekiel über Schwert und Scepter gehe. Ueber Adelsdiplome und Orden affektiren Viele ein spöttisches Lächeln, denen, wenn sie ein erträgliches Buch geschrieben haben, eine lobpreisende Anzeige Stern und Orden ist. Ich kenne ein ganz einfaches und unschuldiges Mittel, Manche der lautesten Schreier und frechsten Lästerer der Regierung unschädlich zu machen. Gelehrte, die gewöhn=

lich Alles besser wissen, machen auch gewöhnlich Alles schlechter. Gebt ihnen einen Platz, an dem sie handeln müssen, und sie sterben, wie die Fische im dürren Sande, ab. Man muß es mit ihnen halten, wie Napoleon es mit einem gewissen Fürsten gehalten zu haben wünschte. «Ich hatte großes Unrecht,» sagte er, «daß ich den Mann dem Volke entzog, welches ihn gerade darum haben wollte, weil es ihn nicht hatte und nicht haben sollte. Hätte ich der Nation den Fürsten gegeben, daß sie ihn kennen lernte, sie würde mich auf den Knien gebeten haben, ihr ihn wieder abzunehmen.»

Ich mag von dem Platonism des Rechts und der Siegwartspolitik nichts wissen, die mit andächtiger Sehnsucht nach dem entfernten Monde blickt, der noch roher und kälter ist, als unsere Erde, und den wir darum noch verächtlicher mit Füßen treten würden, als diese, wären wir dort, wie hier. Recht ist eine Idee, mit der die Spekulation, wie mit allen Abstraktionen, ein müßiges Spiel treibt. Die Wirklichkeit gestaltet dieses Recht für Jeden anders. Hier gibt es That-

sachen, Kraft und Handlung. Der Löwe braucht mehr Raum, als das Kaninchen, und verzehrt auch mehr. Der Adler steigt gegen die Sonne auf, da die Schwalbe sich in der Nähe des Bodens hält. Ist es mit den Menschen anders, die sich in Löwen und Kaninchen, in Adler und Schwalben theilen? Was hieße das nun, Allen gleiche Rechte geben? Nichts anders, als die Ordnung der Natur umkehren, den Löwen aushungern und den Hasen zu Tod füttern, die Schwalbe voll Angst und Schmerz nach ungewohnter Höhe treiben, und den Adler trauernd auf die Erde ziehen. Jedem gebührt der Platz, den er behaupten kann. Das gilt in allen Reichen der Natur. Wie es die Natur gemacht, so ist es Recht. Auch behält sie immer Recht, weil wir es nicht ändern können. Da habt Ihr das Naturrecht. Gleichheit ist eine Schimäre, die nur in leeren Köpfen gefunden wird. Unter den Menschen kann sie eine Gesetzgebung so wenig einführen, als die Scheere der französischen Gartenkunst bei allen Bäumen und Gesträuchen denselben Wuchs erzwingt. Wo haben ein Land und

Die, so es bewohnen, gleichen Sonnenschein und Regen, gleiches Licht und gleiche Wärme, gleiche Erzeugnisse und gleiche Fruchtbarkeit? Gerade der hungrige Norden erhielt am wenigsten zu essen. Haben Menschen, es seyen deren wenige oder viele, sich in eine Gesellschaft, in einen Staat vereinigt, dann richtet sich gleich Jeder nach seinem Vermögen und seiner Neigung ein. Wenige führen, Viele folgen. Der Starke herrscht, der Schwache dient.

Die metaphysischen Träumereien, in denen besonders der Deutsche bei'm hellen Tage zum Nachtwandler wird, thun keinen, oder wenig Schaden. Laßt dem gelehrten Müßiggange diesen abgeschnittenen Schwanz von dem Hunde des Alcibiades! Kaut er sich an der Romantik, den alten Thürmen, Burgen und Handschriften, an der Poesie und der Staatsweisheit des Mittelalters, oder an dem ewigen Frieden, dem geschlossenen Handelsstaate und der besten Welt die Zähne stumpf, dann verliert er wenigstens Zeit und Lust, nach etwas Anderem zu beißen. Laßt sie nur fleißig die Nordlandspoesie, das Ritter-

thum, die Niebelungen und die Herrlichkeiten des Papstthums unter dem geistlichen Napoleon, Gregor VII., bearbeiten! Das unterhält den Reiz, der den bösen Säften zum Ableiter dient; aber verhindert sie, sich in die Gesetzgebung und Politik zu mischen. In der Idee kann auch eine geniale Narrheit etwas Großes haben. Ihre Schlösser, bei deren Bau sie nur Dinte, Federn und Papier verwenden, lassen sich mit Vergnügen sehen. Das Volk aber darf man diesen Werkmeistern nicht Preis geben, daß sie es zur Aufführung ihres Thurmes von Babel als Zug- und Lastvieh brauchen. Die schöpferische Verrücktheit wirft Zeiten und Länder durch einander, hilft dem Gewerbfleiß durch Zünfte und Prohibitiv-Gesetze, der Freiheit durch Proskriptionen und Hochgerichte, der Religion durch ein aufgefrischtes Lutherthum, oder durch Jesuiten auf; sie will Pomeranzen an der Newa pflanzen und Eispaläste am Congo bauen. Diese Leute sind nicht gefährlich, weil sie, bei aller Bewegung, nicht von der Stelle kommen, da Zweck und Mittel bei ihnen in ewigem Streite liegen. Die Ge-

fährlichen sind von ganz anderer Art, solche nämlich, die sogleich die rechte Thür am Hause und zu dieser Thür den rechten Schlüssel finden. Es ist ein Fehlgriff, wenn man diese Männer müssig gehen läßt und ihnen Zeit zu grübeln, oder Stoff zu schmollen gibt. Noch ein größerer Fehlgriff ist es, wenn man sie durch offizielle Zeitungen widerlegen will, die das Uebel noch ärger machen und durch das offizielle Ansehen ihres Unverstandes die Regierung compromittiren. Kein Mensch glaubt an das Kunststück, daß ein Hahn den Löwen jage, so oft man auch versichert, dieser fürchte sich vor seinem Schreien. Weiß man denn nicht, daß auch die beste Sache durch eine schlechte Vertheidigung verdorben werden kann? In dem aufgeführten Geschütze glaubt man, mit einigem Rechte, den Vorrath des Zeughauses zu erkennen. Die Regierungen sollten sich lieber vernagelter Kanonen, als vernagelter Köpfe bedienen, wenn es anders wahr ist, wie ich glaube, daß durch Köpfe jetzt mehr, als durch Kanonen gewonnen oder verloren werden kann. Man darf für jede gute Sache beten: «Dumme Freunde,

werdet doch ihre Feinde, damit ihr derselben nicht mehr schaden könnt!» Wer einem Könige von Neapel rathen konnte, die Werke von Rousseau und Voltaire auf öffentlichem Markte feierlich zu verbrennen, verstand sich schlecht auf den Vortheil seines Herrn. Solche Leute können zuweilen mehr verderben, als alle tollen Carbonari, Jakobiner und Bündler. Von der Dürftigkeit des Gesindes schließt man gern auf den Geiz oder die Dürftigkeit seines Herrn. So gilt die Armuth der Schriftsteller, die sich dem Dienste irgend eines Systems oder einer Partei geweiht, als Zeuge der Armuth dieser selbst. Wer seine Zahlungen in Kupfermünze macht, erregt den Verdacht, in der Kasse möge er nicht viel Gold oder Silber haben. Ein Feldherr brauchte, um mit Erfolg den Krieg zu führen, drei Dinge: Geld, und wieder Geld, und endlich Geld. Wir, meine Herren, brauchen Verstand, und wieder Verstand, und endlich Verstand. Aber es gehört — leider! — schon Verstand dazu, um das nur einzusehen.

Kraft des Willens und Einsicht — die

erste aller Kräfte, weil dem richtigen Erkennen erst ein richtiges Wollen und Handeln folgen kann — sind zur Führung der öffentlichen Angelegenheiten immer, jetzt aber besonders nöthig. Das fängt man an von vielen Seiten zu begreifen. Die Gewalt ist kein weiches Polster mehr, um den Rausch eines üppigen Lebens auf ihm auszuschlafen. Wer sein Brod ferner noch in Ehren und mit Sicherheit essen will, ißt es im Schweiße seines Angesichts, wie es geschrieben steht. Das sieht man jetzt so ziemlich ein, und dadurch allein schon sind wir unendlich weiter.

Man hat oft behauptet, es bestehe in der Welt ein großer Bund, der sich über Gebirge und Meere die vertrauten Hände reiche, zum Umsturz der Throne; und man hat es eben so oft geläugnet. Daß sich ein Streben rege gegen jeden angebornen Vorzug, gegen jedes angeborne Vorrecht, gegen jede angeborne Begünstigung, und daß dieses Streben weit verbreitet sey, und den herrschenden Zug bilde in der Physionomie des Zeitgeists, das mag nur Der läugnen, der die Zeit nicht kennt, oder Das, was er in ihr

sieht, nicht eingestehen will. Was hilft es, wenn wir uns mit schönen Redensarten täuschen oder täuschen lassen? Ob man uns höflich vor die Thüre komplimentirt, oder unsanft vor dieselbe drückt, ist fast einerlei, wo es doch nur darauf ankommt, sich im Hause zu behaupten. Mit aller Schminke machen wir das Gesicht weder schöner noch jünger. Sagen wir also ohne Umschweife, daß die Passatwinde der öffentlichen Meinung jetzt voll in die Segel der Argonauten blasen, die das Meer durchschiffen, um das goldne Vließ der Gleichheit vor dem Gesetze zu erobern. So verschieden sich auch Dieser oder Jener die Sache denken mag, darin sind Beide ziemlich einig, daß das Gesetz das Resultat des allgemeinen Willens und allgemein verbindend sey. In diesem Sinne gibt es einen großen Bund, dessen Glieder sich, von Welttheil zu Welttheil, zu demselben Zwecke die Hände reichen. Darum aber kennen sich dessen Glieder nicht; noch weniger haben sie sich verschworen. Zwischen ihnen hat so wenig eine Verabredung statt gefunden, als zwischen Denen, die zu gleicher Zeit am Schnup-

fen leiden. In dem Geiste, der jetzt durch die Welt geht, erkennen wir das Kind des Geistes, der früher durch die Welt gegangen ist. Die Menschen sind so wenig übereingekommen, jenem Prinzipe zu huldigen, als sie übereingekommen sind, naß zu werden, wenn es regnet, oder zu frieren, wenn es kalt ist. Diese Gesinnung ist keine künstlich angebaute Pflanze, die durch eine besondere Pflege gedeiht; sondern sie wächst jetzt wild. Das darf man ja nicht übersehen!

Ein berühmter Redner sagte bei'm Ausbruche der französischen Revolution: «Sie wird die Reise um die Welt machen.» Der Gedanke war so verwegen und überraschend, daß er als der Spruch eines Orakels wiedergegeben ward. Auch schien die Revolution ihre Reise mit Post antreten zu wollen, ward aber auf der dritten Station schon angehalten und gezwungen, den Weg zurück zu machen. Von Frankreich nach Spanien ging es ohne Anstand; aber in Italien blieb das Fuhrwerk stecken. Sogar in Spanien und Frankreich mußte die freche Sünderin Buße thun, und ward für ihren eiteln Uebermuth hart bestraft.

Sie hat noch nicht gänzlich abgebüßt, wahrscheinlich aber auch ihre Reiselust nicht verloren. In dieser Welt soll man auf nichts schwören; und wer auf Unbeständigkeit setzt, zieht gewöhnlich mit der Zeit einen Treffer.

Ich weiß mich noch sehr gut zu erinnern, daß ganz Europa republikanisch werden sollte. Der Konvent hatte dem Königthum seine unwiderrufliche Frist gesetzt. Nach höchstens zehn Jahren stand kein Thron mehr in Europa. Schon lagerten sich um die Mutterrepublik hoffnungsvolle, zahlreiche Töchter. Ein junger Mann, der es verstand, der Mutter zu gefallen, heirathete sie, und vermählte die Töchter, der Mitgift wegen, an seine Brüder und Schwäger. Der Mann behielt die Hosen und kam nicht unter den Pantoffel. Stolz, wie Niobe unter ihren schönen Töchtern, stand Frankreich da. Der Apollo, der die Mutter erlegte, war ihr eigener Sohn, und ihre Töchter, die unter seinem Geschosse fielen, waren zum Theil Kinder von ihm selbst. Die angekündigte Weltrepublik ward — so nahe

liegen sich Extreme — zur Weltmonarchie, die kaum länger dauerte, als die Republik.

Ich weiß mich noch sehr gut der Zeit zu erinnern, in der ein gewisser Stand sich es in einem gewissen Lande gefallen ließ, wie andere ehrliche Leute, ganz einfach und natürlich von Adam und Eva abzustammen. Jetzt! — Die Extreme berühren sich.

Es ward noch keine Revolution, kein Aufstand versucht und am wenigsten durchgeführt, an denen die Aristokratie, oder wenigstens Glieder derselben, nicht Theil genommen hätten. Ehe der dritte Stand zu Kräften kam und etwas galt, machte der Adel die Revolutionen durch sich und auf eigene Rechnung. Er lehnte sich gegen die königliche Gewalt auf, führte Krieg mit ihr, entsetzte oder beschränkte die Fürsten, wie das die Geschichte aller europäischen Staaten zeigt. Ich will nur daran erinnern, was in dieser Beziehung in England und Frankreich vorgegangen ist. Der dritte Stand mag wohl klagen, murren, auch einen ungeschickten Widerstand versuchen, den er schnell genug mit einem härteren Loose

büßt, als das er früher zu erdulden hatte. Dieses Ende nahmen alle Jacquerien, wie die Bauernkriege in Deutschland. Selbst die französische Revolution war nicht das Werk des dritten Standes. Die konstituirende Versammlung bestand nicht aus Proletarien, sondern aus begüterten, angesehenen Männern, und die ersten Rollen spielten Namen aus adeligen Geschlechtern. In Spanien hat der Adel fast allein die Revolution, selbst gegen den Wunsch des niedern Volks, gemacht. In Neapel und Piemont zeigte sich dasselbe Schauspiel. In Griechenland, wo Alles unter dem gemeinschaftlichen Drucke seufzte, stand Alles gegen den gemeinschaftlichen Unterdrücker auf; hier waren die feindlichen Elemente streng geschieden; nichts konnte sie vermischen. Abkunft, Religion, politischer und bürgerlicher Zustand, Sprache, Sitte, Geschichte und Lebensweise schieden den Türken von dem Griechen. Dieses Verhältniß ist von so eigener barbarischer und unnatürlicher Art, daß der Aufstand des Griechenstammes mit dem anderer Völker nicht verwechselt werden darf. Aber selbst bei den Griechen würde

es zu diesem Aufstande schwerlich gekommen seyn, und nie wären ihm die wundervollen Resultate geworden, hätte das Volk allein ihn versucht, ohne den Beistand seiner Optimaten und Magnaten, der Angesehenen durch Geburt, Stand, Reichthum und Bildung, die man seine Aristokratie nennen kann.

So wurden die Revolutionen, von der Völkerwanderung bis auf unsere Zeit, allein von dem Adel und der Geistlichkeit gemacht. So war es, als der Adel und die Geistlichkeit sich noch im Besitze der Einsicht, der körperlichen Kraft und des Vermögens sahen, und nur den Thron zu fürchten und zu beneiden hatten. Die fürstliche Macht, der Adel und die Geistlichkeit zählten allein im Staate; sie allein konnten sich auch nur anfeinden, da sie allein etwas waren und hatten. Jetzt ist ein dritter Sohn in das Haus gekommen, der den ältern Brüdern über den Kopf zu wachsen droht. Das hat die ganze Stellung der Stände unter sich und gegen die Staatsgewalt verändert. Wo Zwei sich streiten, darf nur ein Dritter hinzukommen und von dem bestrittenen Gegenstande

einen Theil für sich in Anspruch nehmen, und der erste Krieg zwischen den Zwei verwandelt sich in ein Bündniß, um den Krieg gegen den unberufenen Dritten mit Erfolg zu führen. Der nachgeborne Sohn, der auch erben will, wo die Theilung schon geschehen, ist ein Störer des Friedens.

Die Gefahr geht jetzt besonders vom dritten Stande aus. Fürst und Adel, wenn auch nicht gleichgeborne Söhne, sind doch von derselben Abkunft. Ihre Rechte haben einen so verwandten Ursprung, daß man die des Adels kaum aufheben kann, ohne die des Fürsten zu erschüttern. Das Volk braucht keinen Adel, das ist wahr; aber der Monarchie ist er, wie schon Montesquieu bewiesen, unentbehrlich. Und wenn das Volk auch keine Revolutionen macht und machen kann, dann wird es doch, wenn nicht Vorsicht angewendet wird, leicht ein Werkzeug derselben.

Es ist allerdings revolutionärer Stoff vorhanden; aber er wird sich nicht entzünden, wenn die Regierungen gerecht, weise und vorsichtig sind. Man hat die Gefahren und Kräfte der

Revolution weit überschätzt. Selbst die französische wäre nicht ausgebrochen, und hätte auch weniger bedeutende Fortschritte gemacht, ohne die Fehler und Uneinigkeit ihrer Gegner, die allein ihr Gelingen sicherten. Ich will diese Behauptung durch Thatsachen beweisen, wenn sie bezweifelt werden sollte. Der revolutionäre Geist aber, der jetzt in den Staaten unseres Welttheils spukt, ist großentheils ein Gespenst der Furcht, vielleicht auch der erfindungsreichen Gewinn- und Ehrsucht gewisser Zauberer und Priester, die sich als Beschwörer dieses bösen Geistes wichtig machen möchten. Das leichte Geschäft trägt Gold und Gnaden ein, und wenn jene Angst ausginge, was würde aus den zahlreichen Vertheidigern des Thrones und Altars, die um hohen Preis bequem vertheidigen, was nicht ernsthaft angegriffen wird? Der Revolutionsstoff ist für Viele ein so einträglicher Artikel geworden, daß es sich begreifen ließe, wie man darauf denken könnte, ihn selbst zu fabriziren, wo er auszugehen drohte.

Werfen wir einen flüchtigen Blick auf die bedeutendsten Staaten unseres Welttheils, um zu

sehen, welche Hoffnung ihr Zustand den revolutionären Absichten geben kann! Wir wollen, gegen den deutschen Gebrauch, mit dem Nächsten, mit Deutschland den Anfang machen.

Unser Vaterland ist, seiner politischen, geographischen und moralischen Lage nach, unter allen Staaten von Europa, zu einer Revolution am wenigsten geeignet und gestimmt. Es wäre eitle Wortverschwendung, den Beweis dieser Behauptung nur zu versuchen. Betrachtet die Mustercharte von Staaten und Völkerschaften, und urtheilt selbst! Und wie käme der redliche, treue, wahrhafte und geduldige Deutsche zu einem Aufstande gegen Fürsten, Ordnung und Gesetz? Einige Studenten und Kaufmannsdiener, die sich mit Weltreformen in den Feierstunden die Zeit vertreiben, oder sich einander unzufriedene Briefe schreiben, in denen sie die Regenten-Geschlechter absetzen, wird man doch nicht mit dem deutschen Volke verwechseln! Der Deutsche ist allenthalben heimisch und zu Hause, aber am wenigsten in seiner Heimath und an dem eignen Heerde. Er gleicht seinen Zeitungen, die, im Gegensatze

mit den chinesischen, in denen man nur inländische Artikel findet, nur auswärtige enthalten. Es ist ordentlich rührend, zu sehen, wie er in Frankreich für und gegen Villele, Polignac, die Preß- und Wahlfreiheit, die Jesuiten und Congregationen, in England für oder gegen die Politik Canning's oder Wellington's, die steifen Torys und die geschmeidigen Whigs sich erhitzt und kämpft, als gelte es seinen Heerd, auf dem unterdessen das heimische Feuerchen brennen oder erlöschen kann. Die Griechen und die Türken, Südamerika und Bolivar sind ihm näher, als das Nächste, von dem er fast vorauszusetzen scheint, es gehe ihn nichts an. Dabei steigt er nicht gern zum Einzelnen herab, sondern hält sich in den luftigen Regionen des Allgemeinen, und schreibt lieber und leichter eine Metaphysik der Physik, als diese selbst. Im hehren Reiche der Prinzipien bewegt er sich stolz und sicher, wie in seinem Eigenthum; Thatsachen sind ihm zu gemein. Wie kein Volk adeliger ist, als das deutsche, so trägt es die Achtung vor dem Alterthümlichen und dunklen Geheimnißvollen in

die Wissenschaft und Kunst über. Der Engländer geht in Allem von seinem Boden aus, und kehrt wieder auf ihn zurück. Selbst die Reden im Parlamente beschäftigen sich nur mit dem Positiven, Wirklichen und Gegebenen, und versteigen sich äußerst selten in das luftige Gebiet der Theorie und Abstraktion. Das Bestehende, Faktische ist des Britten Feld, das er mit Liebe und Geschick bearbeitet. Die Franzosen theilen sich zwischen dem Allgemeinen und Besondern, gehen gern von Jenem aus, kommen aber auf Dieses zurück. Weniger praktisch als die Engländer, sind sie es mehr, als die Deutschen. Darum haben auch ihre Reden in den beiden Kammern und vor Gericht das Ansehen von wissenschaftlichen Abhandlungen, und sind gerade, der Allgemeinheit ihres Inhalts wegen, von allgemeinerem Interesse und anziehender. Der Ausländer kann die herrlichsten Reden eines Fox, Pitt und Canning langweilig finden, weil er sich und seine Welt in ihnen vermißt. Für den Engländer sind sie um so wichtiger, weil sie bei dem Gegenstande bleiben, der ihn zunächst angeht. Die einfachste

Darstellung wird, unter der Bearbeitung des gründlichen Deutschen, leicht zu einer Dissertation und Deduktion, und er hält noch über die Maßen viel auf die weitschweifige, wie er es nennt, erschöpfende Umständlichkeit, wenn auch dabei weder Vortheil noch Zweck zu erkennen ist. Das Nahe, Nützliche und Leichte übersieht er für das Ferne, Ueberflüssige und Schwere, und die Mühe, die er zu überwinden hatte, wenn er sie auch sich selbst gemacht, bringt er in Rechnung seines Verdienstes. Man könnte von einem rechten und echten Deutschen sagen, er habe über den Löffel sogleich eine teleologisch-ästhetische Abhandlung, und eine urkundliche Geschichte der Form und des Gehaltes desselben, wie auch seines Gebrauchs in allen Zeiten, und bei allen Völkern fertig; komme er aber einmal an einen gut besetzten Tisch, dann fehle es ihm selbst an einem Löffel, oder er bringe ihn wenigstens nicht zum Munde, ohne etwas zu verschütten.

Das Gespenst, mit dem Geisterseher uns etwas zu sehr erschreckt, die Europa auf einem Vulkane sehen wollten, in dem junge Demagogen

als Titane arbeiteten, hat seinen Hahnenschrei gehört und Morgenluft gewittert. Gefahr giebt es von dieser Seite wenig, aber an manchen Orten viele Noth, die Gefahr erzeugen kann. Die Verarmung geht raschen Schrittes, die Quellen des Wohlstandes versiechen täglich mehr, und Handel und Gewerbe leiden. Beschränkende Maßregeln jeder Art, Censur, Zölle und Mauth lähmen die lebendige Bewegung und den Umtausch, der die Thätigkeit anregt und ihr einen Preis giebt. Was helfen die Vereine, Verbindungen und Verträge, setzt man sich mit der Natur in Widerspruch? Hat diese vielleicht Ströme durch das weite Land gezogen, um ferne Völker zu trennen, statt zu vereinen? Man pflegt da zu kaufen, wo man die Waare am besten und wohlfeilsten erhält. Gegenstände von großem Umfange und Gewicht und, im Verhältnisse, von nicht großem Werthe ertragen weder eine weite Landfracht noch starke Zölle. Zu diesen Gegenständen gehören die Frucht und der Wein, besonders wenn letzterer nicht von ausgezeichneter Güte ist. Sperrt man nun die Flüsse, die den Transport erleich-

tern und wohlfeil machen, um die Waaren zu nöthigen, die mühseligen und kostspieligen Landwege einzuschlagen, wie soll man für sie Absatz finden? Keine Vereine und Vorträge vermögen diesem Nachtheil abzuhelfen. Nur die freie Konkurrenz macht den natürlichen Preis der Dinge. Diese fehlt aber, wo man die Verbindung zwischen den Producenten und Konsumenten, den Käufern und Verkäufern erschwert. Es ist gar viel von der Freiheit der deutschen Flüsse gesprochen worden. Man glaubte sie durch Verträge gesichert, und setzte, zu ihrer Erhaltung, sogar Behörden ein. Das erinnert unwillkührlich an die Kommissionen der Preßfreiheit und der persönlichen Sicherheit im französischen Kaiserreiche. Auch da hatte man Kommissionen, aber nicht für die Dinge, von denen sie den Nahmen führten, sondern statt derselben.

In der Lage, wo wir uns befinden, ist es vielleicht so wichtig für die Regierungen, als für ihre Unterthanen, welche Noth oder Neigung zur Auswanderung bestimmt, sie diesen zu erleichtern. Wie häufig wird über Unzufriedenheit geklagt,

die gefährliche, ruhestörende Gesinnungen hervorrufen und verbreiten soll? Wenn es Mißvergnügte giebt, die sich nach Veränderung sehnen, sie vielleicht, wo die Umstände es erlauben, auch begünstigen; wenn diese Menschen Lehren ergeben sind, die sich mit dem Zustande Europa's nicht vertragen, in der neuen Welt aber ohne Nachtheil verbreitet und selbst angewendet werden, warum diesen Menschen die Auswanderung erschweren? Gerade sie gehören zu den Feinden, denen der Kluge eine goldne Brücke schlägt. Auch Cromwell wurde gehindert, auszuwandern; was wäre es für Karl I. werth gewesen, hätte man ihn um hohen Preis dazu bestimmt? Was würde man von dem Arzte sagen, der den Krankheitsstoff im Körper zu erhalten sucht? Die Auswanderung geschehe aus Neigung oder Noth; in beiden Fällen sollte man sie begünstigen. Die Menschlichkeit macht es in diesem Falle zur Pflicht, das Interesse in jenem. Man spricht nur von den Unglücklichen, die bei dem Versuche, in der neuen Welt ein besseres Loos zu finden, gänzlich verarmen oder untergehen. Gut! darum sollt

Ihr ja den Bedrängten zu Hülfe kommen, die Auswanderungen leiten, den Gefahren und Nachtheilen begegnen, die gewöhnlich mit dem planlosen Reisen nach der neuen Welt für Unwissende und Unbemittelte verbunden sind; oder könnt Ihr sie in der Heimath glücklich machen? Aber, sagt man, wo soll man Mittel finden, die Kosten solcher Unternehmungen zu bestreiten? Sind die Finanz-Verlegenheiten vielleicht nicht groß genug, daß man sie noch vermehren darf? Ich denke nicht. Entfernt man die Mißvergnügten, die der Ruhe und Ordnung in Europa gefährlich sind, dann wird alles Geld gespart, das die Untersuchungs- und Sicherheits-Kommissionen bisher gekostet haben. Entfernt man die Unglücklichen, die aus Noth Verbrecher werden, dann giebt es neunzehn Zwanzigtheile Untersuchungen, Sentenzen, Prozeßkosten, dann wieder Auslagen für Verurtheilte, Gefangene und Sträflinge weniger. Auf diese Weise kann ein Kapital gebildet werden, mit dem sich etwas machen läßt. Und wie hoch ist das Gefühl anzurechnen, daß man Verbrechen vorgebeugt hat, die man hätte

bestrafen müssen? Und darin eben besteht die wahre Regierungskunst. Strafen ist einfach und bequem; aber die Strafe in der Gesellschaft unnöthig, wenigstens selten machen, darin besteht die große Aufgabe der Gesetzgebung und Verwaltung. Sollten auch die Mittel, die auf diese Weise zu gewinnen sind, nicht hinreichen, dann mögen sich, zur Beförderung eines so schönen und großen Zwecks, wohlthätige Vereine bilden. Haben wir doch an das Problem der Befreiung der Griechen ein schönes Geld gesetzt, dessen Verwendung nicht immer der frommen Absicht des Gebers entsprach, und für unsere Landsleute, für unsere Mitbürger wären wir dürftig oder karg! Versucht es nur! Die Begüterten und Glücklichen im Staate haben ein Interesse, die Armen und Unglücklichen aus ihrer Nähe zu entfernen, die es, zum Theil durch sie, geworden sind. Fragt mich nicht: Wie? Das führt zu weit.

Was jetzt in Frankreich vorgeht, ist allerdings nicht beruhigend. Die Verwaltung mag sich manche, und selbst grobe Fehler vorzuwerfen ha-

ben; aber der Tadel, selbst die Anklage, nimmt unter Gebildeten nie die gehässige Gestalt persönlicher Beschimpfung an. Die Preßfreiheit feiert ihre Saturnalien, und in der That, wenn etwas die Plakereien der Censur rechtfertigen könnte, dann wäre es der schmähliche Mißbrauch, der mit der entfesselten Presse getrieben wird. Ich bin weit entfernt, die Minister in Schutz zu nehmen, denen es übrigens auch so gleichgültig, wie ihren Gegnern seyn kann; aber die Fehler und Verirrungen mancher Liberalen und sogenannten reinen Royalisten kann ich doch auch nicht Tugend und Weisheit nennen. Alle Uebertreibung führt zur Gesetzlosigkeit auf dieser und auf jener Seite. Und ist wirklich das Wohl des Volks, die Ehre der Nation, die Bewahrung ihrer Freiheit der Gegenstand des Kampfes? Haben die Gegner des Ministeriums nicht noch einen ihnen nähern Zweck? Man führt eine andere Sprache, wenn man die Gewalt erringen will, eine andere, wenn man in ihrem Besitze ist. Haben wir das nicht an Hrn. v. Villele und seinen Kollegen gesehen? Waren sie darin von ihren Vorgängern sehr

verschieden, und werden ihre Nachfolger von ihnen sehr verschieden seyn? Es wird sich zeigen. So viel ist indessen gewiß, daſt die Stimmung in Frankreich Besorgnisse erregen darf, wenn das gegenwärtige Ministerium an seiner Stelle bleibt. Ob seine Nachfolger es bequemer haben werden, ist eine andere Frage. Um Frankreich zu regieren, bedarf es jetzt einer großen Klugheit, und besonders einer großen Kraft. Dem harten Richelieu dürfte die Arbeit vielleicht leichter werden, als dem guten Sully. Wollte die Politik den Grundsatz befolgen, den die Moral empfiehlt, nämlich in Allem Recht zu thun, dann würden ihre Siege vielleicht leichter und von längerer Dauer seyn, und eine Niederlage ihr wenigstens den Trost und die Beruhigung eines guten Gewissens lassen.

Die Franzosen könnten mit ihrem Loose zufrieden seyn, und wären es auch, wenn die Restauration nicht beständig die Emigration der Revolution feindlich gegenüberstellte. Gelingt es nicht Beide verträglich in gesetzmäßigen Schranken zu halten, dann muß der Kampf zwischen dem Alten,

das man wieder verjüngen möchte, und dem Neuen, das sich nicht verdrängen lassen will, fortwähren, bis durch einen glücklichen Prozeß eines der zwei feindlichen Elemente niedergeschlagen, oder ausgeworfen wird. Das kann die Regierung, allein verhindern, wenn sie will. Die Krise ist bedenklich. Doch darf man die Stimme der Parteiblätter nicht für die des Volkes halten, das jene durchaus vertreten wollen. Der Unmuth macht sich auf der Rednerbühne und durch die Presse Luft, und so wirft die Nation den Krankheitsstoff auf eine ihrer Gesundheit zuträgliche Weise aus. Die Opposition erhält die Regierung wach und vorsichtig, und da ihr ausgezeichnete Talente entgegentreten, so muß sie deren zum Widerstande haben und entwickeln. Der innere Kampf der Meinungen und Ansichten übt und stärkt die Kraft, und wie er ein Zeichen der Freiheit ist, so ist sie auch zum Theil sein Werk. Das Leben selbst besteht nur durch Widerstreit, und wo er aufhört, beginnt der Tod. So lange die Regierung sich über den Parteien hält, und sich selbst nicht zu einer Partei erniedrigt, kann

sie aus diesem Kampfe großen Vortheil ziehen, statt daß er ihr Verderben brächte. Man muß es mit dem ganzen Lärm, den die Presse macht, so genau nicht nehmen. Nicht alles Gedruckte ist ein Evangelium, wenn es auch seine Apostel hat, die es mit großem, oft mit verstelltem Ernste im Lande predigen. Nach dem entsetzlichen Geschrei über die Jesuiten, Kongregationen und kleinen Seminarien, hätte man den jüngsten Tag erwarten sollen; er war und ist so nahe nicht. Die südlichen Menschen deklamiren heftig und gestikuliren stark. Die Nordländer tadeln es an ihrem Trauerspiele, und nenenn solche Uebertreibung Unnatur. Es ist aber mit der Natur, wie mit der Orthodoxie, die jener englische Bischof vortrefflich erklärte, indem er sagte: Meine Doxie ist Orthodoxie, die Doxie Anderer, die mit der meinigen nicht zusammenstimmt, ist Heterodoxie. So ist unsere Natur ganz natürlich; die Natur Anderer aber, die sich mit der unsrigen nicht verträgt, ist Unnatur.

Geht man von Frankreich auf Spanien über, dann bietet sich gar wenig Erfreuliches und

Trostreiches dar. Im Interesse der königlichen Macht und Würde hätte man die absolute Gewalt hier vor deren Uebermaaß bewahren sollen. Man stellte ein böses Beispiel auf, als man die Ausschweifungen revolutionärer Umtriebe zum Texte der allgemeinen Straf- und Friedenspredigt in Europa nahm, und die Monarchie auf dauernde Grundlagen befestigen wollte. Das Beispiel ist wirksamer, als alle Lehre, und die neueste Geschichte Spaniens ist ein unglücklicher Kommentar der Doktrin der Zeit. Ueberhaupt sind die Dinge in Europa so gestellt, daß alle Weisheit, Milde, Gerechtigkeit und Kraft unserer Regierungen dazu gehört, um die Gemüther über die nahe Zukunft zu beruhigen. Es können Tage kommen, wo die Politik, der ein gutes Gewissen fehlt, schlaflose Nächte hat.

Spaniens Lage ist bedauernswürdig. Wäre das unglückliche Volk verdammt, die schweren Sünden seiner Väter abzubüßen, dann sogar hätte es schon genug gelitten. Man kann wenigstens nicht sagen, daß sein trauriger Zustand

das Werk der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts und demagogischer Umtriebe sey.

Portugal, unter der Herrschaft Dom Miguels, bildet eine furchtbare Episode in dem verwickelten, folgenreichen, politischen Drama unserer Zeit, die dem wahren Interesse der Monarchie und der Legitimität verderblicher ist, als alle Anstrengung des Carbonarism's. Eine heilige Allianz, die dem muthwilligen Drucke von Oben und dem leichtfertigen Aufstande von Unten mit gleichem Ernste begegnete, würde diesen schönen Namen wahrhaft verdienen, und schweren Ereignissen vorbeugen, deren Same in dem Schoße der Gegenwart liegt.

England ist eine höchst merkwürdige, politische Erscheinung. Mit einer Schuldenmasse, die es nie bezahlen kann, besitzt es größere Reichthümer und mehr Kredit, als irgend ein anderer Staat. Mit allen Elementen der Zwietracht verbindet es eine Einheit und Kraft, die ihm einen bedeutenden Einfluß auf den Gang der Weltbegebenheiten sichert, und eine lange Dauer verspricht. Die Kolonien, die es sich unterwür-

sig erhält, übertreffen bei Weitem das Mutterland an Umfang und Menschenmenge. Die Armen, die von milden Gaben und Beiträgen leben, sind zahlreicher, als sein Heer. Die Leute, die weder an den beweglichen noch unbeweglichen Gütern Antheil haben, mit dem Leben an ihrer Hände Arbeit angewiesen sind, und an der Erhaltung der bestehenden Ordnung der Dinge kein Interesse finden, machen vielleicht drei Viertheile der Bevölkerung aus. Die Katholiken, die man mit Rechten auf Rechte abgefunden zu haben glaubt, und die Dissenters, die sich von den Rechten der herrschenden Kirche noch ausgeschlossen sehen, könnten, wenn die Zahl und physische Kraft entschieden, der anglikanischen Kirche wohl die Spitze bieten. Die ganze Macht des Staates ist auf die bewegliche Grundlage des Handels und der Industrie gestellt; und doch nimmt dieser Staat in der Reihe der großen Mächte eine der höchsten Stellen ein. Und was erhält dieses dem Anscheine nach so zerbrechliche Kunstwerk, und verleiht ihm diese Stärke und Dauer? Vor Allem die intellektuelle und moralische Ueber-

legenheit der Regierung, einer Regierung, welche die Einsicht und Aufklärung der Nation beständig in sich aufnimmt, und das Interesse und den Willen des Kerns derselben zu dem eigenen Interesse und Willen macht. Lernt das Geheimniß; es ist keine Zauberei. Lernt!

Von Preußen glauben Manche, es habe sich noch nicht zu der ihm eigenen Gestalt entwickelt, und sehe, wie verpuppt, dem Augenblicke entgegen, in dem die beengende Hülle fällt, das frei gewordene, und gleichsam neu geborene Wesen die Flügel schlägt, und sich munter in die Höhe schwingt. In Preußen liegt allerdings ein reicher Stoff. Es kann einen Geist finden, der, wie Friederich der Große, mit Wenigem Vieles thut; und was wird er erst mit Vielem zu Stande bringen? Allein die beiden Institute der Landwehr und der Städte = Ordnung und Gemeinde = Verfassung überhaupt müssen eines Tags höchst überraschende, wichtige Resultate haben. Das Fleisch und Mark der Nation ist gesund, nur einige Stände geben Zeichen einer Ueberreife, und dann wieder einer Unreife, die in den Aeu-

ßersten von Rohheit und Künstelei, von Unglauben und Aberglauben, von Indifferentism und Unduldsamkeit, von leerer, witzelnder Ueberfeinerung, schwülstigem Bombaste und scheinheiligem Mystizis'm zu erkennen sind. In mancher Beziehung scheint hier der Literatur und Kunst eine byzantinische Periode zu drohen. Diese Hinneigung geht indessen von einer Minorität aus, die wohl ein lärmendes, aber schwerlich viel beachtetes Wort führt.

Oestreich ist der Stützpunkt der europäischen Politik. Die Erhaltung des Bestehenden glänzt ihr als Polarstern auf der Fahrt durch die wechselnden Wogen der Zeitverhältnisse. Der Beweglichkeit setzt sie Unbeweglichkeit entgegen. Sie ist ein Fels, von zürnenden Stürmen und Gewässern umrauscht. Das Schiff, welches das Palladium der Stabilität führt, hat in Oestreich seinen festesten Ankergrund. Oestreich weiß sehr gut, was die Zeit bewegt, und hat sich entschlossen und unbedingt für das erhaltende Prinzip erklärt, dem die Revolution die Herrschaft streitig macht. Darum haßt und fürchtet auch die

Neuerung Oestreich über Alles. Aber dieser Haß auf der einen Seite ist ihm Zeichen und Bürge seines Werthes und seiner großen Bedeutung für die andere. An den Grundsätzen, die seine innere Verwaltung leiten, finden vielleicht selbst seine Feinde wenig auszustellen. Die Haltung dieser Macht ist entschieden nnd fest, und sie hat sich hoch gestellt.

Ueberhaupt hat die Monarchie in unserm Welttheile von der Revolution wenig zu fürchten. Im Besitze der Kriegsmittel, des Geldes, der Auszeichnung, Ehren und Gnaden, ist sie allmächtig. Ihre Waffen sind unwiderstehlich, wenn sie dieselben nicht aus den Händen gibt, oder selbst zerbricht. Von der zurückgekehrten Emigration soll der Fürst Talleyrand gesagt haben: «Sie hat nichts gelernt und nichts vergessen.» Das darf man von der Aristokratie überhaupt nicht sagen können; hätte sie auch nichts vergessen, dann muß sie doch viel gelernt haben, wenn sie anders die Meinung der Monarchie rechtfertigen will, die in der Aristokratie eine feste Stütze zu haben glaubt.

Eine Gegenrevolution, sagt ein geistreicher Schriftsteller, ist eine zweifache Revolution; einmal, indem sie zerstört, was die Revolution, den Bedürfnissen der veränderten Zeit gemäß, eingeführt hat, und wieder herstellt, was von dieser zerstört worden ist; und dann, weil eine zweite Revolution, den Bedürfnissen der veränderten Zeit gemäß, die Gegenrevolution zerstören muß, um die Revolution in Dem, was sie bezweckt und gewollt, wieder herzustellen. Ohne Zweifel dachte sich Fox die Gegenrevolution mit der Restauration verbunden, da er sagte, die schlimmste aller Revolutionen sey die Restauration; und in dieser Voraussetzung hatte er vielleicht nicht so ganz Unrecht. Wird diese Bemerkung auf Frankreich angewendet, dann hat nur die Verwaltung es verschuldet und sich vorzuwerfen.

Welche Rolle hat Frankreich gespielt, und welche spielt es jetzt? Welch ein Blick über die letzten dreißig Jahre! In ihnen liegt der Inhalt einer Weltgeschichte. Indessen bewegt mich wenig, was so viele Andere in Schrecken setzt. Wer fände auch in den längsten Tagen Zeit genug, um

sich gegen die Kongregationen und Prozessionen zu ereifern? Das Uebel liegt tiefer. Mir ist es ganz begreiflich, daß Menschen, die in tollen Freudesprüngen die Carmagnole um die Guillotine tanzten, und, unter dem wilden Geheule des Ça-ira und Madame Veto*), das Blut der wirklichen oder eingebildeten Aristokraten forderten, später, feierlichen Schrittes und mit gesenktem Haupte, andächtig in Prozessionen wallten, und das Erlöse uns, o Herr! oder ein de profundis beteten. Waren es doch dieselben Menschen, die Europa mit Töchter-Republiken der einen und untheilbaren Republik bevölkern wollten, und dann den Waffen des Kaiserreichs, auf den Wink eines unumschränkten Herrn, die Welt von einem Ende bis zum andern unterworfen wissen wollten! Nun, dieselben Menschen machen aus ganz Europa eine einzige unfehlbare Kirche, und an die Stelle der gottlosen Klubbs und der gefürch-

*) Der Anfang zwei beliebter Volksgesänge. Madame Veto heißt die Königin, weil man der königlichen Gewalt das Veto gegen die Beschlüsse der gesetzgebenden Versammlung erhalten wollte.

teten demokratischen Propaganda ließen sie die andächtige und gottgefällige Kongregation und eine mönchische Propaganda treten. Es wechseln nur die Stücke und der Schauplatz; die Schauspieler sind dieselben. Das Volk ist, wozu es seine Führer machen. Friedrich der Große hatte sein eigenes Preußen, wie dessen Nachfolger das seinige. Die Franzosen unter derselben Regierung des sich so ungleichen Ludwigs XIV. glichen sich kaum, und sie wechselten unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans, Ludwigs XVI., wie ihre Gebieter. Die Flüchtlinge bei Roßbach und die Sieger von Austerlitz waren von demselben Stoffe. Die Geschichte der Völker ist die der Einzelnen, die sie führen. Diese Wahrheit spricht den Regierungen ihr Urtheil. Nicht bloß das Wohl und Elend der Völker, in wie weit es von Menschen abhängt, ist ihr Werk, sondern auch die Verirrungen derselben, ihre Ehre und Schande, und das Gefühl dafür. Regierungen, die über den bösen Geist und die schlechte Stimmung im Volke klagen, klagen sich selbst an.

Was die Jesuiten betrifft, so habe ich weder den Abscheu noch die Angst vor ihnen, die man so oft aussprechen hört. Ich glaube übrigens auch, es sey damit so ernstlich nicht gemeint. Wären diese Gefühle aber doch so aufrichtig, wie man vorgibt, dann möchte ich sie ein wenig einfältig nennen. Können die Jesuiten und der Ultramontanism gefährlich werden — und sie können es unter gewissen Verhältnissen allerdings — dann ist es nur durch die Mitwirkung der Regierungen möglich. Glauben diese des Beistandes der frommen Väter und des heiligen Stuhls zu bedürfen, dann ist es wahrhaftig nicht an ihnen, die erbetene Hülfe zu versagen. Oder sollten die wiederauflebenden Orden und Rom ein Bündniß ablehnen, das zu ihrem Vortheil ist? Warum klagt Ihr darum den Papst und die Jesuiten an? Seyd Ihr so fremd in dieser Sache, daß Ihr nicht wißt, wer zu genehmigen oder zu verwerfen hat? Aber ich verstehe Euch. Wagtet Ihr es, das Ding bei seinem Namen zu nennen, dann würde es anders heißen. Das geht nun begreiflicher Weise nicht. Von den Jesuiten und

von Rom ist nichts zu fürchten, darum wird der Angriff dahin gerichtet, wo er mit keiner, oder mit der wenigsten Gefahr verbunden ist. Ich wollte leicht beweisen, daß in diesen Streit die ungerechte Einseitigkeit und Bitterkeit eines Parteikampfes gekommen ist, in dem man sich unredlicher Waffen zu bedienen kein Bedenken trug, wie sie sonst kein Mann von Ehre führt; aber dazu ist weder hier der Ort, noch jetzt die Zeit. Wir werden uns später, wenn es nützen kann, vielleicht bei Philippi, wiedersehen. Nur die Bemerkung muß ich noch beifügen, daß solcher Zwist, der Religion, Glauben und Meinen betrifft, nur wirklich gefährlich wird, wenn sich Regierungen in ihn mischen. Dieses Feuer, sich selbst überlassen, erstirbt in sich, da die Bewegung in ihm und um es die stille Glut zur Flamme anfacht. Könnte man es über sich gewinnen, die Leute plaudern, beten, singen und alles für Andere Gleichgültige abthun zu lassen, wie die Leute gerade Lust dazu tragen, dann würden solche Dinge, welche die Gesellschaft nichts angehen, blieben sie unbeachtet, auch unbemerkt vorübergehen. Das

aber mag der Staat nicht; er muß von Amtes wegen Notiz von Allem nehmen, entweder weil es ihm auf irgend eine Weise dienen kann, oder weil es jede Regierung für Pflicht und eine Ehrensache hält, den Pflanzen das Aufwärtswachsen und dem Wasser das Abwärtsfließen huldreichst zu gestatten, und im Nothfalle zu gebieten. Endlich werden die Doctoren, Schriftgelehrten, Priester und Leviten laut, die sogleich das Kapitol in Gefahr sehen, das sie zu hüten haben, und sich an Dienst- und Pflichteifer von den Gänsen des alten Roms nicht wollen übertreffen lassen. Die machen dann, durch großen Lärm, das Kleinste groß, das Unbedeutendste bedeutend, weil sie selbst und ihr Amt dadurch an Größe und Bedeutung gewinnen. In Ländern und Zeiten, wo man etwas Besseres zu thun weiß, als die Einfälle und Narrheiten, die Weisheit und den Unsinn eines Jeden, an einem von Staat und Kirche eingeführten Maaße und Gewicht zu prüfen, wo die weltliche und geistliche Obrigkeit sich um keinen Schuh bekümmert, den sie nicht anzuziehen hat, weil doch nur Der weiß,

ob und wo er drückt, der ihn trägt, da kennt man die elenden, erbärmlichen, ekelhaften Zänkereien nicht, die unsere Schulen und Kirchen und das gesellige Leben wie eine Pest vergiften.

Die Religionszänkereien, die jetzt wieder so viele Blätter füllen, so viele Streitschriften erzeugen, die Gemüther erhitzen, die Bürger desselben Staates, derselben Gemeinde, die Glieder desselben Volksstammes, derselben Nation einander feindlich gegenüberstellen, die Gesellschaft theilen, selbst Familien entzweien, sind eine höchst auffallende Erscheinung in unserer Zeit. Wer hätte vor vierzig, vor zwanzig Jahren gedacht, daß man in Frankreich, in Deutschland je wieder bis zu diesem Grade von Stumpfsinn und Albernheit zurückfallen würde? So ist der Mensch! so gestalten sich die Angelegenheiten dieser Welt! Wäre die merkwürdige Verwandlung, die dem öffentlichen Geiste, wie durch einen Zaubertrank diese Richtung gegeben zu haben scheint, das Werk einer verschlagenen Politik, dann könnte man sie ihr Meisterstück nennen. Die Menschen fingen an, sich so viel mit dem Zeitlichen abzugeben,

daß Die, denen es vorzugsweise angehörte, die Erörterungen über Recht und Pflicht, Ansprüche und Besitz bedenklich finden mußten. Es war darum sehr klug, den Geist der Prüfung auf das Ewige abzulenken, und an die Stelle des Weltlichen das Geistliche zu setzen.

Die Kongregationen und Jesuiten werden uns an Deputirtenkammern und Verfassungen wenig mehr denken lassen. Der Staat weicht der Kirche, die gemeinen Interessen dieser Welt verschwinden vor den höhern jenseits. Wer kann bei dem wichtigen Streite über Konfessions-Artikel an die Artikel des Budget denken? Was ist alles irdische Glück und Wehe gegen die Freude und Qual, die uns der Himmel bietet, mit der uns die Hölle droht? So wandeln wir den rechten Weg, wenn uns die Frömmigkeit den Bruder hassen heißt, der dasselbe bürgerliche und politische Interesse mit uns theilt, aber in Glaubenssachen eine andere Meinung zu haben wagt. Vereinigt waret Ihr schwach, doch immer noch achtungswerth; getheilt seyd Ihr das Spielzeug Eurer Feinde, ein Gegenstand der Verachtung

und des Hohnes. Albernes Geschlecht, das sich um den Schatten des Esels schlägt, den der Listige entführt, der den Streit erregte, um sich des Thiers zu versichern!

In dieser Zeit haben wohlgesinnte Männer den Muth, an eine Vereinigung der christlichen Religionen zu denken, und an die Möglichkeit derselben zu glauben! Ja, es war eine Zeit, in der man diese Vereinigung hoffen durfte; sie war, und wird ohne Zweifel wieder kommen. Jetzt ist sie nicht. Der Augenblick, wo die Heere sich schlagfertig gegenüberstehen, durch Herausforderungen und Drohungen zur Wuth erhitzt; wo man Ueberläufer wirbt, um sie gegen die Fahne zu gebrauchen, die man von ihnen beschimpft und verrathen glaubt; wo die Leidenschaft das gute Recht nur auf einer Seite sieht, und alles Unrecht auf der andern, das ist nicht der Augenblick, in dem man mit Erfolg zur Versöhnung und zum Frieden räth. Man muß den Paroxism vorübergehen lassen, er wird in Deutschland, wenn man ihn nicht künstlich unterhält, von keiner Dauer seyn. Wir kommen leicht in Eifer;

er hält aber selten an. Seit vierzig Jahren haben wir Rock und Jacke gar oft gewechselt, und uns bald für eine Philosophie, bald für eine Pädagogik, für Bart und lange Haare, wie für Volksthümlichkeit und Menschenrechte schnell begeistert. Ist nicht Alles die Sprossen seiner Leiter auf- und abgestiegen, und glaubte immer auf dem Wege der Besserung, auf dem der Vollkommenheit zu seyn? Hatte nicht selbst die ernste Politik, wie die leichtfertigere schöne Literatur, ihre verschiedenen Perioden? Die der kränkelnden Empfindsamkeit, ihre Siegwarte und Werther an der Spitze? Die der aufgeklärten Freigeisterei, die viel verhieß und wenig hielt, viel in Proklamationen sprach und wenig Glauben fand? Die der Andacht und Frömmigkeit, die für die Menschheit betet und beten läßt, statt ihr aus der Noth zu helfen? Nur die praktische Staatswirthschaft ist sich immer gleich geblieben, in ihrem Heißhunger ungesättigt und unersättlich, und nie hat sie übersättigt je etwas wieder zurückgegeben. Wir haben Alles wechseln, sich verdrängen und ablösen gesehen, und immer,

wie man sagte, auf dem Wege vom Schlimmen zum Guten. So geht es beständig ab und zu, und abwechselnd hat man es versucht mit Kasernen, Klöstern und Schulen; und selbst die Zucht- und Findelhäuser haben, wie die Naturphilosophie und Mystik, ihre Zeit gehabt. Eine Unfehlbarkeit ist der andern gefolgt, und die Gläubigen haben schleunigst ab- und zugeschworen. Man darf nur die Trommel rühren, oder in die Trompete stoßen, und um den Wunderdoctor drängt sich sogleich ein schaulustiges Publikum, das den Hans North durch den Hals einer Flasche kriechen sehen will, und am Ende auch gesehen hat. Man setze dieser Beweglichkeit nur Unbeweglichkeit entgegen, und die Wasser laufen ab, die Stürme braußen aus, der St. Veitstanz macht die Springer müde, und sie hören erschöpft zu tanzen auf. Nur wenn Regierungen, ängstlich und schwach, aus diesem Treiben Haupt- und Staats-Actionen machen, und ihm so Bedeutung geben, dann kann es bedeutend werden. Wir dürfen ruhig seyn, weil die Chorführer in dem neuen Drama so ziemlich die alten sind.

Weiter gedenke ich in meinem Glaubensbekenntnisse nicht zu gehen, in dem ich vielleicht schon zu weit gegangen bin. Alles, was ich gesagt habe, glaube ich; aber nicht Alles, was ich glaube, habe ich gesagt, und gewiß wohl daran gethan. Ich kann in Manchem, in Vielem Unrecht haben; das werden Die rügen, die es besser wissen, oder auch nur besser zu wissen glauben. Auf solche Weise hätte selbst mein Irrthum der Wahrheit gedient, und ich dürfte zufrieden seyn, weil es durchaus nicht um meine Person, sondern um die Sache zu thun ist. Vielleicht habe ich auch Recht, obgleich man mir Unrecht gibt. In diesem Falle mögen andere Menschen und eine andere Zeit zwischen meinen Richtern und mir entscheiden. Ich habe in meinem kurzen Leben gesehen, daß Verstand Thorheit, und dann auch wieder Unsinn Vernunft geworden ist. Sollte sich das in einer langen Zukunft nicht öfter und in stärkern Gegensätzen wiederholen? Jahrhunderte bieten größere Wechsel und Contraste, als ein Menschenleben dar, und doch haben Einzelne schon hinlängliche Beweise abgelegt, daß es nicht

unmöglich, ja nicht einmal schwer sey, in Glauben, Wünschen und Hoffen von einem Aeußersten zum andern zu springen. Gar Vieles hat für unmöglich, unvernünftig und unerlaubt gegolten, was später als höchst einfach und natürlich, als vernünftig und rechtmäßig angesehen ward. Ein Geschlecht urtheilt nicht, wie das andere, und Gesinnungen, Ansichten und Gefühle wechseln in der Zeit. Der Henker hat mehr als eine Schrift dem Feuer übergeben, deren Verfasser später als freundliche Genien der Menschheit, als Wohlthäter ihres Geschlechtes geachtet worden sind. Die Nachwelt fragt wenig nach den Beschlüssen der Gegenwart, durch welche diese jene binden will. Was dort an's Kreuz geschlagen ward, wird hier auf den Altar gestellt, und Die ihr Leben als Verbrecher auf dem Richtplatze verloren haben, werden nicht selten als Märtyrer und Heilige verehrt. Die Antworten und Gutachten unserer Fakultäten, die Bannflüche unserer Päpste und Sorbonnen, die Urtheile unserer literarischen, bürgerlichen und peinlichen Gerichte, wie die pragmatischen Sank-

tionen der Höfe werden höchstens von diesen selbst geachtet und befolgt. Was kann man nicht erleben, wenn man lange lebt? Darum nun, und weil jede Generation, und, in ihr, fast jeder Einzelne nur sich für unfehlbar hält, die Generationen aber und die Menschen wechseln, so muß man, bei guter Absicht, nie verzweifeln, und weder sein Glück noch sein Unglück, weder seine Heiligsprechung noch Verdammung für unabänderlich und ewig halten. Spreche darum Jeder seine Ueberzeugung treu und ehrlich aus, und theile als Wahrheit mit, was er dafür erkennt. Die Gegenwart und Nachwelt mögen es dann begreifen, deuten und würdigen, wie sie der Sache nun gerade gewachsen und gewogen sind.

Diese Ansichten, wie ich sie hier mitgetheilt, setzte ich einem angesehenen Manne von der Linken, der früher seinen Sitz auf der Rechten gehabt, in vertraulicher Unterhaltung auseinander. Er hörte mir mit gefälliger Aufmerksamkeit zu, und bemerkte, da ich geendet, lächelnd: «Was Sie sagten, ist wahr, sehr wahr, und doch auch

wieder falsch. Es ist das politische Glaubensbekenntniß eines Mannes ohne Welt. Sie kennen den Menschen, aber nicht die Menschen, das Volk, aber nicht den Hof, die Macht der Vernunft, aber nicht die der Albernheit. Ich habe mich in dem Lager der Feinde umgesehen, und die Ueberzeugung gewonnen, daß es nicht unsere Stärke, aber ihre Schwäche, nicht unser Verstand, aber ihr Unverstand thun wird. Sie aber, nehmen Sie sich in Acht, Sie kommen zwischen zwei Feuer. Recht ist jetzt nicht das Rechte, sondern was dem Parteigeiste schmeichelt und den Sieg gewinnen hilft.» *)

*) Dieser Aufsatz ist älter, als die entscheidenden Tage des Juli, was besonders in Beziehung auf Frankreich bemerkt werden muß. Ich konnte und wollte indessen nichts daran ändern; und es soll ihm, denke ich, in den Augen des Publikums keinen Nachtheil bringen, daß die Zeit schon über seinen Gehalt geurtheilt hat.

Dorfchronik von Dorfheim.

Im Mai.

Warum wird immer nur von Staats- und Städteangelegenheiten so viel Aufhebens gemacht? Ist unser Dorfheim nicht auch eine Welt, und seine Dorfchronik eine wahre Weltgeschichte? Ich getraue mir es zu beweisen, und begreife darum keineswegs, warum wir mit unsern Angelegenheiten, welche der übrigen Erde mit Unrecht unbedeutend scheinen, nicht in den öffentlichen Blättern figuriren. Der Mensch sucht auch außer sich nur sich; und wir lesen nur darum so selten periodische Schriften, weil sie sich mit unserm Dorfe, den Ereignissen in demselben, die doch bei uns so gut passiren, als in einer Residenz, gar nicht, oder nur wenig abgeben. Ueberhaupt begreife ich nicht, warum man nur große Welthändel aufschreibt und ausposaunt, und nicht eben so gut Flecken- oder Dorfhändel, die uns doch näher

angehen. Recht vernünftige Leute haben gesagt, der Mensch sey sich allenthalben, unter gleichen Verhältnissen, ziemlich gleich, und das Große sey auch das Kleine, nur im vergrößerten Maaßstabe und umgekehrt. Dieser Meinung bin ich ganz, und was von einem Staate gilt, muß, absteigend, von einer Provinz, von einer Gemeinde und von einer Familie gelten. Laufen die Schlägereien der Völker und großen Herren, und unsere Prügeleien, nicht auf eins hinaus; wenn wir gleich keine Kanonen führen, sondern nur geringere Waffen? Wir gerathen gewöhnlich nur im Rausche tüchtig aneinander, wie die Raufbolde der Weltgeschichte, die Alexander, Karl XII. und Dschingiskane auch; nur sind wir von Wein oder Bier trunken, diese aber von Ehrgeiz oder Herrschsucht. Unser Amtmann oder Schulze gibt wahrhaftig dem türkischen Sultan nichts nach im Herrschen, und ist vielleicht noch eigenmächtiger, mit dem Unterschiede, daß dieser es in Konstantinopel ist, und unser Schulze hier im Dorfe Dorfheim. Aber was thut der Ort zur Sache? Mein Nachbar Velten hat

vielleicht nur wenige hundert Thaler mehr, als der reichste Bauer nach ihm, und er weicht, stelle ich mir vor, den steifesten Torys in der Impertinenz um kein Haar; so vornehm und reichgrob ist er.

Was sonst noch allerlei bei uns vorgeht, will ich kurz berichten. Wir sind nämlich in der größten Verlegenheit wegen der gegenwärtigen Zeitläufe. Unser ganzes Dorf weiß nicht recht, was es über den Gang der Kriegsoperationen denken soll. Das Beste wäre vielleicht, es dächte gar nichts, weil es doch am Ende geht, wie Gott will, und nicht nach dem Wunsche von Dorfheim. Aber selbst in dem kleinen Orte stimmen wir nicht alle zusammen. Der Krämer Gewinnlieb, der noch Kolonialwaaren auf ein Jahr hat, glaubt, die gegenwärtige Ordnung der Dinge könne noch ein Jahr bestehen und mit dem Absatze seiner Kaffeebohnen gleichen Schritt halten. Meine Frau, die den Kaffee besonders liebt, ist über den hohen Preis desselben und den des Zuckers schrecklich erboßt, und prophezeiht den Mauthen und Mauthchen ihren nahen Untergang. Man zerbricht

sich den Kopf mit der Frage: Ob der Türke aus Europa verjagt werde, und Rußland seiner nahen Bestimmung entgegenreise; ob Wellington das Ministerium, oder das Ministerium den edlen Lord zu halten fähig sey; ob Don Miguel sich zur Legitimität, oder diese sich endlich zu Don Miguel bekenne; ob die neueste Poesie zu einigem natürlichen Gefühle, und die neueste Philosophie zu etwas Verstand kommen möge... Ich, meiner Seits, halte auf all' das Zeug nichts, und denke, der Sommer bringt Wärme, der Winter Kälte, das Wasser macht naß und ein langes Leben alt. Die Verlegenheit des übrigen Dorfs dagegen ist desto größer, da unsere Zeitungen auch nicht den geringsten Trost geben. Die haben fast alle eine so platte und abgedroschene Physionomie, daß man in ihnen sogleich die Kinder einer und derselben hungrigen Familie erkennt. Durch sie erfährt man kaum das Interessante, was geschieht, viel weniger das Interessantere, was geschehen könnte oder sollte. Obgleich der Zwiespalt in der Religion hier und da noch fortwährt, so gedenkt es doch die nachdrücklichere Poli-

tik wirklich zu einer Heerde und zu einem Schaafstalle zu bringen.

Der Pfarrer unsers Orts und der Schullehrer sind in einem gelehrten Streite begriffen über die Ehre der ersten Entdeckung eines Druckfehlers in dem neuen Gesangbuche. Das wird unsern Literaturzeitungen viel zu schaffen machen, und sie, die an sich schon höchst interessant sind, können dadurch nur an Interesse gewinnen. Die Fehde soll aber, wie man versichert, einen tiefern Grund haben. Unser Pfarrer und der des benachbarten Orts hatten sich nämlich entzweit über die beste Methode zu predigen. Dieser fährt gewaltig aus, wenn er spricht, und lärmt bestialisch, des tiefern Eindrucks wegen. Jener hält viel auf Anstand in Geberden und Ausdruck, nennt den Mist nicht Mist, und eine Sau nicht Sau, gibt auch nicht viel für zu große Rührung, weil sie das Gesicht entstellt, und sieht auf der Kanzel aus, wie ein Liebhaber in einem Visitenzimmer. Der Schullehrer hat sich gegen unsern Pastor erklärt, weil sie mit einander dienen, und sich darum nicht lieben, wie das bei allen Behör-

den, Kollegien und Stellen der Fall seyn soll, wo auch, wie in der Politik, Nachbar und Feind gleichbedeutend sind. Aber Beide haben ihre mächtigen Anhänger, die beinahe toll werden vor Aerger, daß Keiner dem Andern nachgeben will. Ich habe zu ihnen gesagt: «Nachbarn, vertragt Euch nachbarlich. Predige Jeder, wie es seiner Gemeinde gefällt, und die Gemeinde besuche den Prediger, den sie vorzieht. Macht es doch Alles in der Welt, wie ihm der Schnabel steht, und muß es so machen, weil es sein Schnabel, und nicht der eines Andern ist.» Vergebens! Die Hirten wollen Recht haben, und beweisen es mit Gründen, welche wenige von ihren Schaafen verstehen, und die auch ihre Predigten nicht besser machen, sondern gerade den Einen verhindern, das Gute anzunehmen, welches der Andere hat. Der Amtmann sagt, die Angriffs- und Vertheidigungsmittel der beiden Kanzelredner seyen nicht neu, sondern die aufgewärmte Collation von einem Diner, mit dem sich die französische und deutsche Tragödie und alle Konfessionen, Sekten und Schulen seit undenklichen Zeiten traktirt

hätten. Das dritte Glied des hiesigen gelehrten Standes, der Barbier, welcher sich aber lieber Doctor nennen hört, ist, Gott Lob! noch neutral. Mischt der sich hinein, dann setzt es, zur allgemeinen Freude, was ab; denn Leute seiner Art sind sehr bissig, und können ihre Sache gut verfechten ohne Widerspruch, während dem sie, mit dem Messer in der Hand, ihre stummen Kunden barbiren.

Ein großes Spektakel machte bei uns auch die Frage, ob bei den Stellen von Beamten, Landes-Deputirten und sonstigen einträglichen und ehrenvollen Würden ein Wahlreich besser sey, als ein Erbreich, oder umgekehrt. Der Schulze, welcher eine gesegnete Ehe hat, erklärte sich stark für die Erblichkeit. Er meint, das Regieren käme Einem auch nicht angeflogen, wie überhaupt kein Handwerk und keine Kunst, sondern müsse gelernt und geübt werden, und da habe der Sohn das beste Muster in der Nähe, nämlich seinen Vater, von dem er profitiren könne von Kindes Beinen an. Schon über fünfzig Jahre sey die Schultheiserei bei der Familie

Huth, und die Gemeinde, deß flattire er sich mit Recht, habe sich immer passabel dabei befunden, und Keiner, dessen glaube er sich ohne Eitelkeit rühmen zu dürfen, halte die Gemeinde so gut unter einem Hute, wie er, Schultheis Huth.

Der Gemeindehirt schnautzte ihn aber an, wie Fox ehemals die englischen Minister, manche Minister jetzt viele Deputirten, die Quotidienne und Gazette den Constitutionnel und das Journal des Debats,*) oder die rechte Seite die linke, und diese jene. Er habe, sagte er, schon unter seinem seligen Vater, dem er in der Herrschaft gefolgt sey, über das liebe Vieh mit zu befehlen gehabt, und wisse auch, was das Ding auf sich habe. Damals sey er

*) Die Zeit geht rasch. Drei Tage haben in Frankreich fast Alles verändert. Die Sprache der Zeitungen ist nicht mehr ganz dieselbe; doch sind noch derselbe Geist, dieselben Gesinnungen. Es ist gut, daß man wisse, welcher Geist, welche Gesinnungen und welche Sprache die außerordentlichen Katastrophen herbeigeführt, die in einem Menschenalter den schönsten Thron von Europa zum fünften Mal gestürzt und die verderblichen Illusionen

schon längst majorenn gewesen, sein seliger Vater habe ihm die Zeit lange gemacht, und er habe als Coadjutor gedient, und glaube aus Erfahrung zu wissen, was am Regieren sey, so gut als einer. Nun begreife er aber keineswegs, warum man ihn ausschließen wolle, von der Exspektanz auf die Herrschaft über die menschliche Population des Dorfes, da er die weit zahlreichere des Viehes so gut geleitet habe; und er glaube, es sey noch leichter, Menschen zu regieren, die Verstand hätten, oder doch haben sollten, als Thiere, die keinen haben sollten, aber manchmal doch welchen hätten.

Die Menschen, behauptete der Oppositionsredner, nehmen das Ding nicht so genau. Seine

---

einer Gewalt zerstört haben, die nichts lernen und nichts vergessen will. Das größte Unglück der Zeit kommt von der Lehre, wie sie die Gazette und die Quotidienne gepredigt, und sie allein haben das Unglück Frankreichs auf ihrem Gewissen, wenn sie anders ein Gewissen haben! Es ist gut, daß man die Ursachen im Auge behalte, denen solche Wirkungen auf der Ferse folgen. Vielleicht schöpft doch die Gegenwart einigen Unterricht aus der Vergangenheit.

Heerde z. B., reiße gleich aus, wenn er selbst, oder seine Adjutanten fehlten, und schmauße auf verbotener Weide umher; der Mensch aber sey besser gezogen, und gehe in der Heerde seinen Gang fort, wer und wo auch der Hirte seyn möge. Man erzähle ja: von einem alten Kaiser sey einmal ein Gaul zum Beamten gemacht worden, und Stadt und Reich hätten die Würde der Bestie respektirt. Auch heiße es, ein König von Schweden habe seinen Unterthanen, die in seiner Abwesenheit einiges Mißvergnügen äußerten, gedroht, ihnen seinen Stiefel als Vicekönig zu schicken, daß er sie regiere, wenn sie muckten, und sie hätten nicht mehr gemuckt. So dumm, das dürfe man glauben, sey das Vieh nicht. Er, seiner Seits, habe es noch nie erlebt, daß ein kräftiger Stier vor einem schwachen Oechschen, das sich besser gedünkt, aus Respekt durchgegangen sey, wie das unter Menschen oft geschehn, wo der Starke dem Schwachen gar häufig weichen müsse. Ihm sey auch noch keine Ziege vorgekommen, die vor ihren Schwestern den Vorsitz oder Vorsprung gefordert habe. Kurz, nach

seinem Dafürhalten, gehe es bei keiner Heerde so abscheulich, ungerecht und dumm zu, wie bei der menschlichen. Pfiffig seyen die Leute wohl, aber nur in Schlechtigkeiten; das beweise sattsam die Chronik des Orts und aller Völker.

Der derbe Viehhirt aber hatte gut reden; der feine Schulze behielt, wie auch die englischen Minister gewöhnlich, Recht.

Am Anfang des Juni.

Was das für ein Teufelslärm mit den Jesuiten in Frankreich ist! Sollten sie wirklich, wenn sie fortbestehen, den jüngsten Tag beschleunigen? wie die Liberalen sagen; oder gar die Welterlösung von allem Jammer, der uns plagt, bewirken? wie die frommen Freunde der alten Monarchie behaupten. Ich denke: Keines von Beiden. Die Leute nehmen jetzt das Maul etwas voll, des beabsichtigten Effektes wegen. Unsere rührigen, redseligen Nachbarn besonders sind speckakellustig, und geben ein Bischen Rindfleisch gern mit vielem Senft. Hat die Revolution, nach ihrer Versicherung, die Erde nicht befreien, das Kaiserreich sie nicht unterjochen sollen? Es ging

nicht, weder mit der Befreiung, noch mit der Unterjochung. O, des vielen eiteln Geschwätzes! Aber die Menschen wollen es nicht anders. In der That, wir sind gefährlich krank, ohne recht zu wissen, wo es uns fehlt. Ich aber will der einfältigste Mensch daheim im Dorfe Dorfheim seyn, wenn das Uebel nicht Aufschneiderei, Lug und Trug und heuchlerisches Komödiantenwesen ist. Sie lügen Alle, um zu betrügen; Die für die Aufklärung, Jene für die Finsterniß, hier für das Volk, dort für den Thron. Alle wuchern und schachern mit ihrem Pfunde im Namen des Himmels und der Menschheit, um ihren Sack zu füllen. Wenn nur die verdammten Redekünste und feine Lebensart nicht wären, die kein Ding bei seinem Namen nennen, und vom Geruche sprechen, wo es gräulich stinkt! Es soll ein Mann gesagt haben, wir besäßen jetzt die Sprache, um unsere Gedanken zu verbergen. Der versteht es, und hat gewiß auch fleißig mitgemacht; denn wer Andere hinter dem Ofen sucht, ist selbst dort gewesen. Ja, sogar Proklamationen, Kriegs- und Friedensberichte haben uns schon ordentlich ange-

führt. Aber gescheidt muß man es zu machen wissen.

Wie es mit den Griechen und Franzosen nur gehen mag! Das wird noch Noten, Manifeste und Proklamationen kosten, um die Gedanken durch die Reden zu verbergen; aber man muß nicht gerade in der Münze seyn, um den Werth des Geldes zu kennen. Was den Türkenkrieg und den Sultan betrifft, so behaupte ich: Dieser hat es sehr unklug angefangen, so klug der Herr sonst auch, schon seines Standes wegen, seyn mag. Mit dem ganzen Türkenthume mußte er auf das christliche Europa schlagen, den Glauben und das Volk auf die Spitze stellen, und das Nationalgefühl bis zur Wuth des Wahnsinns steigern. Er aber macht den Aufgeklärten, den Toleranten und Europäer. Daraus wird Europa Vortheil ziehen. Der Großherr — ich dummer Dorfteufel aus Dorfheim sage es ihm — setzte sich zwischen zwei Stühle, den fränkisch-christlichen, der noch nicht fertig war, und den asiatisch-mahometanischen, den er voreilig weggeschoben hatte. Ja, wenn es das europäische Exerziren und

Defiliren immer thäte, dann hätten es Europa und die Europäisten in ihm schon lange gethan. Mit dem Koran mußte er die Bibel, mit dem Unsinn der Barbarei den Verstand der Bildung schlagen. So ging es, oder es ging überhaupt nicht. Der Sultan mag zusehen, ich habe es ihm gesagt. Doch, wenn ihm sein Prophet nicht hilft, thut es vielleicht eines Andern Politik, der kein Prophet ist.

Der Krieg zwischen den Protestanten und den Katholiken ist den Winter hindurch wacker geführt worden. Jetzt läßt er etwas nach; doch wurmt es noch hier und da ein wenig. Da die Bauern nun auf dem Felde zu thun finden, ruht die Streitaxt. Wir haben beim warmen Ofen etwas Krieg geführt, in den Spinnstuben Länder vertheilt und die Welt durch einander geworfen! Beinahe wäre es in unserm Dorfe, wegen der Türken und Russen, zu Schlägereien gekommen. Aber zur rechten Zeit fiel uns noch ein, daß sie es selbst mit weit besserem Effekte thun können und auch ohne Zweifel thun werden. Aus ist die Sache noch nicht, obgleich wir Frieden haben.

Es ist das Ende vom Anfang, oder der Anfang vom Ende. Jetzt sind wir ruhig. Die mildere Jahreszeit, finde ich, macht den Menschen milder, und mit dem Frühling und Sommer hat das Elend größtentheils ein Ende, und wir vermählen nun die regierenden Geschlechter friedlich zusammen, die wir sich wechselseitig haben aufreiben lassen.

Mit meinem Nachbar, der ein Protestant ist, habe ich mich auch versöhnt. Seine besten Felder stoßen hart an die meinigen. Lange hatten wir uns gemieden, der Religion wegen. Gestern komme ich auf das Feld, und finde ihn auf dem seinigen, nahe bei mir. Grüßen konnten wir uns nicht. Den vorigen Abend hatte es geregnet. Jetzt ruhten der heitere Himmel und die liebliche Sonne belebend über der frischen Erde, ordentlich wie eine Bruthenne über den zarten Jungen. Die Frucht war über Nacht Handlang aufgeschossen Die Bäume grünten und reiften ihre Früchte an der Sonne. Das Herz wurde mir wahrhaftig weich.

Niklas, sagte ich zu meinem stillen Nachbar, seht Ihr wohl einen Unterschied zwischen

meinem katholischen Korn und Klee und Euerm reformirten? — Nein, war seine Antwort, das just nicht. — Nun dann, sagte ich, und ging auf ihn zu, wenn der liebe Gott keinen Unterschied zwischen uns und dem Unsrigen macht, uns Allen so wohl will, und unsern Fleiß segnet, warum wollen wir, seine Geschöpfe und Kinder, Widerspenstige seyn und Narren, und uns hassen und quälen? Niklas sah mich gerührt an. Hab's meiner Seel', auch schon gedacht, antwortete er. Wollen wieder gute Nachbarn und Freunde seyn! — Wir gaben uns die Hände.

Es ist doch wahrhaftig toll, daß die Menschen sich wegen Sachen hassen und verfolgen, für die sie selbst nichts können. Wäre der Nachbar Niklas meines Vaters Sohn, dann würde er glauben und beten wie ich; und war es denn seine Wahl, daß er der Niklas, und nicht ein Anderer geworden ist? Die albernen Menschen! Hätte ich vor dreißig Jahren gelebt, ich würde, stelle ich mir vor, die Ketzer und Juden mit Vergnügen verbrennen gesehen haben. Ich bin deutsch, und der parlirt Welsch. Wir müßten doch dumme

Leute seyn, wenn wir uns hassen wollten, weil Jeder die Sprache seiner Eltern und Nachbarn spricht. Wir trinken Wein und verketzern die Türken, die keinen trinken. Ist es aber unser Verdienst, daß wir keine Türken sind? Ich sehe es nicht ein. Hätten wir in Grönland das Licht der Welt erblickt, dann würden wir Thran, wie Burgunder und Champagner, trinken. Es ist daher wirklich sehr albern, daß sich die Menschen, wegen Verschiedenheit der Sprache, Religion und Lebensart, hassen und verfolgen; aber solcher dummen und albernen Menschen gibt es, leider! noch eine Menge.

Als der Hofrath Albrecht hörte, was zwischen mir und Niklas vorgefallen, lobte er uns sehr; denn der Hofrath Albrecht ist ein gar verständiger und braver Mann. Ihr habt wohl daran gethan, sprach er, Euch zu verstehen und Freundschaft zu halten. Die Freundschaft ist ein gutes Feld, das Früchte trägt, da die Feindschaft dagegen nur wucherndes Unkraut bringt. Auch weiß man ja nicht, wie man sich, in Zeiten des Mangels und der Noth, einmal braucht,

und da ist ein hülfreicher Nachbar ein Segen Gottes, der dem Herzen wohl thut, wie der gestrige Gewitterregen der durstigen Frucht. — O! sprach Niklas, was das betrifft, so ist Unsereiner darüber hinaus. Die Noth findet bei mir verschlossene Thüren, und pocht umsonst. Dem Reichen waren nämlich die zwanzigtausend Thaler Vermögen, die er hat, in die Glieder geschlagen, und der Hochmuth streckte ihn ordentlich, daß er größer aussah. Darüber, erwiederte der Hofrath Albrecht ernsthaft, ist kein Mensch hinaus, so lange er lebt. Vor Angst und Noth schützt nur der Tod. Ich will Euch von einem Manne erzählen, Niklas, der sehr reich war, und sogar ein König. Ihr mögt Euch ein Exempel daran nehmen; denn der Mann dachte fast wie Ihr, war aber reicher, ja reicher als der reichste Engländer, als selbst der Baron Rothschild. Niklas, der etwas auf den Reichthum hält, so viel als ein kitzeliger Soldat auf Standesehre, ein Schriftgelehrter auf seine Bücher, oder ein hart gebackener Edelmann auf seinen Adelsbrief, horchte hoch auf. Der Hofrath

aber erzählte: Es war einmal ein König, der hieß Crösus, und der hatte mehr Geld als das Haus Rothschild, und dieser König Crösus regierte vor ungefähr 2400 und einigen Jahren im Lande Lydien. Seine Reichthümer waren so unermeßlich, daß man nach ihm Jeden, der übermäßige Schätze besaß, einen Crösus nannte. Obgleich nun dieser König unendlich viel hatte, so hatte er doch nicht genug; denn kein Besitz sättigt den unersättlichen Menschen, und jeder erfüllte Wunsch gleicht einem abgeschlagenen Kopfe der siebenköpfigen Hyder, dem sogleich sechs neue nachwachsen.

Diesen Crösus besuchte ein weiser Mann von Athen, genannt Solon, auf seinen Reisen. Denn die Alten, um sich zu unterrichten, pflegten zu reisen, wie wir nun Bücher lesen, wurden aber verständiger und gesünder dabei, als die Gelehrten es jetzt im Allgemeinen sind. Der große König ließ dem Fremden alle seine Schätze zeigen. Das Glück des schwachen Sterblichen ist nur halb, wenn es nicht gesehen, bewundert, oder

gar beneidet wird. Solon sah Alles mit einer unbegreiflichen Gleichgültigkeit. Dem Monarchen, der einen vorzüglichen Werth auf seine Reichthümer legte, fiel das seltsame Benehmen auf, und er fragte den Weisen, voll stolzen Eigendünkels, wen er für den Glücklichsten von allen Menschen halte, die er je gekannt. Solon nannte einen gemeinen Bürger von Athen, der vor einiger Zeit verschieden war. Crösus verdroß es nicht wenig, daß er einem unbekannten Menschen ohne Ansehen, Würden und Schätze nachstehen sollte. Doch glaubte er in Solon's Augen wenigstens den zweiten Rang zu behaupten. «Wen, fragte er ihn, hältst Du für den Glücklichsten nach diesem?» Solon nannte zwei Jünglinge von Athen, die aber auch schon gestorben waren. «Wie! rief der König, von meinen Reichthümern und von meiner Macht hast Du einen so geringen Begriff, daß Du mir diese unbedeutenden Menschen vorziehst?» «Macht und Schätze, erwiederte Solon, gibt und nimmt das Schicksal, wie es ihm gefällt. Auch kann der Mensch sie besitzen, ohne sich glücklich, und sie entbehren,

ohne sich unglücklich zu fühlen. Niemand aber darf vor seinem Ende sagen, er sey glücklich.»

Crösus, an die geschmeidigen Künste der Höflinge gewöhnt, fand wenig Geschmack an dem freien Griechen, der vielleicht eben so wenig an dem Könige fand; und Beide schieden. Um seine Herrschaft zu erweitern und seine Schätze zu vergrößern, machte Crösus den Entwurf, den König der Perser, Cyrus, zu bekriegen. Von diesem aber wurde er überwunden, gefangen und verdammt, auf dem Scheiterhaufen zu sterben. Schon war dieser errichtet, der unglückliche König mit einigen der vornehmsten Lydier auf denselben gebracht, und Feuer angelegt. Da erinnerte sich Crösus der Worte des griechischen Weisen, und rief in seinem Schmerze: «O Solon! Solon!» Cyrus wollte wissen, warum er in dem entscheidenden Augenblicke diesen Namen nenne.

Crösus, nachdem er sich erholt hatte, erzählte dem ungroßmüthigen Sieger seine Unterredung mit Solon, und dessen Ausspruch, daß die Götter den Sterblichen Macht und Reichthum

nach Willkühr ertheilen und nehmen, und Niemand sich vor seinem Tode glücklich preisen solle. Diese Worte und der Gedanke an den steten Wechsel der menschlichen Dinge, von dem der Sieger in Crösus ein so auffallendes Beispiel sah, erschütterten seine Seele; er schenkte dem Besiegten nicht nur das Leben, sondern auch seine Freundschaft.

Niklas, vielleicht nicht ganz so klug, wie der König Cyrus, begriff doch, was das sagen wollte. Ja, wenn es nur Alle begriffen, Leute, die sonst vielleicht mehr Verstand haben, als ich und der Nachbar Niklas zusammen! Wenn es nur Alle so machten, wie er und ich, alle Protestanten und Katholiken, die sich, als solche, übel wollen!

Gegen das Ende des Juni.

Hier steht es nicht zum Besten. Der Weinstock ist den letzten harten Winter, wie männiglich bekannt, erfroren. Das thut nichts, sagen die reichen Leute, die noch Wein im Keller haben, und denen er so in den Fässern wächst. Wo

Tauben sind, fliegen Tauben hin; so war es immer. Uebrigens hat der Stock ein gewaltiges Holz, und somit auch große Hoffnungen für die Zukunft getrieben. Die Hoffnung ist eine gefällige und wohlfeile Trösterin, und wenn sie uns auch oft zu Narren hat, dann macht sie ihre Narren doch glücklich.

Alle Welt klagt über Verarmung in unserm Dorfe, wie anderswo. Wir Gemeindeglieder sind darum zusammengetreten, um zu berathen, ob wir nicht wohl daran thäten, eine Mauth um's Dorf zu legen, die der allgemeinen Noth steuern könnte. Was im Großen gut thut, kann im Kleinen wenigstens nicht schaden. Werden die Staaten durch die Mauth glücklich und reich, dann müssen es auch wohl die Dörfer durch sie werden. Bringen wir es dahin, in unserer Gemarkung selbst zu erzeugen, was wir brauchen, dann sind wir geborgen, und behalten das Geld im Orte, das nicht hinaus geht. Die Bäcker, Metzger, Wirthe und übrigen Handwerker sind das zufrieden, weil sie uns mit dem Brod und Fleisch und was sie absetzen, in der Hand haben,

wenn wir essen und trinken und ordentlich leben wollen. Doch hat das Ding auch seine Schwierigkeiten, weil es uns an Frucht und Holz fehlt. Sonst haben wir unsern Wein gut verkauft, und den Nachbarn ihre Frucht und ihr Holz gut bezahlt, und wir fuhren beiderseits nicht übel dabei. Jetzt müßten wir unsere Reben aushauen und schlechte Frucht und Holz ziehen, wo wir einen guten Wein machten. Das soll zum Bösen führen, sagen die bedenklichen Alten; aber sie wissen von den Geheimnissen der Staatswirthschaft nichts. Gingen wir auch wirklich bei dem Versuche unter, dann bleibt doch so viel gewiß, daß es methodisch geschieht, wie unserm Arzte seine Kranken, zu seiner Zufriedenheit, und zu ihrer eigenen Beruhigung, sterben, und wir verderben nach den Grundsätzen einer patriotischen Staatsökonomie, für die sich die befreundete Welt an den Gränzen schließt, und die sich gern nur halb satt ißt, wenn der Nachbar Hunger leidet. Ja, es ist eine närrische Welt, die ewig umschlägt, und auf dem Kopfe sucht, was sie auf den Beinen nicht zu finden glaubte. Die Mei-

nungen gelten wie die Münzen, weiß man nur sie mit dem rechten Gepräge in Umlauf zu setzen. Was vor Jahren eine Narrheit war, wird jetzt Weisheit, und umgekehrt.

Es ist in der Nachbarschaft wieder Einer katholisch geworden, und ein Katholik zum Lutherthum übergetreten. Das macht einen Teufelslärm. Der Bauer vergißt Grund- und Personal- und Fenster- und Thürensteuer und Landtag und Frost und Hagel darüber, und das soll, sagen Staatsleute, sehr gut seyn. Ich habe gesagt, das Ueberlaufen sey eigentlich die italienische Partie auf dem Billard, bei welcher der Verlierende gewinnt; der Pfarrer aber sagte, ich sey ein Kezzer und kein guter Bürger. Ich werde mich künftig hüten, so etwas laut werden zu lassen, besonders wenn die Aktien der Geistlichkeit noch steigen, oder wir gar die Jesuiten in's Land bekommen, vor denen Viele eine wahre Judenangst haben; ich aber nicht.

Jetzt soll wieder Alles neu werden in unserm Dorfe, das heißt — alt; denn die Erde und der Mensch auf ihr drehen sich ewig im Kreise herum,

aus dem Tage in die Nacht, aus der Finsterniß von Thorheiten und Verbrechen in ein wenig Dämmerung von Vernunft und Tugend, und umgekehrt. Wir werden aber ganz neu und wiedergeboren, wie sich der Pfarrer ausdrückt und der Schulze.

Das geht nämlich so zu: Die Religion ist während des Krieges, von dem es zu wünschen wäre, er hätte nichts gekostet, als Geld und Blut, schrecklich in Verfall gerathen. Da ist keine Treue und kein Glaube mehr. Die Bursche lernen weder Lesen noch Schreiben, viel weniger was Besseres, nämlich brav, fleißig und ehrlich seyn. Der Pfarrer und Schulze, und selbst der Amtmann genießen nicht mehr die alte Achtung. Freilich sind sie selbst viel Schuld daran wegen ihres Betragens; denn der Respekt will verdient und eingeflößt, aber nicht nur befohlen seyn, wie die Herren meinen. In dem Kriege haben Viele das allgemeine Elend zu ihrem Vortheile benutzt. Die Bauern wissen es, und fluchen über raubsüchtige Vorgesetzte. Darüber ist das Dorf zusammen gekommen, wo der Pfarrer dann, um

der gesunkenen Religion wieder auf die Beine zu helfen, folgende Propositionen machte: 1) Sollen die Bauern sich freiwillig dazu verstehen, nebst dem großen Zehnten, der bis jetzt gegeben worden ist, auch den kleinen an den zeitlichen Herrn Pfarrer gewissenhaft und ehrlich abzuliefern. 2) Soll in Zukunft ein großer Opferstock an der Kirchthüre aufgestellt werden, in den Jeder, wenn er für einen guten Christen gelten wolle, wenigstens den Sonntag etwas werfen müsse, je mehr, desto besser.

Der Schulze unterstützte die Motion des Pfarrers mit vielem Nachdruck. Auch er, fügte er dann hinzu, habe noch etwas auf dem Tapete, so etwas von einer neuen Verordnung, die dem Dorfe gewiß fromme. Jedermänniglich, hub er an, sey es nämlich bekannt, wie auch die weltliche Macht, durch die um sich greifende Anarchie, an Ansehen und Einfluß verloren habe, so daß der dümmste Bauer kaum die Mütze mehr rücke vor dem gescheidtesten Schulzen, strecke dieser den Kopf auch noch so weit zum Fenster hinaus, wenn der Flegel an ihm vorbeigehe. Das sey

die traurige und bedauernswürdige Folge der Prinzipien von Freiheit und Gleichheit, mit denen die Franzosen uns angesteckt, und deren Narrheit sie selbst, aber leider etwas spät! eingesehen hätten. Er, nämlich der Schulze, sey weit entfernt, für seine geringe Person mehr Achtung zu verlangen. Die Gemeinde thue ohnedies schon, das erkenne er dankbar, mit der wenigen, die sie ihrem unwürdigen Vorgesetzten bezeige, demselben zu viel Ehre an; aber das Beste des Dorfs, das ihm am Herzen liege, mehr als sein eigenes, fordere es. Man könne die große Wahrheit jenes ewigen Grundsatzes nicht genug beherzigen, daß, je strenger die Gesetze seyen, und je kräftiger die Gewalt, desto schüchterner werde das Verbrechen, weil es keine Hoffnung habe, je zu siegen, und so beuge man gerade durch die blutigsten Verordnungen dem Blutvergießen am gewissesten vor. Demzufolge trage er darauf an, daß es, mit Bewilligung des hohen, löblichen Amtes, dem Schulzen in seine Macht gegeben werde, einen Bauer, oder seine widerspenstige Frau, in's Loch zu stecken, wenn sie sich gegen

die Obrigkeit vergingen; doch nicht länger als auf 24 Stunden, außerordentliche Fälle ausgenommen, die wohl jeden Tag eintreten könnten.

Der Pfarrer, der Bürgermeister und Schullehrer, wie auch die weitläufigen Verwandten des Schulzen, traten dem Antrage auf der Stelle bei. Dagegen aber erhob sich die gewöhnliche Opposition, der Viehhirt, brummend. Ich begreife oft nicht, wo dieser Mensch, der doch arm ist, seine Offenheit und einen solchen Muth her hat. Vielleicht läßt sich diese Erscheinung klimatisch erklären. Da er nämlich beständig die reine Luft unter freiem Himmel athmet, so nähert er sich den Gebirgsvölkern und Wilden, bei denen die Freiheit einheimisch ist. Vielleicht ist sie auch eine Folge seiner Lebensart; denn da er bei seiner Heerde immer gebietet und nie gehorcht, so behält er diese angewöhnte aufrechte Stellung auch gegen die Menschen. Dem seye nun, wie ihm wolle, er replizirte: «Es gehöre Muth dazu, sich den vereinigten Schlägen der koalisirten geistlichen und weltlichen Arme blos zu geben, da einer allein schon kräftig genug treffe, wie die

Geschichte lehre. Auch er habe Religion, das fühle er am tiefsten bei einem Gewittersturme im Walde, bei dem Aufgang der Sonne, oder bei einer stillen, sternehellen Nacht; begreifen könne er aber keineswegs, was der kleine und große Zehnte und der Opferstock damit zu thun hätten. So was sey Christo dem Herrn und seinen heiligen Aposteln nicht über die Zunge gekommen. Diese wären aber auch noch Leute gewesen, die hätten mit der That gepredigt und mit Beispiel, aber nicht mit eitlem Gerede. Der Pfarrer, behauptete er, und der Schulze bließen in ein Horn, um die Gemeinde vollends auszuziehen, und die Bauern, die sich weigerten, nach ihrer Pfeife zu tanzen, in's Hundeloch zu stecken. Er habe nur Vieh unter sich; aber die Peitsche und den Stock brauche er doch selten, weil selbst das Vieh wisse, wer es gut mit ihm meine, und ihm gern folge. Uebrigens könne das ganze Dorf nach Belieben in's Hundeloch kriechen, wenn es wolle; er, seiner Seits, krieche nicht mit; lieber gebe er seinen Dienst auf und ziehe weiter, so selten auch heut zu Tage ein solches Beispiel sey.»

Die neue Ordnung der Dinge wollte überhaupt nicht Jedem behagen, und der Pfarrer und der Schulze waren etwas verlegen über den bösen Geist der Widerspenstigkeit, der sich in der Gemeinde offenbarte. Da trat der Schulmeister auf, welcher sich gern als dritte privilegirte Kaste an die beiden höchsten Stände des Dorfes anschließen wollte, und erklärte, er wisse ein Auskunftsmittel, das er aber nicht öffentlich mittheilen wolle. Darauf versammelte sich der Ortsvorstand in einen geheimen Ausschuß, und der Magister sprach: «Dieser Ungehorsam, von welchem sich manchmal in der Gemeinde böse Zeichen äußern, ist, wenn ich anders richtig sehe, eine Folge der falschen Aufklärung, dieser Mißgeburt des achtzehnten Jahrhunderts. Einige Schulvorgesetzte bestanden darauf, der Knabe solle in Dem unterrichtet werden, was er einmal als Mann zu wissen brauche. Da lernte er fertig Lesen, Schreiben und Rechnen, etwas Naturgeschichte, Naturlehre und dergleichen. Da der Bursche nun weiß, was um ihn vorgeht, selbst denkt und prüft, so wird er frech, steckt die Nase

in Alles, rechtet mit der Obrigkeit über seine und ihre Pflichten, und kontrolirt sogar den Einnehmer der öffentlichen Gelder, ob er nicht über die Gebühr hebt. Mit einem Wunder läßt er sich auch nicht mehr schrecken, seitdem er so gut weiß, wie Unsereiner, was Donner, Blitz und Hagel erzeugt. Der Sache, meine Herren, müssen wir eine andere Wendung geben, durch die der Bauer zu gewinnen glauben soll, wir aber wirklich gewinnen. Ein gelehrter Anstrich hat schon Manchen zum Pinsel, und den Pinsel glauben gemacht, er sey was Tüchtiges. Statt der neuen deutschen Sprache lehre man die alte! (Latein und Griechisch darf ich für ein Dorf nicht vorschlagen; das wirkt sonst auch trefflich auf Schulen, in der Rechtslehre, Medizin, Theologie und andern Wissenschaften). Dieses Projekt fällt bei dem ersten Anblick auf, hat aber, bei näherer Prüfung, sehr viel für sich. Erstens muß jeder Unterricht, wenn er gründlich seyn soll, bis zur Quelle hinaufsteigen. Das neue Deutsch stammt aber offenbar von dem Alten ab, und muß demnach durch dieses erklärt und verständ-

lich werden. Zweitens ist es so ziemlich allgemein anerkannt, daß man die wahre Poesie, und ich möchte sagen, alle echte Weisheit nur in dem Vor- und Mittelalter findet. Das sind, meine Herren, die wahren Fundgruben, in denen sich noch mit Vortheil nach den Schätzen der Kunst und des Wissens graben läßt. Drittens sind die Menschen um so gelehrter, je weniger sie sich selbst und Andere verstehen. Die Aerzte nennen keine Krankheit im gemeinen Deutsch; das brächte sie um alle Achtung, um ihre Reputation und Kundschaft. Selbst ein guter Prediger macht sein Bischen Evangelium mit einer starken Dosis von lateinischem Rothwälsch an, und passirt für gelehrt, was ihm in seiner Muttersprache nie begegnen würde. Die Philosophen treiben es mit noch größerem Glücke eben so, und sprechen und schreiben, wenn auch mit deutschen Worten, für Andere wie Chinesisch und Arabisch. Das macht gerade ihre Stärke. Ein wenig, oder, oft besser, gar kein Sinn, muß zweideutig in einer gothischen Phrase stecken, wie ein hektisches Gesicht in einer antiken Zipfelperücke. In einer gut gesetz-

ten Rede müssen sich die leeren Sätze, wie ein ungefüllter Darm, in die Länge ziehen lassen, daß einem gescheidten Leser der Vordersatz verloren geht, ehe er den Nachsatz athemlos erjagen kann. Glauben Sie mir, der Mensch glaubt nichts lieber, als das Unglaubliche, und findet den meisten Verstand in dem Unverständlichen. Hätten die neue, die neuere und die neueste Philosophie in Deutschland sonst so viel Glück gemacht? An die Stelle der Rechenkunst würde ich vorläufig etwas Astronomie setzen, die den Geist erhebt und von der Erde abzieht. Thales selbst soll ja in eine Grube gefallen seyn, die er nicht vor seinen Füßen sah, weil er seine Blicke gegen die Sterne gerichtet hatte. Dem Menschen kann man am leichtesten die nahe Erde wegputzen, wenn man ihn mit dem fernen Himmel zu beschäftigen weiß. Kurz, schloß der Schulfuchs, versteht der Bauer kein Deutsch mehr, und kann einen Eichbaum nicht von einer Buche unterscheiden, dann haben der Steuereinnehmer, der Pfarrer, der Schulze und das löbliche Hain=

gericht vor seinen naseweisen Anfragen und Untersuchungen Ruhe. Probatum est.»

Im Juli.

Daß sich Gott erbarmen möge! Einer so unerhörten Wirthschaft erinnert sich der älteste Bauer im Dorfe nicht. Wie wir in der Aufklärung beständig fortschreiten, um hinter dem Zeitgeiste, der doch, in mancher Hinsicht, ein windiger, leichtfüßiger Patron zu seyn scheint, nicht zurück zu bleiben, haben wir nun auch eine Mauth angelegt. Der Schulze und der Vorstand wollten das Ding, wie sie sagen, des Versuchs wegen, anordnen, weil doch unversucht, wie bekannt, nichts schmeckt, erwarten aber davon die ersprießlichsten Resultate für den Nationalwohlstand des Dorfes Dorfheim. Erst haben sie der Gemeinde vorgestellt, wie gut es sey, wenn alles baare Geld bei ihr bleibe, was auch Jedem sogleich einleuchtete. Geben wir nichts aus, sprachen sie, dann behalten wir, was wir haben; und wir brauchen nichts auszugeben, wenn wir selbst fabriziren, was wir sonst von dem Auslande aus

den benachbarten Dörfern und der Stadt geholt haben. Das ist augenscheinlich, und in dem ganzen Dorfe Dorfheim gibt es keinen so dummen Dorfteufel der das nicht begriffen hätte. Es wurde also vorerst ein Eingangszoll auf den Hafer und die Besen gelegt, die wir bisher von dem Auslande, nämlich unsern Nachbarn bezogen haben. Der Ertrag dieser Abgabe fließt in die Gemeindekasse, auf die der Schulze und der Vorstand viel halten, und kommt also der ganzen Gemeinde zu gut, wenn auch die Gemeindeglieder nichts davon spüren. Das ist der Gemeinde auch recht; denn Jeder möchte es doch gut haben. Wie nun das Ausland sah, daß wir dem Eingang seines Hafers und seiner Besen Schwierigkeiten machten, legte es auch einen Zoll auf unsern Waizen und Himbeerenessig, Artikel, die es von uns zu beziehen pflegte. Das hießen sie Retorsion, und es soll ein gar heilsames Ding seyn, wie Räson und Inquisition. Damit nun Hafer, Besen, Waizen und Himbeeren sich nicht einen unerlaubten Weg machen, wurden, für gutes Geld, tüchtige Bauern angestellt, die an

den Gränzen der Gemarkung Alles visitiren, plombiren oder konfiszciren. Das lassen sich die Bauern, die gern müßig gehen, die Leute quälen und dafür bezahlt werden, wohl gefallen; aber da gab es erst ein Mordskandal; das Sie nur sehen sollten. Die Kerls, die Hafer, Besen, Waizen und Himbeeren brauchten, und sich heimlich damit versehen wollten, und die Mauthleute geriethen schrecklich an einander, überlisteten und prügelten sich, und alle Orte in der Runde sind voll Hader, Zwist, Elend und blutiger Köpfe. Da die Besen fehlen, nimmt der Schmutz überhand; Die Himbeeren brauchen und keine haben können, sind ärgerlich, und so behält dann Jeder, was er hat, aber nicht braucht, und was ihm fehlt, bekommt er nicht. Die Verlegenheit, heißt es indessen, sey nur vorübergehend, und dauere nicht länger, als bis sich Alle der neuen Ordnung gemäß, die bis jetzt noch eine schreckliche Unordnung ist, eingerichtet haben würden. Wir wollen nun unsere Himbeerenhecken ausrotten, und Birkenreiser pflanzen, um selbst zu produziren, was uns nöthig ist. Aber das kostet Zeit, und,

wie ich glaube, eignet sich sogar unser Boden nicht dazu. Mit dem Hafer geht es nun gar nicht, da der Waizen trefflich bei uns gedeiht, unsere Nachbarn Ausländer dagegen den schönsten Hafer, aber keinen Waizen bauen. Es wird also am Ende nichts übrig bleiben, als daß bei uns das Vieh sich mit Waizenbrod behilft, und unsere Nachbarn sich mit Hafer füttern. Anders kann es wohl nicht gehen, wenn, nach den Grundsätzen einer guten Staatswirthschaft, Jeder produziren soll, was er konsumirt. Die Bauern haben einen gewaltigen Respekt vor der Wissenschaft, und hören ganz verdutzt die Worte Zeitgeist, Industrie, Aktiv- und Passivhandel, Bilanz, Staatswohl, allgemeines Beste und Stabilität, die der Schulze, der Pfarrer und Schulmeister und der Barbier, als der gelehrte Stand, beständig im Munde führen, schütteln aber gewaltig die Köpfe über die Früchte der großen Weisheit. Es gibt sogar Nasenweise, die fragen, wo das allgemeine Wohl zu finden sey, wenn Jeder das besondere Weh in seinem Hause habe. Die aber heißt der Schulze Jakobiner und Revo-

lutionäre, und der Pfarrer Ketzer und Irrgläubige, und so haben sie Unrecht und müssen ducken.

Die Weiber allein lassen sich die Preßfreiheit nicht beschränken, und reden, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist. Der theuere Kaffee und Zucker bringt sie zur Wuth, und sie sagen: die Herren hätten Recht, daß sie den Eingang der Besen erschwerten, weil sie sonst Gefahr liefen, als der größte Unrath des Dorfs, weggefegt zu werden. Die Bauern meinen auch, es möge sich mit dem allgemeinen Wohle vertragen, wenn man Hafer, Besen, Waizen und Himbeeren habe, so viel man davon brauche. Der Barbier dagegen versichert, das verstehe das dumme Volk nicht, und ein großer Gelehrter habe noch vor kurzer Zeit die Entdeckung gemacht, daß alles Bestehende vernünftig und gut, und alles Vernünftige und Gute auch bestehend sey. Das müsse natürlich auch vom Schulzen und der Mauth gelten, die doch wirklich beständen.

Der Schulze läßt sich die Weisheit gern gefallen, und Alle, die bei dem Bestehenden gut bestehen können, sagen: der Gelehrte sey wahrhaft

ein weiser Mann. Das läßt sich der Gelehrte ohne Zweifel auch gefallen. Es ist mit der Gelehrsamkeit ein sonderbares Ding; seitdem sie so überhand genommen hat, ist der gesunde Menschenverstand recht eigentlich dumm geworden. Der Amtmann urtheilt, daß wir nichts davon verstehen, als was zu zahlen ist. Der Pfarrer predigt, daß der Bauer vor der Gelehrsamkeit erstaunt, die ihm, wie die Justiz und des Schullehrers Naturwissenlchaft und Landwirthschaft, spanische Dörfer sind. Ich weiß wahrhaftig nicht, wo das am Ende hinaus will, wenn die Aufklärung so fortschreitet, und der Mensch Alles hat und weiß, nur nicht, was er braucht. Fast kommt es mir vor, als fingen wir wieder an, am babylonischen Thurm zu bauen. Mit dem Staatswohl soll es vortrefflich gehen, und Alle, die regieren helfen — und Gott sey's geklagt, es sind nicht wenige — versichern auf Ehre, Seele und Seligkeit: nur das allgemeine Beste sey ihr Zweck. Damit mag es auch trefflich stehen, nur mit dem besondern Besten, mit dem der Einzelnen, will es nicht recht fort.

Man ist hier sehr kurios, wie es mit den Türken gehen werde. Einen großen Trost finden diese ohne Zweifel in der Versicherung, daß die Russen nichts für sich wollen. An der Stelle des Großherrn würde ich indessen doch im glücklichen Besitze zu bleiben suchen; denn der Hab' ich war von jeher besser, als der Hätt' ich, und was Jemand wieder zurückgeben muß, wenn man es wieder haben will, das könnte er möglicher Weise, in übler Laune, auch behalten. Wenn die Pest die Türkei im Stiche läßt, dann werden ihr die treuen Verbündeten, selbst England wenig helfen.

Don Miguel ist also am Ziele angelangt. Ich habe ihn kommen sehen. Es ist ein wahres Glück für Portugal, daß Alles, was er gethan, einzig aus Liebe zu seinem guten treuen Volke geschehen ist. Er hat geschworen, nur für seines Reiches Wohl zu leben; und man weiß, was ein Schwur auf sich hat! Auch in Spanien geht das Glücklichmachen seinen Weg. Wenn es die Leute nur immer erkennen wollten! Und wird es ihnen in Proklamationen, Manifesten, offiziellen Arti-

kein nicht oft genug gesagt? Aber wenn achtungswerthe Blätter, wie die Gazette de France, und viele deutsche Zeitungen, die ich nicht alle nennen kann, auch ihren gut gemeinten Inhalt beschwören wollten, es gäbe noch zahllose verstockte Sünder, die nicht daran glaubten. So sehr liegt die Welt im Argen! Ich habe mein ganzes Vertrauen auf den großen Herzog von Wellington und die rechte Seite in Frankreich gesetzt.

Ich begreife nicht, wie es herausgekommen ist, daß ich die Dorfchronik von Dorfheim schreibe; aber man weiß es, und ich kann die Entdeckung auf allen Gesichtern des verehrlichen Ortsvorstandes lesen. Der Schulze ist mir seitdem viel artiger; er ist, wie er zu seyn pflegt, wenn er seinen Gegner sicher machen will, um ihm ein Bein zu stellen. Er ist ein verdammt pfiffiger Patron, bei dem der trügerische Sonnenschein auf dem Gesichte ein nahes Gewitter oder Hagel verkündet. Sonst aber thut mir der Ruf, daß ich drucken lasse, und gelesen werde, großen Vor-

schub. Ich sitze ordentlich mit den Weltrichtern, den Rezensenten und Zeitungsschreibern zu Gericht, und werde fetirt, wie alle Leute, von denen man glaubt, sie könnten nützen oder schaden. Es ist keine Kleinigkeit so ein Schöffenstuhl in einem Buche — wäre es auch nur eine Dorfchronik, in den gelehrten Anzeigen oder sonst einem geachteten Blatte, von dem erkannt wird über Verdienst, Werth und Ehre. Ich gelte jetzt für ein ordentliches Glied des hiesigen Gelehrtenstandes, der in der ganzen Welt der geachteteste und ärmste ist. Der Pfarrer selbst, der sonst steif und gerade, wie eine Kirchenfahne, an mir vorüberzog, honorirt mich öffentlich, und lächelt mir, im Vorbeigehen, recht freundlich zu, so wie ein vornehmer Mann beiläufig einem gemeinen, dem er schuldig ist. Der Schulze zeichnet mich sogar vor der versammelten Gemeinde aus. In jedes Herrn Land, sagte er jüngst, solle die Gelehrsamkeit geachtet, und die Preßfreiheit geschützt werden, wie hier in Dorfheim; denn die Publizität ziehe verborgene Verdienste und Tugenden, wie versteckte Schlechtigkeiten an's Ta-

geslicht und bringe Wahrheiten in Kurs, wie Handel und Wandel das Geld.

Unser Schulze ist, wie man sieht, fein und, für einen Dorfregenten, politisch genug. Weil er weiß, daß meine Sachen gedruckt werden, was er nicht hindern kann, so denkt der schlaue Fuchs: er wolle mich bestechen mit seinem Lobe, daß ich ihn den August, den Ludwig XIV., den Mäcenas von Dorfheim heiße, und sein Jahrhundert das goldne, wie es die Schriftsteller den großen Herren für Bänder, Geld und gute Worte, in Rom und Frankreich, und in jedes Herrn Land gethan haben, und noch täglich thun sollen. Mich kann er gar nicht leiden, das weiß ich; aber er verbirgt es, und preiset Künste und Wissenschaften und Publizität und Preßfreiheit, und ist ihnen doch gram, wie jeder Despot, weiß es aber auch zu verbergen, wie ein solcher. Machiavelli soll gesagt haben, ein gescheidter Prinz müsse alle Tugenden heucheln, aber keine besitzen. Das Buch hat der Dorf-Sultan gewiß nicht gelesen; aber ein kluger Kopf greift schnell, in jedem Stande, die nöthi-

gen Maximen und Grundsätze praktisch, wie aus Instinkt, die der Gelehrte erst nach müheseligem Suchen findet.

Auf einem Spaziergange nach der Stadt sah ich einen närrischen Auftritt. Ein wohlbeleibter Engländer, der sich den Rheingauer ohne Zweifel zu gut hatte schmecken lassen, fluchte barbarisch über die Barbarei des Auslandes, konnte sich dabei nicht auf den Beinen halten und ließ Alt-England leben. «Gott verdamm mich, wenn eine Parlamentsakte das Trinken verbieten kann!» brummte er. «Die Nation bewahrt ihre Rechte.» Ein behender Franzose war um ihn, sakerte und futerte über den Grobian aus Albion, der im Trunke keine Dezenz bewahre, hielt ihn aber dabei gefällig aufrecht, und putzte ihm den Schmutz von dem feinen Rocke. Zwei junge Deutsche gingen in der Nähe auf und nieder, und unterhielten sich über die Art, wie der Wein durch den Körper eine solche Wirkung auf die Seele haben könne. Ich verstand nichts von Dem, was sie sagten, über Leibnitz'ens vorherbestimmte Harmonie, das Ich und nicht-Ich, die Wechselwir-

kung und die reine Geistigkeit, der kein Körper je was anhabe.

Im Anfange des August.

Es hat sich in kurzer Zeit viel bei uns zugetragen. Wir haben nun auch eine Konstitution, und das machte sich, wie ich erzählen will. Die Noth im Dorfe ward täglich größer, und das Geschrei der Bauern, und besonders ihrer Weiber beunruhigte den Vorstand. Da trat der Schulze hervor, von dem Pfarrer unterstützt; der sagte, es gehe allerdings in der Gemeinde nicht immer, wie es gehen sollte; das komme aber daher, weil es ihr an einer kräftigen, geregelten Verfassung fehle. Dasselbe Bedürfniß habe man allenthalben gefühlt, und ihm durch eine Konstitution auch abgeholfen. Der Zeitgeist verlange sie. Einige Bauern meinten: der Zeitgeist, mit dem man sie am Narrenseil führe, sey ein windiger Geselle, verschwenderisch mit Worten, und karg mit der That; das Maul habe er gewaltig voll, aber die Hände leer. Der Bursche scheine ein Komödiant zu seyn, der mit hungrigem

Magen den Wohlschmecker, und ohne einen Batzen im Beutel, den Verschwender spiele. — Ich bitte Sie, wer hat das den Leuten nur gesagt? Ich selbst ärgere mich gar oft über das Schauspielerwesen der Zeit, über den Geist der Lüge und Heuchelei, mit dem ein harter Landvogt, wenn es gilt, den Brutus und Tell, und ein schlechtes Weibsbild die Lucretia und Cornelia zum Entzücken spielt. Indessen, fuhren die Bauern fort, wolle man sich gern gefallen lassen, was Hülfe bringe. In schwerer Krankheit verstehe man sich zu jeder Arznei, auch wenn sie bitter schmecke. Wer am Ertrinken sey, sehe wenig auf die Hand, die ihm Rettung biete; gehe das Wasser bis an den Hals, dann greife man nach einem Finger, den man erreichen könne. Thue es um eine Konstitution Noth, dann solle man sich das Ding verschaffen. Selbst gegen Räson, Inquisition oder ein anderes on sey nichts einzuwenden, wenn es nur helfe; die Retorsion aber wollten sie sich verbitten; mit dieser gehe es nicht, das hätten sie probirt.

Nun rückte der Schulze mit seinem Projekt

heraus, und trug vor Allem auf die Erblichkeit der Schulzenwürde und der übrigen einträglichen Gemeindestellen im Dorfe an. «Alles, sprach er, müsse gelernt werden; die Uebung nur mache den Meister; das schlechteste Handwerk treibe Jemand nur mit Erfolg, wenn er es lange und mit Fleiß getrieben. Nun aber sey die schwerste aller Künste, die Regierungskunst. Was sich von einem Schulzen nicht Alles erwarten lasse, den die Gemeinde schon ganz fertig und eingeschossen aus der Hand des Vaters erhalte! Die Schulzen wechselten, wenn der Himmel sie zu sich nehme, aber das wohlthätige Regiment gehe ohne Unterbrechung fort. Gewohnheit, Sitte der Väter, ein langes, festes Band von Dienstleistungen auf der einen, und von Dankbarkeit auf der andern Seite, einige und umschlinge die Gemeindeglieder und den alten Schulzenstamm, so daß jene auf diesem wie herrliche Aeste und Zweige grünten, blüheten und Früchte trügen.» — Das Bild war gut gewählt, und die Bauern, die schon die Blüthen zu riechen glaubten, und denen das Maul nach den Früchten wässerte,

wußten gegen die Erblichkeit wenig einzuwenden. Da erhob sich aber die alte unverbesserliche Opposition, der Sheridan, Foy und Constant der Gemeinde, der Viehhirt, und sagte: «Was! Drückt der eine Ring nicht hart und schwer genug? Wollt Ihr eine ganze Kette haben, die ohne Ende ist? Bei allem Elend bleibt der Trost, daß es nicht ewig währt; daß es wenigstens den Tod nicht überlebt, und Ihr wolltet auch dieser letzten Wohlthat der Natur entsagen? Erst ist's ein Bächelchen, das läuft so fromm und still an den Wiesen her, die es wässern will; dann gräbt sich's ein Bett, tiefer und immer tiefer, nimmt, bei starkem Regen, neue wilde Gewässer auf, wird endlich ein Strom, der reißend über die Felder bricht, und das Land verheert, das er befruchten sollte. Ein Fluß zieht Jahre über einen Stein, und läßt ihn unversehrt. Ein Tropfen braucht keine Ewigkeit, um ihn aufzulößen. Schiebt der Schulze beständig in denselben Sack, der ihm gehört, dann wird er endlich voll, der Eurige aber leer. Ist für Alle gedeckt, und kann Jeder vor jeden Teller kommen, dann schöpft, wer vor-

legt, in jeden, weil er nicht weiß, welcher seine Portion enthält. Ist aber Einer und Derselbe immer an einem und demselben Platze, und hat die Speisen vorzulegen, dann kann er auch die ganze Schüssel nehmen, wenn er Hunger dafür hat. Was meint Ihr?» Die Bauern sahen sich einander an, und der Schulze schwoll auf vor Zorn. Er wollte eben losbrechen, als der Pfarrer, der merkte, daß eine unvorsichtige Hitze Alles verderben könne, mit Sanftmuth sprach: «Liebe Freunde, Redefreiheit führt zur Wahrheit. Dieser ist der Widerspruch, was der Schatten dem Lichte; er hebt es glänzender hervor. Bei Erörterungen und Prüfungen dient die Opposition, wie der Sauerteig dem Brode, das er schmackhaft macht und auftreibt. Zuviel aber verdirbt das Brod, wie zu starker Widerspruch die Unterhaltung und Erörterung. Freund Veit — so heißt der Viehhirt — hat es gut gemeint, und Niemand kann angehalten werden, über Vermögen zu steuern.» Veit brummte etwas unverständlich «Spitzbube» und zog sich zurück. Ich aber dachte: schlauer Fuchs, schlechte Aus-

gabe von Pisistrat, Cäsar, Cromwell und Napoleon im Taschenformat!

Der Schulze fuhr fort: «Alle Gewalt ist von Gott, und so jeder öffentliche Dienst eine von ihm auferlegte Bürde. Wer würde sie sonst tragen? Undank ist der Welt Lohn, und der beste Wille wird verkannt. Die Gemeinde soll, in so weit es angeht, sich selbst regieren, und darum ihre Stellvertreter in dem Gemeinderathe haben. Dieser besteht, nach der geprüften und bewährten Theorie einer weisen Gesetzgebung, aus zwei Kammern, einer erblichen und einer gewählten. Zu jener gehören der Schulze, der den Vorsitz führt, und der Vorstand. Die Kammer der Abgeordneten wird von den Bürgern ernannt, die wenigstens vier Morgen Landes besitzen. Gewählt aber kann nur werden, wer deren acht, und zwar in guten Lagen hat. Alle Gemeindebeiträge, in Geld oder Dienstleistungen, müssen von der Wahlkammer bewilligt werden, was jede Willkühr und allen Unterschleif verhütet. Eigentlich besteuert die Bürgerschaft auf diese Weise sich selbst. Grundvermögen aber wird er-

fordert, um zu wählen und gewählt zu werden weil das Vaterland in Grund und Boden besteht, und also nur Vaterlandsliebe haben kann, wer in ihm Land hat. Leute von Vermögen sind auch besser erzogen und mehr gebildet, als das arme Volk, und eignen sich mehr für die Geschäfte, die Kenntnisse voraussetzen und Zeit erfordern. Reiche Leute sind auch ehrlicher, und schwerer zu bestechen, weil sie die Noth nicht drängt.» —

«Daß Dich!» rief Veit und wollte einige Flüche nachsenden; aber er besann sich. «Ehrlich! fuhr er gelassener fort, ehrlich! Hat die Großhanse im Dorfe die Ehrlichkeit so fett gemacht? Ich kenne Leute, die blos darum arme Teufel sind, weil sie ehrlich waren. Durch Ehrlichkeit ist noch Niemand reich geworden, wenn man es auch mit Ehrlichkeit werden kann. Also, wer schon hat, soll darum noch erhalten! Wer einen Rock trägt, bekommt einen Mantel drein! Gerade der Nackte soll nicht gekleidet werden! Ja, ja, es ist ein altes Recht: Wo Tauben sind, fliegen wieder Tauben hin. Den starken Fäusten

gebt Ihr auch noch den Prügel in die Hand, anstatt die Schwachen zu bewaffnen, daß sie gegen die Stärkern sich wehren können! Wer Geld hat, erhält die Stellen, die Geld eintragen, und wer schon durch die Schwere seines Vermögens drückt, dem wird noch Ansehen und Gewalt gegeben, damit der Druck erdrückend werde! Sind die Heuerleute und Taglöhner nicht schon die Knechte, die Sklaven der Begüterten? die Armen, die borgen müssen, nicht dem Wucher der Reichen Preis gegeben? Nein, wenn das Recht, wenn das Weisheit ist, dann möchte ich einmal Unrecht und Thorheit sehen. Das nenne ich Weisheit in ihren Sack. So haben sie es von ewigen Zeiten her gehalten. Unabhängige Leute! Wer sind sie denn? Gerade das Bischen Vermögen, für das sie leben, legt ihnen Hand- und Fußschellen an. Der Fleck Erde, ohne den sie verhungern müßten, hat ihm ihren Leib und ihre Seele zu eigen gemacht, und sie sind nicht blos Leibeigene, sondern noch schlimmer daran, weil sie dem Teufel Mammon durch Geiz, Prunkliebe und Eitelkeit verpfändet sind. Drei unab-

hängige Männer seht Ihr hier: den alten Veit, mich, der das Vieh hütet, und sich auf dessen Krankheiten versteht. Ich kann das Dorf entbehren, das Dorf nicht mich. Der Zweite ist der Cantor Mehl; wo es eine Orgel zu spielen gibt, da verdient er auch sein Brod. Endlich steht der Kappenmacher Michel so ziemlich auf eigenen Füßen. Die Kappen gehen jetzt besser, als die Hüte, und allenthalben gibt es Köpfe, die Bedeckung suchen; und wenn es wahr ist, daß jeder Narr auch seine Kappe hat, dann kann es dem Vetter Michel nie an Kundschaft fehlen.» Mit diesen Worten schied der Hirt aus der Versammlung. Der Schulze sah ihm grimmig nach, mochte aber wohl innerlich zufrieden seyn, die Opposition entfernt zu wissen. Uebrigens hatte der alte Veit ganz richtig gesehen. Das Parlament des Gemeinderaths handelte vollkommen im Geiste seiner Zusammensetzung und Bildung. Alle Lasten wurden, wo es nur immer anging, auf die dürftige Klasse der Einwohner gewälzt, die bei der Berathung nicht vertreten waren. So erhält der Hirt von jeder Familie halbjährig ein

Brod und sechs Kreuzer, und die Familien, die kein Vieh oder nur wenig haben, bezahlen für die Begüterten. Das Schulgeld dagegen wird auf die Köpfe ausgeschlagen, welche die Schule besuchen. Da nun die Armen, in der Regel, einen schlechten Vieh-, aber einen guten Kinderstand haben, so sind sie bei der Besteuerung, in beiden Fällen, im Nachtheil. Ueberhaupt wird jetzt gern Alles mit Kopfgeld abgethan, weil der Unbemittelte doch wenigstens einen Kopf, wenn auch sonst nichts, der Reichste aber auch nur einen Kopf — ob viel oder wenig darin, ist gleichgültig — aufweisen kann. So ist es mit dem Repräsentativsystem und den konstitutionellen Einrichtungen bei uns in Dorfheim beschaffen. Glücklicher Weise ist dieser Zustand der Dinge nur provisorisch, weil die Regierung ihn noch nicht genehmigt hat. Den Trost hat man nun, Gott Lob! so ziemlich allenthalben. Es ist in der neuern Zeit Alles so provisorisch geworden, daß man in der Nacht nicht weiß, ob am andern Morgen die Sonne noch die alte Ordnung bescheint. Und wie hat man an dem Bestehenden

gehämmert, genagelt und gepicht, um seinen Bestand zu sichern! Wie! Hat es an den rechten Baumeistern, oder an dem rechten Material gefehlt? Wie! —

Indessen heißt es in Dorfheim doch, es gehe im Dorfe Alles gut! Ach! Es ist bei uns, wie so ziemlich allenthalben, Es wird viel geschrieben, gedruckt und gelesen. Das Lumpenvolk, wie die Reichen die Armen zu nennen pflegen, lies't, schreibt, druckt und parlirt im Parlamente nicht; so ist von ihm auch nicht die Rede. Andere sprechen nicht für es, weil es nichts zu geben hat. Daß Die Alles gut finden, denen es gut geht, das läßt sich begreifen. In England ist es, wie ich höre, eben so. Die Außenseite ist aufgeputzt; was in die Augen fällt, glänzt. Rock, Hemdkrause, Schuhe und Hut sind, wenn auch leicht, doch zierlich; aber tiefer sitzt der Schmutz und die Dürftigkeit. Allenthalben soll der Schein das Seyn ersetzen; allenthalben Großthuerei, Lüge, Trug, Heuchelei, und am Ende doch auch Lumperei.

In der Mitte des August.

Wir sind jetzt an der Aufklärung, dem Gemeingeiste und der öffentlichen Meinung, und kamen zusammen, um das Ding in Richtigkeit zu bringen durch Rath und That. Der Pfarrer hielt dabei eine höchst studirte Rede, um uns aufzuklären über die Aufklärung. Aufklärung, sagte er, sey entweder ein Akt oder ein Resultat des Klarmachens; wer etwas klar mache, gebe Aufklärung, und wem etwas klar sey, der besitze sie. Ein Gegenstand aber werde nur klar durch Licht, und darum sehe man nicht im Dunkeln. Das Licht an und für sich indessen thue es nicht; — nein, murmelte der alte Veit, vielmehr gesunde, gute Augen — sondern es gehöre ein gewisses Maaß von Licht dazu, weil zu wenig die Sache nicht recht sehen lasse, zu viel aber blende. Die größte Weisheit liege, nach der Bemerkung eines großen Alten, in dem nicht zu wenig und nicht zu viel. Dem Staate, der Regierung nämlich, liege es darum ob, den Staatsgenossen so viel Licht zu geben, als ihnen nützlich sey, und dasselbe also, nach

dem Bedürfnisse der Unterthanen, einzulassen oder abzuhalten. — «Wenn es der Staat, oder die Regierung nun aber machte, wie wir,» fiel Veit ein, «wenn wir im Chor singen. Die Leute mit den besten Augen stehen am entferntesten, die mit den schlechtesten am nächsten. Die Beisichtigen legen die Nase auf das Blatt, und der Herr Schullehrer setzt eine Brille auf. So nimmt sich Jeder selbst das Licht, das er braucht, und das geht doch besser, als wenn der Staat Jedem das Notenbuch so vorhalten müßte, daß er ordentlich lesen und singen kann.» Der Pfarrer erwiederte: «Was man einem Menschen gibt, das braucht er nicht zu nehmen, und selten weiß Einer, was ihm frommt. Dürften Alle nach Belieben nehmen, dann griffe Jeder tölpisch zu. Jener erhielte viel, und Dieser wenig. Manche würden übersatt, noch Mehrere blieben hungrig. Wie der Arzt, zum Heile des Leibes, die Arznei vorschreibt, so ertheilt der Staat, durch den Lehrstand, zum Heil der Seele, die rechte Dosis Aufklärung und Einsicht, nach eines Jeden Constitution und Befinden. So sey es auch wirklich

allenthalben in dem ganzen gebildeten Europa, zu dem Dorfheim sich, glücklicher Weise, zählen dürfe. Darum finde er die Klage über den Preßzwang so ungerecht als unverständig. Die Censur leiste in einem wohlgeordneten Staate die Dienste, welche in einem wohleingerichteten Hause Sommerläden und Fenster-Vorhänge leisten Durch sie werde das lästige Licht abgehalten.» Dann setzte der Pfarrer umständlich aus einander, warum wir in Dorfheim weder eine Akademie, noch eine Universität, ein Nationalinstitut, eine öffentliche Bibliothek, oder eine gelehrte Gesellschaft haben können, schon weil man nicht wisse, wo man sie hernehmen, oder wo man sie hinthun solle. Er führte für seine Behauptung zwanzig Gründe an, wovon zwei, daß wir weder Geld noch Leute dazu hätten, schlagend waren. Selbst zu einem Casino oder einer Lesegesellschaft, fuhr er dann fort, könnten wir es nicht bringen, weil kaum zwei Menschen hier im Stande wären, etwas dafür zu geben oder Vielerlei zu lesen. «Aber nichts hindert uns,» schloß er, «eine Zeitung zu halten, für die das Dorf die Ausgaben

zu bestreiten fähig ist, und die man auch, ist sie nicht gar zu groß, mit einiger Anstrengung zu Ende bringt. Mögen wir schon darum die Vorsehung preisen, daß Dorfheim in dem glücklichen Deutschland, und nicht in England oder Frankreich liegt, wo die Zeitungsblätter einen so ungeheuern Umfang haben, daß man Segel- oder Leintücher aus ihnen schneiden könnte, und Dorfheim an einer Nummer wenigstens einen Monat zu lesen hätte. Eine Zeitung, nicht gar zu groß, paßt für uns; denn vieles und verschiedenes Lesen macht verwirrt. Plaudern Mehrere zugleich, dann versteht und hört man Keinen recht, und am Ende weiß man nicht, wem man glauben soll. Das ist so wahr, daß selbst in Städten, wo man in einem Hause so viele Zeitungen, als Schüsseln auf einem Wirthstische, zählt, man sich an jenen nie, an diesen freilich öfter übernimmt. Ich bin in manchem Casino, in mancher Lesegesellschaft gewesen, wo fünfzehn bis zwanzig Blätter gehalten wurden. Jeder suchte sich das seinige, das den Neigungen und Meinungen, die er selbst hegte und nährte, zu Gefallen sprach;

er glaubte, was es ihm berichtete, auf's Wort, und belächelte die andern und ihre Leser. Da galt der goldne Spruch keineswegs; «Prüfet Alles, und das Beste behaltet.» Sie prüften nichts, und behielten, was sie hatten.

«Das ist so,» fiel der alte Veit ein, «wie bei uns Bauern mit den Predigten. Jeder läuft seinem Pfarrer zu, der sich und der Gemeinde, die er hütet, die besten Plätze im Himmel sichert, und alle Andersglaubenden nach der Hölle schickt. Nur sie sind auf dem rechten Wege, und wer den nicht geht, der ist ein Ketzer. Da denkt auch Niemand an den goldnen Spruch: «Prüfet Alles, und das Beste behaltet.» Es menschelt überall, wo Menschen sind, in der Kirche, wie auf dem Rathhause. Dort richten sie sich, nach Gefallen und Bequemlichkeit, im Himmel ein, hier aber auf der Erde. Das Letzte ist vortrefflich gegangen, und geht auch noch. Ob es jenseits Stich hält, wie sie meinen, und der liebe Gott auch nach Gunst verfährt, das wird sich zeigen. Ich aber glaube es nicht.»

«Es wird Stich halten,» erwiederte der Pfar-

rer gelassen. «Lieber Veit, er ist doch ein Christ!» «Das,» sagte Veit, «gebe der himmlische Vater, der Aller Vater ist! Ein Christ! Ich sollte meinen. Wäre es damit nur gethan! Aber wie gewaltig springen Die auseinander! Welch ein Christ soll man denn seyn? Wie er in Europa, im deutschen Reiche, dann in des Landesherrn Land, oder in Dorfheim, und endlich in eines Pastors Kirche gilt? Ein Christ soll man seyn, nicht wie Gott will, sondern wie die Menschen wollen, die Erdewürmer, die sich an Gottes Stelle setzen. Herr Pfarrer, reden wir nicht davon!»

«Nein,» versetzte dieser, ein wenig verstimmt, was er indessen verbarg; «kommen wir lieber auf den Zweck unsers Hierseyns zurück, auf die Aufklärung, den Gemeingeist und die öffentliche Meinung! In der Diskussion sind wir bis zur Zeitung gekommen, die für Dorfheim gehalten werden soll. Darüber müssen wir nun berathen, welche Auserwählte wir für das Dorf Dorfheim wählen.»

«Wäre Dorfheim Frankreich, oder könnten wir dieses schöne Königreich dahin verlegen, und

uns einverleiben, dann sähen wir uns aus aller Verlegenheit. Frankreich ist ein glückliches Land, das Alles hat, was es braucht, sogar Vieles, was es nicht braucht. Läge nun Frankreich, wie gesagt, in Dorfheim, dann wäre auch, was den Artikel der Zeitung betrifft, ganz vortrefflich für uns gesorgt. Der Herr Schulze, seine Freunde, Anhänger und lieben Angehörigen hielten sich die Quotidienne, die ordentlich wie für sie gemacht ist. Das nenne ich mir ein Blatt im guten Geiste, bei dem es die Gewalt bequem hat, und das ihr ein weiches Kissen unterlegt, auf dem sie auch, ohne Gefahr, ihr Schläfchen machen kann. Was sie thut, ist wohlgethan, und was sie nicht thut, auch. Wenn wir es bezahlen könnten, Herr Schulze, die Zeitung müßten wir, zum Besten des Landes, übersetzen und vertheilen lassen.» — «I nun,» erwiederte der Schulze, «gute Lehre führt zu guter That. Die erste Pflicht des treuen Bürgers ist Glaube und Gehorsam. Diese Tugenden halten und stützen sich gegenseitig, und zusammen bilden sie die Grundlage des echten und rechten geistlichen und weltlichen Re-

giments. Den liberalen Schwindelköpfen, die der Gewalt Alles aufladen, weil sie selbst keine haben, und darum nichts zu tragen brauchen, macht es keine Obrigkeit Recht, und wenn sie, wie der Teufel im Doctor Faust, die Straßen vorn pflasterte und sogleich hinten wieder aufrisse, beliebte es ihnen zu fahren oder zu reiten. Auch Sie, Herr Pfarrer, würden mit der Quotidienne nach dem, was ich aus ihr übersetzt gelesen habe, nicht übel fahren. Don Miguel kann mit ihr zufrieden seyn; aber ein Bischof von Hermopolis, und der Papst, sey er nun katholisch oder protestantisch, dürfen sich auch nicht über sie beklagen. Wie? Sie schmunzeln, Herr Pfarrer; ich verstehe!»

«Das Journal des Debats,» fuhr der Seelenhirt fort, «wäre das Leib- und Lieblingsblatt des erblichen Theils unseres Gemeinderaths. Es hält auf die edle Pärschaft, und ist adelig, doch im guten Sinne des Worts, so gut es ihn haben kann. Es liegt etwas Ritterliches, Romantisches und Vornehmes in seiner ganzen Bildung und Haltung, so lange es nicht leidenschaft-

lich wird. Alle Leidenschaftlichkeit zieht in's Gemeine. Der rechte Adel sieht in dem Könige gern den Ersten von Seinesgleichen. In so weit ist dieses Blatt auch königlich, und zwar mit alter Treue und Festigkeit zu nennen. Auf den Hof hält es nicht viel, wie es in der Natur der Sache liegt.

Die Deputirten des Gemeinderaths von der linken Seite, und ihr zahlreicher Anhang der ihnen ergebenen Wahl- und Ersatzmänner machten den Constitutionnel zu ihrem Koran und Evangelium. Diese sehr gut geschriebene Zeitung vertritt die furchtbare Klasse der Gescheidten und Vermögenden in der Gesellschaft, die etwas sind und haben, aber mehr seyn und haben möchten. Der Courier ist für den Rest der liberalen Leser, kann aber auch der großen Pfarrei des Constitutionnel als aushelfende Sukursale dienen.

Die Gazette de France — und es steht geschrieben: Die Letzten sollen die Ersten seyn — verdient den Namen des Musterblatts der Blätter. Ich wenigstens weiß keines, das

ihm zu vergleichen wäre. Mit einer heiligen Wuth wilder Ergebung setzt es Alles an sein Alles, an die Kirche nämlich und den Staat. Die Kirche aber ist ihm die Prälatur, der Staat der Hof mit Hrn. v. Villele. Seinen Idolen bringt es jedes Opfer; sie sucht es aufrecht zu erhalten, auch wenn es nur durch Scheiterhaufen und Blutgerüste geschehen kann. Da die Dinge sich indessen nicht immer fügen wollen, wie die Gazette verlangt, so hängt sie sich an die Sturmglocke, um alle Gräuel und Schandthaten der Revolution warnend anzuläuten. Anfangs sah man sich ängstlich nach dem Brande um, der Frankreich und die Welt mit seinen verzehrenden Flammen ergriffen haben sollte. Es war nur etwas Rauch zu finden, und den hatte die Gazette selbst gemacht. Indessen gibt es keine Narrheit, die, wenn sie geschickt behandelt wird, den gescheidten Leuten nicht zu schaffen machte. Durch die Gazette spricht der Hebert der Kirche und des Königthums. Danton sagte: «Verwegenheit, nur Verwegenheit und immer Verwegenheit, und es muß gehen.» Es geht

wohl manchmal, aber manchmal auch nicht. Es kommt Alles darauf an, was man treibt, und wie, und von wem es getrieben wird.

«Aber Herr Pfarrer,» fiel ein Mitglied des Vorstandes ein, dem der Vortrag langweilig vorkam, «was reden wir von Zeitungen, die wir doch nicht halten werden?» «Nur hübsch methodisch,» erwiederte der Pfarrer; «ist Ordnung doch die halbe Arbeit. Da wir nun von den Blättern gesprochen haben, die wir nicht halten können, so gehen wir auf jene über, die wir halten können, aber nicht halten werden, und schließen mit denen, die wirklich gehalten werden.» «Wer aber,» fragte Veit, wird das Papier bezahlen? Ohne Zweifel muß wieder die Gemeindekasse daran. Kann man es aber vor Gott verantworten, daß der arme Bauer die Zeitungen bezahlen soll, die nur die Reichen lesen? Werden die Beiträge nicht vielleicht gar als Kopfgeld erhoben?» «So ist es, braver Veit,» antwortete der Pfarrer. «Die Zeitungen sollen die Aufklärung unter uns verbreiten; die Aufklärung aber sitzt im Kopfe, und der Kopf bezahlt, was er erhält. Wer die

Vortheile von einer Sache hat, muß sich auch die Nachtheile gefallen lassen, die damit verbunden sind. Das ganze Dorf hat seinen Antheil an der Aufklärung Weniger, und die Wenigen, die sie erhalten und verbreiten, arbeiten mehr für Andere, als für sich. Es wäre darum zu untersuchen, ob Diejenigen, die sich, der Aufklärung wegen, die Mühe geben, die Zeitungen zu lesen, nicht ein Recht hätten, Diäten dafür anzusprechen.» — «Ja, ja,» sagte der Schullehrer beifällig, «das wäre zu untersuchen.»

Einige, vor Allen der derbe Veit, schüttelten gewaltig die Köpfe, und der Pfarrer lenkte ein. «Nun kämen wir,» sprach derselbe, «an die Erörterung der Frage, welche Zeitungen gehalten werden können. Da steht nun die Allgemeine im Alphabet, wie im Werth und Umfang, oben an. Sie enthält fast mehr, als man wissen kann; was geschehen ist, und noch geschehen dürfte; was Dieser dafür und Jener dagegen hat; Briefe aus aller Welt, von aller Welt, für alle Welt. Mir spricht sie zu oft von Dem, was geschehen, oder nicht geschehen könnte. Wie! ist es nicht

genug mit Dem, was wirklich geschieht? Aber so sind die Leute; das Wirkliche und Wahre kann sie nicht befriedigen. So lange noch etwas werden soll, mag es sich Jeder nach seiner Weise denken, und jeder Narr spricht sein Wort dazu. Es gibt tausend Wege der Möglichkeit, die man gar lieblich bepflanzen und bestreuen kann. Das Wirkliche dagegen hat nur einen, und zwar seinen vorgeschriebenen Weg. Ist das Kind noch nicht geboren, dann läßt sich streiten, wetten, ob es ein Bübchen oder ein Mädchen sey. Einmal auf die Welt gesetzt, ist es weiter nichts, als ein Menschenkind, wie nun einmal Menschenkinder sind. Reiche und Müßiggänger, die nicht wissen, was sie mit der Zeit anfangen sollen, beschäftigen sich gern damit, was man thun müsse, wenn einmal geschähe, was selten oder nie geschieht. Die Armen und Beschäftigten haben andere Dinge zu thun, als zu untersuchen, was es für Folgen haben könnte, wenn die Bäche, Flüsse und Ströme rückwärts gingen, die Bäume die Wurzeln gegen den Himmel trieben, und die Früchte in die Erde steckten, und die Hühner die Eier ohne Schale

legten. Kommt Zeit, kommt Rath. Erhält der Rock ein Loch, dann ist es der Augenblick, daß man an's Flicken denkt. Man theilt die Haut des Bären, wenn er geschossen ist.

Ich sehe recht gut ein und begreife, welche Blätter die Gunst des deutschen Publikums gewinnen müssen. Auch ist, Gott sey es geklagt, kein Mangel daran, und der Literatur unsers Vaterlandes, besonders der periodischen, sieht man es an, daß jetzt das Sedez- und Dreigroschen-Publikum den Ton angibt, und vom Paradiese herab, das Regiment geführt wird. Wenn wir aber, liebe Freunde, lesen sollen, was wir unter uns so gescheidt, auch oft gescheidter plaudern, dann sehe ich doch nicht ein, warum dafür noch Geld ausgeben. Wir machen es ja eben so gut, nur gerade nicht gedruckt, und in keiner Zeitung.

Es wurde nun viel berathen und bestritten, welche Zeitungen die besten seyen, und für das lesende Publikum vom Dorfe Dorfheim sich eignen. Die Vorzüge und Mängel der beliebtesten, periodischen Schriften und Blätter wurden dargelegt und aus einander gesetzt, um das über sie

gefällte Urtheil zu begründen, und die Wahl der Wahlherrn von Dorfheim zu rechtfertigen. Das darüber aufgesetzte Protokoll, welches die Anträge für und gegen, und eine lebendige Darstellung des merkwürdigen Kampfes der rechten und linken Seite über diesen wichtigen Gegenstand enthält, und im Dorfheimer Archive niedergelegt worden, ist höchst lehrreich und anziehend. Wir tragen indessen Bedenken es hier mitzutheilen, quia exempla sunt odiosa, und man, nach einem bekannten Sprichworte, nicht in Wespennester sticht, wenn man nicht selbst will gestochen seyn.

Am Ende des August.

Wir sind jetzt auf die Zeitungen sehr gespannt. Kaum kann das Dorf den Postbuben erwarten, der uns die Kriegsberichte, die Woche zweimal, aus der Stadt bringt. Erst sollte aus dem Türkenkriege nichts werden; nun geht es sogar auf Algier los, wie allgemein behauptet wird. Welche Mühe hat man sich gegeben, um den Bestand der Dinge zu erhalten, und jetzt zieht man einen

Stein nach dem andern aus dem Baue, den man doch erhalten und befestigen wollte! Was fangen die Franzosen in Algier an? Ohne Zweifel stehen sie mit den Engländern gut, sonst würden sie Schiffe und Truppen nicht in ihre Hände geben. Was Seewasser schmeckt, ist Britannien verfallen, und es kann noch lange währen, bis Amerika mündig geworden ist. Für jetzt hat der Dreizack seinen Herrn. Will das feste Land vielleicht dem Beispiel der Gewässer folgen? oder muß es gar? Wäre Frankreich Englands nicht gewiß, dann könnten wir eine zweite Auflage der ägyptischen Expedition erleben. Doch das müssen die französischen Minister besser, als ein Bauer in Dorfheim wissen. Es ist nun aber einmal so in der einfältigen Leute Art, daß sie meinen, sie müßten für ungelegte Eier sorgen, wenn sie selbst die gelegten verderben lassen. Will Frankreich Erwerbungen machen, dann liegen sie ihm doch wohl besser in der sichern Nähe, als in der ungewissen Ferne. Der wirthschaftliche Bauer hat seine Felder gern beisammen; ein wirthschaftlicher Staat befolgt denselben Grundsatz, und hat

dazu noch weit mehr und stärkere Gründe. Eine von der Natur begränzte und abgerundete Lage ist schon allein eine halbe Macht. Mit Kolonien geht es ohnedies nicht mehr; sie werden nach und nach geschenkt zu theuer. Erst quält man sich mit ihrer Pflege, die sie dem Mutterlande nicht einmal danken, wozu sie, aufrichtig gestanden, auch wenig Ursache haben. Groß geworden, trennen sie sich trotzig von dem väterlichen Hause, und wollen einen eigenen Heerd. So machen es die ungerathenen Kinder alle, sobald sie sich mannbar fühlen, und für sich eine Wirthschaft führen können. Und was läßt sich dagegen sagen? Es ist Ordnung der Natur, die freilich nicht immer unsere Ordnung ist. Selbst den Engländern wird es nicht besser gehen, so gut sie auch die Vormundschaft zu führen meinen. Der Helotis'm der neuern Zeit, auf Handel und Industrie gegründet, wird untergehen, wie der des Alterthums, der roh, auf rohe Gewalt gestützt, der feinen Sklaverei gewichen ist. Was hat man nicht schon erleben müssen? Man kann in einem Lande sich schlafen legen und in einem andern auf-

wachen, ohne seine Stelle zu wechseln. Es geht oft recht seltsam zu. Ist es zu verwundern, wenn die tolle Zeit, die uns, wie im Drillhäuschen, ordentlich besoffen dreht, den armen Bauern zu Dorfheim die Köpfe verrückt, da es Andern, die keine arme Bauern sind, nicht besser gehen soll?

Das Unheil vermehrt ein junger Mann, Franz Weiler mit Namen, der, hier geboren und ehrlicher Leute Kind, früher den Studien obgelegen ist. Wir hatten ihn lange nicht gesehen, und es munkelte über ihn so Allerhand im Dorfe, als sey es mit ihm nicht richtig, und ihm, wider Willen, ein Aufenthalt angewiesen worden. Er soll Umtriebe getrieben, und nichts weniger im Schilde geführt haben, als die Regenten in Deutschland, mit Ministern und geheimen und andern Räthen, abzusetzen, ihre Truppen zu entlassen, die Beamtenwelt zu kassiren, und alle Köpfe deutscher Nation, unter einen, und zwar den Freiheitshut zu bringen. Der arme Mensch! Vielleicht fällt es ihm auch einmal ein, den Mond in den Hosensack zu stecken, und dann wüßten die Propheten, die das Wetter aus ihm verkün-

den, in Zukunft nicht, was es für Wetter gibt, wenn er am Ende nicht gar alles Wetter mit dem Monde im Hosensack trüge, und wir also gar kein Wetter hätten. Nun ist, wie gesagt, seit einigen Tagen, Franz Weiler wieder da. In der That ein guter Mensch, der kein Kind betrübt, und Jedem, der nicht ausweichen will, aus dem Wege geht. Die Bauern glauben, es sey mit ihm nicht just, und er habe einen Sparren zu viel. Er soll halbe Tage auf Felsen im Gebirge sitzen, und, wie behext, in ein todtes Bild verwandelt, nach der blauen Ferne, oder in die Tiefe sehen. Ja, er soll mit den Bäumen und den Wolken reden, und manche alte Frau, die den Zauberer in ihm fürchtet, macht das Kreuz vor ihm.

Franz Weiler hat, als Freiwilliger, den Befreiungskrieg gegen Frankreich mitgemacht, und sich in ihm, wie glaubwürdig versichert wird, recht gut gehalten. Nach der Schlacht an der Katzbach soll ihm Blücher mit den Worten auf die Schulter geklopft haben: «Braver Junge, nur immer vorwärts!» Dadurch, sagen die Leute,

die ihm nicht wohl wollen, sey er, aus Uebermuth, verrückt geworden. Das finde ich nun eben nicht; doch ist er allerdings ein eigener Mensch, den man verstehen muß, um ihn werth zu halten. Haben die zahlreichen Dummköpfe die wenigen wahrhaft gescheidten Leute nicht von jeher für verrückt gehalten, oder doch dafür ausgegeben? Am letzten Sonntag saßen wir, einige Bauern, Franz Weiler und der Schulze, unter der großen Linde. Der Pfarrer kam endlich auch dazu, und wir plauderten so von Allerhand, besonders, wie es sich begreifen läßt, vom Kriege, von Spanien, Portugal, Braunschweig, Hessen, der Censur und der Mauth. Es ging lebhaft zu, und man stritt für und gegen, wie das unter Menschen so gebräuchlich ist. Auf einmal steht Weiler auf, geht schweigend nach der andern Seite, blickt, mit gesenktem Kopfe, starr vor sich hin, und wir hörten ihn die Worte murmeln: «Was habt Ihr aus meinem Vaterlande gemacht! Wie verließ ich es im Jahr 1814? Wie finde ich es 1830 wieder? Trauriges Schicksal! Unseliges Verhängniß! Ich sehe es voraus: Es wird

kommen, es muß kommen, unvermeidlich, unabweisbar.» So entfernte er sich, ohne Abschied zu nehmen. Einige Bauern schüttelten bedenklich die Köpfe. Der Schulze legte den Zeigefinger bedeutsam auf die Stirn, und lächelte. Der Pfarrer sagte: «Ich glaube, er spielt Bonaparte'ches. Eben so sprach der General, da er aus Aegypten gekommen war, zu dem französischen Direktorium: «Was habt Ihr aus dem schönen Frankreich gemacht? Wie habe ich es verlassen? Wie finde ich es wieder?» Die Jahre 1813 und 1814 spucken dem Weiler noch gewaltig im Kopfe. Aber das sind abgeschiedene Geister; laßt die Todten ruhen! — Und der Herr gebe ihnen den ewigen Frieden, und das Licht von Oben erleuchte sie! fügte der Schulze hinzu. — Amen! sprach die Gemeinde. — Seitdem, bemerkte der Steuereinnehmer darauf, hat sich der Wind gedreht, und bläst von einer andern Seite — ein wenig frisch, meinte ein Bauer, und knöpfte sich die Weste zu. Wirklich war die Abendluft etwas kühl, und wir schieden von der Linde.

Der Franz ist in der That ein wunderlicher

Heiliger. Gestern gehe ich durch den Wald, und da ich an eine Stelle komme, wo das Gebüsch am dichtesten ist, und man die Aussicht in einen tiefen Wiesengrund hat, sitzt ein Mann unbeweglich auf einem Felsenblocke, den Blick in das Thal gerichtet. Es war Weiler, der mit sich selbst sprach; und da ich ihn nicht stören wollte, blieb ich unbemerkt in einiger Entfernung stehen. Er redete, als wenn er Carmina rezitirte; es waren aber keine, sondern ungefähr Folgendes: «Zeit des Betrugs, der Lüge und Täuschung. Betrüger und Betrogene zugleich! Was will ich von ihr? Was kann ich von ihr wollen? Armer Franz! Werde ein Marktschreier, ein Gaukler, ein Fakir, ein Possenreisser, ein Taschenspieler, ein Bonze, ein Derwisch. Die Menschen wollen belustigt, bethört, betrogen und geprellt seyn. Du brauchst deine Bude eben nicht auf dem Markte aufzuschlagen, um deine Kunststücke vor dem dummen, abergläubigen Pöbel zu machen; der hat wenig, und zahlt schlecht, und den Aberglauben und die Einfalt findest du bei allen Ständen, und das Bedürfniß, sich die höllische Langweile

vertreiben zu lassen, mehr noch bei den höhern, als bei den niedern. Ein wenig Bauchrednerei und Marktschreierei verträgt sich mit jeder Kunst, mit jeder Wissenschaft; und den Taschenspieler kannst du vielleicht gar als Staatsmann und Feldherr, auf dem Katheder und der Kanzel oft vortheilhaft anbringen. Die Phantasmagorie paßt so gut in ein Trauerspiel als in ein philosophisches System. Sogar Nationen haben sich nicht übel dabei befunden, wenn sie etwas von dieser Gabe in ihrem Wesen und Charakter hatten. Die Windbeutelei geht in ihre Geschichte über, und die Nachwelt, die noch leichter getäuscht wird, als die Gegenwart, glaubt und staunt!»

Er seufzete, richtete sich auf, und breitete die Arme nach der Tiefe aus, als erscheine ihm ein liebes Luftgebild, das er umfassen wollte. Dann sprach er langsam, wie betend, mit einem Blick gegen den Himmel: «Gütiges Schicksal, laß meine Tage nicht in dem faulen Sumpfe eines öden, aus leeren Förmlichkeiten zusammengesetzten Lebens modern, in dem selbst die Wärme nichts erzeugt als kriechendes Ungeziefer, geheuchelte

Tugenden und Vorzüge, eine gleisnerische Gefallsucht, und müßige Klatschereien. Lieber stelle mich auf einen einsamen Berg im Sturme und Gewitter, und schleudere aus ihnen einen wohlthätigen Blitz auf die müde Brust, wenn sie zu schwach wird für die Last des Lebens! Erhältst du mir nur das warme, liebende Herz eines Freundes, einer Freundin, und der Seltenen, die mir theuer geworden sind, dann will ich gern den dummen Uebermuth, die neidische Verleumdung und die alberne Einfalt ertragen, so gut ich es vermag. Laß mich das Leben nie — darum bitte ich dich — über dem Streben nach seinen eitelen Gütern vergessen, und eine äussere Größe suchen, die nur innere Kleinheit, und einen äußeren Reichthum, den nur innere Armuth geben! Die Spanne Erde, welche meine Wiege von dem Grabe trennt, will ich nicht zum Kriegsschauplatze kleinlicher Begierden und feindseliger Leidenschaften machen. Mein Dasein muß einen höhern Zweck haben, als den, meine hungrigen Sinne abzufüttern; oder es ist auch der Mühe nicht einmal werth, welche dieses fordert.»

Der arme Mensch jammerte mich wahrhaft, und der klagende Ton seiner Stimme fuhr mir schneidend durch die Seele. Der Franz ist mit der Welt zerfallen, und sie werden sich einander wenig seyn. Das ist eine böse Krankheit, an der er leidet, und wenn sie zu heilen ist, dann thuen es nur Feld-Arbeit und ein gutes Weib, das ihm auch gute Kinder giebt. Man könnte es wenigstens einmal versuchen.

Der Franz Weiler, der Manchen nicht gefallen will, gefällt mir sehr. Er hat seine Sonderbarkeiten, wie alle besondern Menschen, und sein sonderbares Schicksal, von dem Viele reden, das aber Niemand kennt, hat sie ohne Zweifel noch vermehrt. Es muß ihm Allerlei begegnet seyn, weil er so eigen ist. Der behauptet, er sey mit einem großen Herrn auf einer weiten Reise, sogar in Amerika gewesen. Jener versichert, man habe ihn als verdächtig in Haft gehalten. Was plaudern die Leute nicht! Ehe Weiler in seine Heimath zurückgekommen ist, hat er an einen alten Freund geschrieben. Dieser zeigte mir den Brief, den ich im Auszug mit-

theilen will, weil er mir gefiel, obgleich ich ihn nicht ganz verstehe. Das Schreiben ist für einen Gelehrten nicht übel abgefaßt, und enthält, wie mir es scheint, noch etwas Besseres als Gelahrtheit. Hier ist es:

Lieber, alter Freund!

Du wirst es billigen, daß ich heimgehe zu den Meinigen, die ich nun seit Jahren nicht gesehen, und allenfalls Kraut und Rüben kultivire, statt der Politik, oder einer schönen oder garstigen Kunst, mit der man sich jetzt forthelfen kann in der Welt. Gott weiß, wie ich mein Vaterland liebe, und Dir selbst ist es nicht unbekannt, da wir so oft unsere schönen Hoffnungen und Wünsche, unsere Entwürfe und Verheißungen, in traulichen Stunden, gegen einander ausgetauscht; wie wir von jugendlicher Thatkraft und dem heißen Verlangen glüheten, für das Vaterland und die Menschheit folgereich zu wirken! Es ist vorbei, für jetzt wenigstens. Die schneidendsten Widersprüche fahren in allen Richtungen gegen einander, und Meinungen und Ansichten, Forde-

rungen und Wünsche, stehen sich unversöhnlich gegenüber. Sprache und Gedanken sind verwirrt; die Menschen verstehen sich nicht mehr. Hier ist schwarz, was dort weiß; zwischen Tugend und Laster, zwischen Verstand und Unsinn, scheint alle Gränzscheidung aufgehoben, und die Genialität und der Wahnsinn, und die heroische Selbstaufopferung und das gemeinste Verbrechen gehen als freundliche Zwillingsgeschwister Hand in Hand. Bedenke ich dabei die Rohheit der Masse, die allgemeine Hab- und Genußsucht, die hungrige Begierde, die, von allen Seiten losgelassen, durch keinen Glauben mehr zu fesseln und zu zügeln ist, den Mangel an religiösem Sinn und Gefühl bei krassem Aberglauben, oder geheuchelter Frömmelei, die grobe Selbstsucht, die in dem Heiligsten nur ein Mittel ihrer Befriedigung sieht, dann, ich gestehe es, kann ich nicht ohne eine gewisse Bangigkeit an die Zukunft denken.

Doch, Gott lenkt's, wenn der Mensch es denkt, und das Schicksal bringt am Ende der Rechnung ein ganz anderes Facit heraus, als unsere politischen Rechenmeister auf beiden Sei-

ten. Das ist wahr; aber das Schicksal setzt auch Generationen auf das Spiel, und mischt die Völker so gefühllos dazu, daß mich es doch mit einigem Schaudern ergreift, wenn ich sehe, wie es aus einem Geschlechte die Thränen des Schmerzes preßt, um sie einem andern zum Freudetrank, als Christusthränen, vorzustellen. Das mag das Schicksal thun und verantworten; der Mensch darf und kann es nicht. Ihm wird die Handlung zugerechnet, wie er sie begangen, ohne Rücksicht auf die Folgen, die sich, von dem Auge des Thäters unerreichbar, und von seinem Willen unabhängig, daran knüpfen können.

Wenn die großen Männer jetzt zwischen dem Rade und der Unsterblichkeit wandeln *), dann mag ich nicht von der Gesellschaft seyn, und mich sticht die Großmannssucht auf keine Weise. Ich glaube nicht an Größe ohne Tugend, und an keine Tugend ohne Liebe. Sich selbst darf der Mensch einem höhern Zwecke opfern; — und ge-

*) Les grands hommes marchent entre la roue et l'immortalité sagte ein Heros der französischen Revolution.

rade darin besteht die wahre, wirkliche Größe — aber nicht Andere. Das waren große Völker, die ihr Glück keinem Verbrechen verdanken wollten: die Athenienser, die den nützlichsten Vorschlag ungehört verwarfen, da sie vernahmen, er sey ungerecht; die herrlichen Römer, Furius Camillus, Fabricius, Regulus, der große Scipio und so viele Andere, die diesen mehr oder weniger gleichen. Da Brutus den Dolch in die Brust seines Vaters stieß, war es mit Rom und den Römern vorbei. Nur ein Cäsar konnte den Weltstaat retten, wenn er überhaupt zu retten war, und aus dem Blute des großen Mannes stiegen die Rachegeister auf, die das unglückliche Reich Jahrhunderte hindurch peinigten, bis es unter Qualen und Convulsionen verschied.

Schon Montesquieu hat die That der Verschwornen nach Verdienst gewürdigt; sie konnten nichts, als Cäsar morden. Da dieser gefallen war, wußten sie selbst nicht, was zu thun, und ließen das Volk, und endlich den verschlagenen Antonius schalten. Den edelmüthigen

Beherrscher hatten sie erschlagen, damit die schlechten Triumviren sich um die Beute stritten. Nachdem die blutige That geschehen, war der Gang der Ereignisse den Launen des Zufalls und dem Zuge der Schlechtigkeit, die in Rom herrschte, überlassen. So konnte freilich aus der Sache nichts Gutes werden, und wir wissen auch, was aus ihr geworden ist. Möge ein gütiges Verhängniß die Staaten vor solchen Befreiern bewahren!

Wir müssen den Privatmann vom öffentlichen Menschen unterscheiden. Mit Gemüthlichkeit und einer schönen Schwärmerei ist es — das fühle ich jetzt, und lernte es etwas spät begreifen — in dem öffentlichen Leben nicht gethan. Der willigste Eifer ohne Klugheit kann gerade am verderblichsten werden, und ein Steuermann voll Begeisterung, dem es an Charakterstärke und ruhiger Besinnung fehlt, wird auch bei stiller See das Ruder schlecht führen, vielmehr also im Sturme. Der gute Wille ist eine treffliche Sache, und die reine Absicht, bei der Schätzung des moralischen

Werthes, recht hoch anzuschlagen; wer aber in das Schicksal Anderer, in das Leben der Völker einzugreifen sich erkühnt, braucht mehr, als das. Brutus hat den Dolch in das Herz des Vaters und in die Brust Rom's zugleich gedrückt, und dieses durfte, wie Jener, mit einem schmerzlichen Gefühle ausrufen: et tu fili mi! Dagegen war der ältere Brutus ein Mann, ein Mann im ganzen vollen Sinne des Worts. Die That zeugte gegen seine Kinder; das Gesetz verdammte sie; der Vater sprach des Gesetzes Willen als Richter aus, und rettete, begründete die Freiheit. In dem väterlichen Busen schlug ein Heldenherz, das dem römischen fortia pati et agere gewachsen war.

Bei dem guten Herzen also einen hellen Kopf, bei der Gemüthlichkeit Verstand, wenn Tüchtiges gewirkt werden soll! Wozu aber diese seltsame Ermahnung? wirst Du sagen. Ja wohl seltsame Ermahnung, zu der man durch die seltsamsten Vorfälle getrieben wird!

Im September.

Ich will meine Dorfchronik aufgeben; es kommt nichts dabei heraus. Soll ich eine Weltgeschichte im Kleinen schreiben, da wir deren schon so viele im Großen haben? Es sind immer dieselben Gesichter, nur ein wenig anders gefärbt, dieselben Schauspieler, nur mit andern Namen und in anderem Costüme, und endlich sogar dieselben Aufzüge und Auftritte, nur mit veränderten Dekorationen. Alle sind über einen Kamm geschoren: Quäler und Gequälte, Lügner und Belogene, Sieger und Besiegte, Heilige und Verdammte. Ich will das Schreiben aufgeben, da man es doch keinem Menschen zu Danke machen kann. Erst hat man seine Noth mit den Leuten, die sich getroffen fühlen, wenn man auch nicht daran dachte, auf sie zu zielen; dann mit dem lieben Publikum, in dem mehr Launen spuken, als in dem Kopfe einer alten Jungfer. Endlich geht das Kreuz mit den Rezensenten an, das ein wahres Heiden- Troglodyten- und Piratenvolk seyn soll. Lieber stelle ich mir den Franz Weiler ein als Ersatzmann. Der kann es mit

den Barbaren von Kritikern, mit den geistigen Cyklopen, die nur ein Auge, aber derbe Fäuste haben, ausfechten. Dem Weiler fehlt es nicht an starken Schultern, und er kann was tragen. An Dem sollen sie sich versehen, wenn sie ihm in Ungebühr zu nahe kommen; der nimmt es selbst mit dem Professor Leo zu Halle auf, der doch ein wahrer Briareus im Rezensiren und Zuschlagen seyn soll. Mit einem deutschen Professor ist nicht zu spaßen; und ist es gar einer der Geschichte, der die ganze Welt für eine Schulbank ansieht, auf der Gesetzgeber, Staatsmänner, selbst Helden und gekrönte Häupter vor und unter ihm sitzen und sich abkapiteln lassen, dann kommt ein armer Insasse von Dorfheim schlecht weg, wird ihm ein solcher Minos oder Rhadamanth der Literatur abhold und ungnädig. Nein, ich danke für die Ehre und will sie an den wackern Franz Weiler abtreten, der gerade einen Brief aus der Stadt geschrieben hat, in die er gegangen ist, um sich zu einer Anstellung zu empfehlen. Der gute Franz! Unter dem 7ten dieses schrieb er nach Dorfheim, wie folgt:

Lieber, alter Freund!

Ich habe den Weg, wie es scheint, vergebens gemacht, und an eine Anstellung ist vorläufig nicht zu denken. Ich bin allenthalben bittend eingekommen und unerhört abgefahren. Unter das Rekrutenmaaß der Aspiranten gestellt, ward ich zu lang oder zu kurz gefunden, wohl auch, weil mir die Demuth gegen Höhere fehlt, die uns krümmt und abkürzt, wie der Uebermuth gegen Niedere, der uns streckt und längt. Keine Stelle paßt für mich, oder vielmehr ich passe für keine Stelle, wenn nicht eine neue für den Narren des neunzehnten Jahrhunderts kreirt und salarirt wird, woran kaum zu denken, will Zschokke anders sie nicht selbst dotiren. Warum, lieber Freund, bin ich nicht der Erstgeborne eines erlauchten Hauses, der Stellen vergibt, statt deren zu suchen? Warum nicht ein Lord des brittischen Reichs, der bequem und angesehen von seiner Pairschaft leben kann, oder ein französischer Emigrant, der in Gemächlichkeit seinen Antheil an der Entschädigung verzehrt, bis die reiche Erbschaft der Gegenrevolution fällig wird? Warum?

Hinter unserer ganzen Weisheit steht ein Fragzeichen, und die Antwort kann, in den meisten Fällen, nur unsere Narrheit geben. Wie schlecht verstehen Regierungen ihren Vortheil, die keine geraden Menschen wollen! Wer bürgt dafür, daß der Schmeichler, Lügner, Gleisner und Scheinheilige, der, wie betrunken, nach der rechten Seite wankt und schwankt, nicht auch auf die linke fällt, wenn er sich dort weich zu betten hoffen darf? Ehrlich währt ewig, sagt ein goldner Spruch, und die Politik, die ihn befolgt, könnte auf die Ewigkeit rechnen, wenn es ihr um die Ewigkeit zu thun wäre.

Du weißt, Lieber, ich wollte mein Feld bauen, und von meiner Hände Arbeit mich nähren; aber mein Feld ist zu klein, und meine Hände sind, durch gelehrten Müßiggang, zu schwach geworden, und was man nicht gelernt hat, kann man auch mit Erfolg nicht treiben. Jetzt besehe ich die Merkwürdigkeiten der Stadt, an denen ich eben nichts merkwürdig finde, als daß man sie dafür hält. Man hat hier, wie allenthalben, viele Freunde, wenn man viel Geld hat. Da

ich nun nicht in dem letzten Falle bin, so bin ich auch nicht in dem ersten. Ein neugieriger und redseliger Mensch, der nichts zu thun weiß, wie ich selbst, dient mir zum Führer und Begleiter, weil er sich die Zeit vertreiben will.

Es wird Ihnen bei uns gefallen, sagte Dieser zu mir. Man ist hier fortgeschritten mit der Zeit, und hat die alten Vorurtheile und lächerlichen Gebräuche des Aberglaubens weit hinter sich zurückgelassen. Sie werden sich wundern, wie sehr sich, in Ihrer Abwesenheit, Alles geändert hat.

Wirklich? fragte ich. Nun, Gott gebe, daß es zum Bessern sey.

Gewiß, erwiederte er. Sie müssen das an der Duldung bemerken, die man hier für eine gewisse Klasse von Sündern und Sünderinnen hat. Man ist sehr aufgeklärt und freisinnig geworden. Die Trink-, Spiel- und Lusthäuser aller Art sind voll, die Kirchen leer. Der gemeinste Mann zieht vor seinen Vorgesetzten den Hut nicht mehr ab, und dampft ihnen seinen Kneller unter die Nase, daß sie gern das Feld

räumen, wenn sie nicht ersticken wollen. Die hoffnungsvolle Jugend, mit der eine neue Generation des erneuerten goldnen Zeitalters aufblüht, ist mit dem zehnten Jahre mündig und mannbar, und schulmeistert ihre Schulmeister. Es muß ein erstaunliches Geschlecht werden, diese rüstige, kecke Kindheit, die jetzt der Mannheit schon über den Kopf gewachsen ist, und über die eigenen Lehrer und Richter belehrend zu Gericht sitzt.

Ich sah meinem Begleiter fragend in's Gesicht, weil ich doch nicht recht wußte, ob er ein Freigesinnter oder ein Spion der hohen Polizei, und ob, was er sagte, Scherz oder Ernst sey. Ich hätte freilich besser vor mich gesehen, als nach dem Sprecher der neuesten Zeit, dem Anacharsis hiesiger Stadt. Ich fühlte mich auf einmal unsanft aus dem Wege geschoben, meinem Begleiter auf die Seite, an dem ich glücklicher Weise wankend eine Stütze fand. Ich blickte mich nach dem hinreichenden Grunde einer so fühlbaren Wirkung um, und ein Paar Augen starrten mich drohend aus einem lang behaarten Gesichte recht freisinnig an. — O Sparta und Ger-

manien! seufzte ich. Um Vergebung, sagte mein Begleiter, es ist ein Tertianer und ein tüchtiger.

Die Spartaner und die Germanen, unsere Väter, waren doch auch brave Leute, fuhr ich fort, und die erste Pflicht der Jugend hieß Achtung vor dem Alter. Der Bejahrte durfte und mußte dem Jüngern Vater und Lehrer seyn. Die deutsche Jugend ward erst spät mannbar, und darum, wie Tacitus meint, so männlich, und sie ehrte das Alter und die Frauen.

Mein Führer sah mich befremdet an. Sie scheinen, sagte er endlich, wenig zu lesen, am wenigsten die vortrefflichen Tagblätter und Zeitschriften. Gehen Sie mit dem Geiste der Zeit nicht weiter? Sind Ihnen unsere kritischen Blätter und periodischen, auch pädagogischen Schriften ganz fremd geworden? Ich will sie bei dem Vorstand des Casino einführen; es kostet nicht viel. Doch bitte ich Sie, des Herrn Tacitus nicht zu erwähnen, der gewiß ein Obskurant und ein Schmalzgeselle ist. Was aber die Sparta und Germanien betrifft, die mögen weit genug von hier wohnen, und das Ding wohl nicht bes-

ser verstehen. Hier ist man, das vergessen Sie ja nicht, sehr liberal.

Die Gesellschaften sind also, fragte ich, angenehm, die Sitten sanft? Das Leiden Anderer findet Theilnahme, und zwar thätige Theilnahme, das Recht und die Wahrheit warme Vertheidiger und die Tugend Achtung?

Das eben nicht; aber —

Man darf also seine Meinung frei aussprechen und kann ohne Gefahr sagen, was man über die Angelegenheiten der Zeit und die handelnden Personen, die gerade auf der Weltbühne stehen, denkt?

Was Sie wollen; versteht sich aber, daß Sie gegen die Regierungen und ihre Maaßregeln sprechen, und einzig gegen diese. Wir sind liberal, verstehen Sie, und lassen nichts aufkommen, als das Liberale, und uns selbst, die Freunde und Anhänger der Liberalität. Tugend, Verstand und Ehre sind auf unserer Seite; auf der andern ist nichts als Verbrechen, Unsinn und Schande.

So, mein Freund, ist es immer gewesen, fiel ich ein, und so ist es noch. Die Ultra stehen

sich einander feindlich gegenüber, als Papst und Gegenpapst, und thun sich wechselseitig in Bann. Die Ultra-Royalisten machen es den Liberalen nicht besser. Ihre Sünder sind Heilige, und die Heiligen ihrer Gegenfüßler Sünder. Glaubt Einer nicht an die göttliche Abkunft der absoluten Macht der Fürsten, dann ist er ein Revolutionär, ein Aufrührer und Unruhestifter. Clement und Ravaillac, welche ihre Könige gemordet, starben als Verbrecher, und wurden von den Ihrigen als Märtyrer verehrt.

Das ist etwas anders, werther Herr, war die Antwort meines Begleiters. Bei diesem ganzen Streite übersieht man den wichtigen Umstand, auf den doch Alles ankommt, den Umstand nämlich, daß wir Recht haben, unsere Gegner aber Unrecht.

Das ist's, sagte ich und schwieg. Was ließ sich auch weiter sagen? Es würde nun, der Redseligkeit meines Führers ungeachtet, wahrscheinlich eine starke Pause eingetreten seyn, wäre nicht ein Geistlicher auf uns zugekommen, in dem ich sogleich den Pfarrer der benachbarten Gemeinde,

einen alten Freund meines väterlichen Hauses, erkannte.

Wie leben Sie, mein theurer Pfarrer? Ich freue mich herzlich, Sie so wohl zu finden. Man sieht, es geht Ihnen nicht übel.

Daß sich Gott erbarme! Reden Sie doch nicht von Wohl in dieser schlechten Zeit. Bei dem gänzlichen Verfalle der Religion hat unser Stand die schwerste Haltung. Mit jedem Tage sehe ich es ärger kommen.

Seyen wir gerecht, lieber Freund! es ist doch wirklich noch wahre Frömmigkeit und Andacht in den Gemüthern, und die Religion bei weitem nicht so tief gesunken, als man in einer gewissen heiligen Entrüstung glauben mag.

Du mein Himmel! Religion, Andacht und Frömmigkeit! Ich könnte Ihnen den Ertrag meiner Stol-Gebühren berechnen, Ihnen zeigen, was ich verloren, seitdem mir, durch ein landesherrliches Edikt, Handel und Gewerbe abgeschnitten sind. Nicht einmal Ackerbau sollen wir Geistliche mehr treiben, und die frommen Geschenke fallen auch sehr mager aus. Wenn ich Ihnen nun be-

weise, daß ich wenigstens den dritten Theil der Einkünfte meines seligen Vorgängers verloren habe, wollen Sie dann noch den gänzlichen Verfall der Religion bezweifeln?

In diesem Falle freilich .... Ich mußte husten.

Der Stadtschultheiß, fuhr der Pfarrer fort, meint, alles Verderben komme von der Erschlaffung des zeitlichen Regiments, weil der Bauer Respekt und Sitte vergesse, seitdem eine hochlöbliche Obrigkeit das Volk nicht mehr nach Gefallen einthürmen und prügeln lassen kann. Das ist so eine irrige Ansicht der Beamten; ich aber weiß es besser. Schlecht ist's, sehr schlecht. Das sey Gott geklagt! Jeder weiß es, Jeder fühlt es, nur erkennt er nicht die Quelle des Uebels. Alles Unheil aber kommt vom Verfalle —

Des Handels — rief eine Stimme hinter uns. Wir sahen zurück, und der Pfarrer begrüßte in dem Neuangekommenen den Kaufmann Spärlich, seinen Nachbar.

Das hiesige Städtchen hat seine Parteien, wie Städte und Staaten, und sie tragen so ziem-

lich dieselbe Farbe, führen dieselbe Sprache, haben dieselben Zwecke und bedienen sich derselben Mittel. Man könnte die Bevölkerung ganz füglich in Leute eintheilen, die etwas sind und haben, und in solche, die gern etwas haben und seyn möchten; jene heißen Aristokraten, diese Populäre. In der Mitte stehen einige Menschen, die wollen, daß die, welche etwas sind, es auf die rechte Art seyen, und daß die Vermögenden auch nach ihrem Vermögen leisten. Sie meinen: es sey Unrecht, daß Der, welcher hat und kann, nicht geben und thun will, und daß Die, welche nichts haben und sind, nie etwas seyn und haben sollen. Verdienst, behaupten sie, setze ein Verdienen, Auszeichnung ein Auszeichnen, Lohn eine Arbeit voraus, und die Stellen seyen für die Tauglichsten und die Würden für den Würdigsten. Das sind aber einfältige Leute, Träumer, Philosophen, Ideologen, Phantasten und Idealisten, die in einer selbst geschaffenen Welt leben, und die Menschen und Dinge nicht nehmen, wie sie sind, sondern wie sie seyn sollten. Als Weltverbesserer wälzen sie den Stein des Sisyphus

mit gewaltiger Anstrengung den Berg hinan; und, wenn sie glauben, ihn auf der Höhe zu haben, wirft er sie wieder in das Thal zurück. Es sind gutmüthige Narren, vielgeschäftige Müßiggänger, die mit großer Thätigkeit nichts thun, das Faß der Danaiden füllen wollen, und Wasser im Sieb herbeitragen. Sie berechnen den Gang der Menschheit durch alle Zeiten, den Lauf der Himmelskörper durch die unendlichen Räume, finden aber den kurzen Weg nicht nach Hof, und fallen in die Grube, die vor ihren Füßen liegt. Sie weissagen wie Cassandra, um verlacht zu werden, und der gewöhnliche Weltlauf und die gewöhnlichen Menschen bohren ihnen den Esel. Oft geschieht's, daß man diese Leute hier verhungern läßt, des Landes verweist, oder zum Giftbecher verurtheilt, um sie dort unter den Unsterblichen mit Ambrosia zu füttern, ihnen Ehrensäulen zu errichten und Tempel zu bauen. Da sie zwischen den Extremen gewöhnlich in der Mitte stehen, so werden sie von beiden Seiten auf gleiche Weise gedrückt und gequetscht.

Zu einer Klasse Narren muß man sich beken-

nen, um in der Welt nicht nackt und bloß zu stehen und auch eine Heimath und Partei zu haben.

Solche Menschen verderben es aber mit den Aristokraten und Populären, mit dem Ambos und dem Hammer, weil sie weder schlagen, noch geschlagen werden wollen. Etwas muß man doch seyn in der Welt, entweder Drücker oder Bedrückter, Betrüger oder Betrogener, Jäger oder Gejagter. Diese Leute sind aber nichts, gar nichts und gelten nichts. Pythagoras hat schon von ihnen gesagt, sie sähen dem großen Spiele der Welt, in dem der Eine das Ding nehmen und der Andere nicht geben will, müßig zu. Es ist das Volk von dem ein großer Dichter sagt:

Die Wenigen, die was davon erkannt,
Die, thörigt g'nug, ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt.

Ich habe nun auch einer Sitzung des liberalen Casino-Ausschusses beigewohnt, in der fol-

gende Grundsätze mit allgeinem Beifall vorgetragen wurden:

«Der Mensch im Staate ist von vielfältigen «Uebeln gequält; die Regierung leitet und ord«net die Angelegenheiten des Staates, folglich «kommen alle Uebel von ihr. Will man diese «Uebel nun an der Wurzel angreifen, dann muß «man den Stoß nach dem Herzen der Regierung «führen. — Alle Gewalt kommt vom Volk; da «wir nun die Gesinnungen nähern und ausspre«chen, wie sie das Volk hat oder haben soll, «so gebührt uns alle Gewalt. — Volk und «Regierung sind einander entgegengesetzt, und «müssen sich wechselseitig bekämpfen, bis dieser «Gegensatz aufgehoben, und die Regierung mit «dem Volke identisch geworden, das heißt, an «uns, seine würdigen Vertreter, gekommen ist.»

Man haßt den Stolz und die Anmaßung der Vorgesetzten. Die übermüthige Oberbürgermeisterin, klagte ein verehrtes Mitglied des Casino-Ausschusses, weiß nicht, ob sie meine Frau nur gnädig grüßen soll; das impertinente Weib! Wäre

ich Oberbürgermeister, meine Frau sollte ihr, wenn sie grüßte, nicht einmal danken.

Da geschähe ihr Recht, sagten alle Männer, deren Weiber nicht Oberbürgermeisterinnen sind.

Was mir sehr auffiel, war, daß ich den Gemeindevorstand als heimliches Mitglied des Casino nennen hörte. Er frequentirt aber die Gesellschaft selten und befördert ihre Zwecke nur im Stillen. Anfangs wollte ich an den sonderbaren Bund nicht glauben, und fragte darum den Herrn selbst, der mir auch die Sache genügend erklärte.

Da die Regierung, bemerkte der Vorstand, das heilsame Prügeln und Einstecken des gemeinen Pöbels verboten, und so die Springfedern des weltlichen Regiments in hiesiger Gemeinde gebrochen hat, so mag sie es sich selbst zuschreiben, wenn die Maschine in's Stocken kommt. Man muß leben und leben lassen. Eine Hand wäscht die andere. Thust Du mir nichts, thue ich Dir nichts. Der Ortsvorstand ist so gut Regierung des Orts, wie die Landesregierung Vorstand des Landes. Man hätte es, wie auch Sr. Hochwürden bemerkt, beim guten Alten lassen sollen.

Sie sehen, sagte mir ein Liberaler im Vertrauen, es wird mit jedem Tage ärger; die Abgaben vermehren sich in's Unendliche; der stehende Soldat verzehrt das Mark des Landes, man stört den Gewerbfleiß und lähmt den Handel durch Mauth und Zölle, verspricht Erleichterung und liberale, zeitgemäße Institutionen und Gesetze, und hört am Ende nichts als vom 14. Artikel.

Wahr, antwortete ich, sehr wahr, leider! Und so fuhr er fort, kann und darf es nicht bleiben. Eine ganz neue Ordnung muß an die Stelle der alten treten. Was an den höchsten Stellen ist, muß herab, das Bestehende untergehen. Da nun, Die im glücklichen Besitze sind, den alten Mißbrauch und die alte Willkühr zu erhalten suchen, wir aber unsinnig wären, gegen die Staatsgewalt einen öffentlichen Krieg zu führen, so führen wir den verborgenen, stillen, heimlichen mit der Feder und —

Ich sah den Sprecher mit starrem Blicke an.

Ruhig! sprach er ganz besonnen weiter, alteriren Sie sich nicht. Welch anderes Mittel haben wir? Der gegenwärtige Zustand ist Verrucht-

heit; die Tugend muß ihn enden. Die Gewalt liegt in den Händen von Bösewichtern; diese aus der Welt zu schaffen, ist Verdienst. Die Alten bauten ihren Helden, Herkules und Theseus, deren starker Arm die Ungeheuer von der Erde vertilgte, Tempel. Wir setzen die Menschheit wieder in ihre verlorenen Rechte ein, und führen die geächtete Asträa in ihr altes, von der Tyrannei zu lange usurpirtes Haus zurück. Wo die Tugend mit dem Laster, das Recht mit dem Unrecht, die Wahrheit mit der Lüge kämpft, da darf der Mann nicht in seinem Entschlusse wanken; die Tugend aber, das Recht und die Wahrheit sind mit uns, und dort stehen die Verräther . . . Gott empfohlen!

Der Mensch ging mit diesen Worten rasch von mir, ohne sich weiter umzusehen. Welcher Wahnsinn! sagte ich, welcher Frevel! Diese Leute, die über den Schulbüchern müde geworden sind, wollen das Buch des Schicksals lesen und deuten! Sie wollen Recht und Freiheit unter die Völker zurückführen, da sie in dem engen Kreise der Ihrigen weder Recht zu üben, noch Freiheit zu

erhalten wissen. Auf das Verbrechen wollen sie die Tugend impfen, das Reich des Gesetzes, durch den wildesten Fanatism begründen. Sie . . .

Sie machen sich verdächtig, lispelte mir eine Stimme in's Ohr, höchst verdächtig, durch solche Gesellschaft. —

Ich fuhr aus meiner Betrachtung auf. Es war der Rath Herschling, ein sehr feiner, gepuderter Mann, der so leise auftrat, als er sprach. So eben ging von Ihnen, sagte er, nachdem er sich nach allen Seiten umgesehen hatte, ein schlechter, höchst gefährlicher Mensch, ein Jakobiner. Auf zehn Seelen in einem Staate darf man jetzt ohne Bedenken neun Jakobiner rechnen.

Was sie da sagen!

Ja, auf mein Wort! Die Kerls haben allenthalben Emissäre, und führen Stoff zu wenigstens einer Revolution mit sich. Sie treiben die Sache als Handwerk, haben ihre Meister, Gesellen und Jungen und machen auch revolutionäre Wanderungen. Schafft man das Spitzbubengesindel nicht schnell und unbebedenklich aus der Welt, dann stehen wir eines Tags Alle als Heiden und Repu-

blikaner auf, da wir uns den vorigen Abend noch getrost als ehrliche Christen und Royalisten zu Bette gelegt haben. So ein Klub reicht hin, die Throne und Altäre von mehr als einem Europa umzustürzen. Man muß sie — hier sah sich Herschling wieder drei bis viermal um — unbedenklich henken. Alle Gewalt, sehen Sie, kommt von Gott, und wer sich auflehnt gegen Steuern, Frohnen, Zinsen, Durchmärsche, Einquartirungen, Zoll und Mauth und dergleichen, ist ein Gotteslästerer und Hochverräther. Daß sie es nur in Worten thun, macht ihre Sache nicht besser; sie sprechen, weil sie noch nicht handeln können. Wenn sie den Obmann prügeln, ist's gerade, als wenn sie einen Königsmord begingen. Da nun die Kerls Unrecht, und wir Recht haben, sie Spitzbuben und wir ehrliche Leute sind, so sollte man sie — er fuhr mit dem Finger, wie mit einem Messer, am Halse hin und her.

Der ist, dachte ich in meiner Seele, wieder ein Narr anderer Art. So geht's einem oft mit Leuten, die recht verständig sind bis auf die leidige Politik. Hier behauptet Einer steif und fest,

er sey Gott-Sohn. Ein Narr ist er, sagt der Andere; müßt ich es doch vor Allen wissen, daß er Gott Sohn ist, da ich Gott Vater bin.

Wer ist doch der junge Mann mit dem breiten runden Röckchen, den tiefen Pumphosen und dem Zwickelbarte, dem wir das Reich der Freiheit, der Tugend und Gerechtigkeit verdanken sollen? fragte ich einen einfach gekleideten Menschen, der still und ernst in das bunte Gewühl von Trinkenden, Zankenden und Rauchenden sah, die über die Gebrechen der Staaten, der Könige und Fürsten klagten und betheuerten, sie wollten das Schiff ganz anders steuern, säßen sie nur am Ruder.

Der, erwiederte mein Nachbar lächelnd, hat ein Mädchen verführt und eine Frau verlassen, mit der er kaum ein Jahr gelebt. Das, sagte er, sey die Folge unserer schlechten Gesetze und Institutionen. Als die Franzosen in's Land kamen, hat er sie über die Gebühr gepriesen, trieb aber Schleichhandel, ward erwischt und eingesteckt; da schrie er über Willkühr, die alle menschliche Freiheit mit Füßen trete. Im Jahre 1814

suchte er Die, welchen er nicht geneigt war, als Franzosenfreunde verdächtig zu machen. Vor etwa sechs Monaten hörte er zu zahlen auf, und seitdem behauptet er: ohne eine blutige Revolution sey Deutschland nicht zu retten. Er wird, wie ich höre, von den Brüdern einer gewissen Gesellschaft als Bruder unterstützt, und predigt nun die Nothwendigkeit einer gänzlichen Reform der bürgerlichen und politischen Gesellschaft, in der jetzt ein ehrlicher Mann nicht einmal ungeneckt Bankerut machen und seine Frau verlassen kann.

Aber er predigt doch ohne Gefahr, sagte ich, da ihn die Leute kennen.

Das möchte ich nicht behaupten, war die Antwort des stillen, ernsten Mannes. Die Dinge stehen wirklich schlecht, obgleich sie die schlechten Leute nicht besser machen. Die Klagen sind allgemein, und, leider, auch nur zu oft gegründet. Der Mensch, der das Uebel fühlt, ohne eigentlich zu wissen, woher es kommt oder wie ihm abzuhelfen, wünscht und hofft. Am freigebigsten mit

Versprechen sind Die, denen man es nicht zumuthen kann, ein gegebenes Wort zu halten.

Klagt der Bürger über hohe Steuern, wozu er oft genug Ursache hat, dann sagt ein solcher Weltverbesserer: «Ja, Ihr guten Leute, Ihr zahlt viel, sehr viel. Verstände es die Regierung, wie sie's nicht versteht, dann würdet Ihr nichts, gar nichts bezahlen, bekämt vielleicht am Ende noch von ihr heraus.» — Wer sollte sich das nicht gefallen lassen? Das ist ein Mann, rufen sie nun Alle, der führte uns in's verlorne Paradies zurück, hätte sich die Regierung nicht mit dem feurigen Schwerte davorgestellt, um uns den Eingang zu verwehren. Da steht jetzt der Held, vom großen Haufen angebetet, der den Leuten Wasser verheißt, das — nicht naß macht, und Feuer, das nicht brennt; der jedem Kinde den ersten Platz in der Schule gibt, um die Eltern zu gewinnen, den garstigsten Mädchen die schönsten Männer freiet, die Armen reich und die Reichen noch reicher macht, der Krieg führt ohne Soldaten, und immer ausgibt, ohne einzunehmen. Wir kennen ja den Menschen, der sich von

politischen Kartenschlägern und Quacksalbern, wie von andern Betrügern dieser Art, gern täuschen läßt, und, des Gewinnes wegen, in's Lotto setzt, das nur Bettler macht. Das sind seine liebsten Führer und Rathgeber, die ihm Ungeheures vorschlagen und Unmögliches versprechen.

Wenn Dem so ist, bemerkte ich, dann darf ja eine gescheidte Regierung das Volk nur aufklären, und —

Vor Allem gerechten Beschwerden abhelfen, fiel der Mann ein. Erst müssen wir selbst das Rechte thun, wollen wir von Andern uns das Unrechte nicht gefallen lassen. Man glaubt alles Nöthige und Ersprießliche gethan zu haben, wenn der Befehl sogleich ausgefertigt wird, die politischen Wahrsager und Kartenschläger, die das Volk bethören, aus dem Lande zu jagen. Was aber führt das Volk dem tollen Treiben dieser Leute zu? Elend und Dummheit, die es unzufrieden und abergläubig machen. Welche andere als schlechte Früchte können bei schlechter Aussaat auf einem schlecht gehaltenen Boden wachsen? Wie die Dinge jetzt stehen, hat das Volk oft

Unrecht, aber die Regierungen wohl eben so selten Recht. Die Sache des Staats und Vaterlands wird gar zu oft zu einer Parteisache entstellt, weil Jeder gern seinen persönlichen oder Standesvortheil zum allgemeinen Besten machen möchte. Der Tollheit soll man aber nicht Tollheit, der Tyrannei nicht wieder Tyrannei, sondern dem Unverstand Verstand, und der Willkühr Gesetzmäßigkeit entgegenstellen. Nicht Personen nur, vor Allem die Sache muß man bekämpfen, und nicht allein den Napoleon, sondern besonders den Napoleonism nach St. Helena verweisen. Was hilft's, werde ich den Narren los, der sich für Gott Sohn hält, nimmt ein Anderer seine Stelle ein, der glaubt, er sey Gott Vater?

Der Mann gefiel mir. Das Alles ging so schlicht und wahr von seinem Munde, daß man Vertrauen zu ihm fassen mußte. Das Volk, sagte ich, braucht Stellvertreter mit Ihrer Einsicht, mit Ihrer Kraft und Ihrem Willen. Es wird Sie wohl kennen, und bei der Wahl der Landesdeputirten nicht vergessen.

Oder vielmehr mich nicht wollen, gerade weil es mich kennt, antwortete er lächelnd. Ich habe seinen Hoffnungen und Wünschen kein Potosi und Golkonda aufzuthun, verstehe mich auch nicht darauf, Krankheiten durch Händeauflegen oder Sprüche zu heilen. Ein Athenienser hat für die Verbannung des Aristides gestimmt, den er gar nicht kannte, und zwar, weil es den Ehrenmann verdroß, daß der Angeklagte allenthalben der Gerechte hieß. Alles für's Volk; durch es nur, was nicht anders geschehen kann! — Solche Reden hört aber das Volk nicht gern; denn es will, wo es etwas kann und vermag, so gut seine Schmeichler haben, wie ein Fürst. Doch würde mir sein Vertrauen wohl thun, und ich dasselbe zu rechtfertigen mich bestreben; aber, versteht sich, nach meinem besten Wissen und Gewissen. Ich bin keiner von Denen, die da glauben, ein Volksdeputirter sey, seiner Bestimmung gemäß, gerade auf die Regierung losgelassen, oder ein Regierungsangestellter auf das Volk, und eine Ständeversammlung sey eine Art Krieg; Beide müßten fechten, Jeder in seiner Reihe, dem Andern feind-

lich gegenüber. Ich wüßte nichts zu bekämpfen, als die Schlechtigkeit und Ungerechtigkeit, wo ich sie auch fände. Sagt der Weiße, der Teufel sey schwarz, und der Schwarze malt ihn weiß, dann behaupte ich, er sey schlecht, bekümmere mich aber gar nicht um seine Farbe, die keinen Teufel macht.

Wie jetzt an vielen Orten über Staatsangelegenheiten gestritten wird, erinnert man sich der langen Berathung der Stände von Aragonien und Katalonien über die Frage: in welcher Sprache die Verhandlungen Statt haben sollten. Man glaubte sehr klug und billig zu entscheiden, daß die Frage in katalonischer, die Antwort aber in aragonischer Sprache abgefaßt werden sollte. Hier wenigstens lag die Wahrheit so wenig, als das Beste, in der Mitte. Wie sie jetzt in Deutschland berathen, dürfte es am Ende auch vielleicht zu einem solchen Beschlusse kommen. Dann ist uns geholfen. Meinen Sie nicht?

Deutschland.

Das Deutschland, von dem wir hier reden wollen, ist nicht Deutschland selbst, sondern die Beschreibung einer Reise durch Deutschland, die uns übrigens Deutschland selbst recht gut kennen lehrt. Die geistreiche Frau v. Stael hat denselben Gegenstand, nur in einer andern Form behandelt, und uns in eine wahrhaft dankbare Rührung versetzt, durch die artige Anerkennung unserer Vorzüge und Verdienste. Die berühmte Ausländerin hatte einen europäischen Namen, und das Ausland war bisher gewohnt gewesen, etwas vornehm auf uns herabzusehen. Aus diesem Grunde, und dann, weil das Werk sehr gut geschrieben ist, machte das Deutschland der ausgezeichneten Französin bei uns ein so außerordentliches Glück. In der That sagt es von unserm Vaterlande oft mehr Schönes, aber auch weniger Wahres, als der Deutsche, der dieses Deutschland, oder

Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen geschrieben hat. Den Mann möchte ich persönlich kennen. Die Schriftsteller sehen freilich selten wie ihre Bücher aus, und die gewöhnlichen Menschen sind in der Regel schlechter, als ihr Geschriebenes, die ungewöhnlichen aber auch dagegen besser. Der Verfasser dieses Werks muß indessen wenigstens ein Mann seyn von vielen Kenntnissen, großer Belesenheit, ohne Pedanterie und Anmaßung, dem man nicht anmerkt, ob er dem katholischen oder dem protestantischen, dem südlichen oder nördlichen Deutschland angehört; und wahrhaftig, das will viel sagen, besonders jetzt, wo sich wieder so manche alte Unart bei uns verjüngt. Es ist in der That nicht immer gut, wenn man Leute, die Bücher schreiben, näher kennen lernt. Ein ganz gewöhnlicher Professor bei einer nordischen Universität sieht von seiner Bücherleiter herab, wie ein ehrwürdiger Vater der gelehrten Kirche, ja, wie ein unfehlbarer Papst derselben, aus. Zieht man ihm freilich die Leiter unter den Füßen weg, um ihn näher zu betrachten, dann fällt er bedeutend

tiefer. Im Süden dagegen sieht Manches aus, wie Witz, ist es aber nicht; man kann dabei nicht lachen, oder höchstens über Den, der ihn gemacht. Den Verfasser wünschte ich indessen kennen zu lernen, selbst auf die Gefahr, daß ich seine Person dann ungünstiger rezensiren dürfte, als jetzt sein Buch. Ich muß mich wohl über Das, was mir an diesem gefällt, näher erklären.

Mir gefällt an dem Werke überhaupt, daß der Verfasser ein verständiger, gescheidter Mann ist, der Menschen und Dinge nach ihrem wahren Werthe würdigt, ohne Rücksicht auf Stand, Kleid, Ordenstracht oder Ordenszeichen; daß er kein Narr der Aufklärung ist, der blöden Augen durchaus das Licht vor die Nase stellen will, aber auch kein Narr der Verfinsterung, der nur so viel Licht gestatten möchte, als gerade nöthig ist, um das Volk im gemüthlichen Helldunkel irre zu führen; daß er nicht an Systemen und Formen hängt, die doch nur der Sache wegen da sind, und jene nicht aufrecht erhalten und verbreiten will, sollte diese auch darüber zu

Grunde gehen. Es gefällt mir an ihm, daß ihn die Jesuiten nicht zur Verzweifelung bringen, die Erscheinung des Staatsmannes und des Katholiken ihm nicht das nahe Ende der Welt verkünden. Jeder Himmelsstrich und jede Jahreszeit bringen die ihnen eigenen Früchte. Was die Zeit erzeugt und reift, das gehört ihr an, und sie mag ärnten, was sie gesäet und angebaut. Jedes Wesen muß in seinem Elemente leben, wie der Fisch im Wasser, der Vogel in der Luft, so der Narr in der Verrücktheit, der Dummkopf im Unverstande. Jedes Jahrhundert und jedes Geschlecht nehmen sich, was sie nicht missen können. Was wolltet Ihr machen, wäre es wirklich wahr, daß dem Narrenkönige die Welt gehört? Ist sie närrisch, dann setzt Ihr derselben keinen andern Herrn; ist sie gescheidt, dann werden alle Narren vergebens reden. Im Ganzen steht es so schlimm nicht, wie Viele glauben, aber auch nicht so gut, wie Viele hoffen ließen. Es wechseln Tag und Licht, und Nacht und Schatten; nur werden diese manchmal länger, manchmal kürzer. Aber es ist keiner mensch-

lichen Macht gegeben, der Erde Stillstand zu gebieten, wie Josua es der Sonne that.

Selbst die Toleranz des Verfassers gegen Mißbräuche, mit denen unsere aufgeklärte und gewerbfleißige Zeit sonst kein Erbarmen hat, wirkt wohlthätig. Er läßt der frommen Einfalt ihren Kinderglauben und dem süßen Müßiggange seine Spiele. Er findet es ganz in der Ordnung, daß die Amsel nicht wie die Nachtigall singt, die Eiche höher wächst, als der Schlehdorn, der Kirschbaum keine Aprikosen trägt, und die Kraft des Geistes und des Willens einen andern Wirkungskreis in der Welt suchen, als die Schwäche und Beschränktheit. Da er von Wallthüren spricht, einem sonst berühmten Wallfahrtsorte im Fürstenthum Leiningen, den früher jährlich gegen hunderttausend Andächtige besuchten, die ihre frommen Opfer dahin trugen, und Trost und Beruhigung zurückbrachten, billigt er diese Wanderungen nicht, sondern tadelt sie; fügt aber die recht menschliche Bemerkung hinzu: «Wenn ich an die anstrengende Arbeit und das lange Sitzen dieser Menschenklasse denke, so gönne ich den auf-

heiternden, wohlthätigen Spaziergang den Armen, die weder auf Reisen, noch in Bäder gehen können, wie Reiche! Das Mittelalter verordnet ja sogar Wallfahrten bis zum Grabe des Erlösers, nach Rom und Compostello, und unsere Aerzte Badereisen nach Karlsbad, Pyrmont, Ems und bis an das Meer!» Seht! das ist menschlich gedacht, und das Menschliche geht über das Heidnische, Jüdische und Mahomedanische, und würde selbst über das Christliche gehen, wäre dieses nicht das reinste, schönste Menschliche. Das Menschliche ist von allen Orten und von allen Zeiten, und von Dem selbst eingesetzt und offenbart, der den Menschen geschaffen hat. Leute, die alle Tage Feiertage haben, ob sie gleich keinen brauchen, können nicht genug reden gegen die seltenen Feiertage des Volks, das sie so nöthig hat. Unser Verfasser hätte mit eben so großem Beifalle in Deutschland gegen die Wallfahrten schreiben können, als man in Frankreich jetzt für die Prozessionen schreibt; aber es scheint, er denkt, wie ich, und läßt Jeden gehen, wie er Lust hat, kann er es anders vor den Gesetzen

und sich selbst verantworten. So denken freilich viele andere Leute keineswegs, die nicht zufrieden sind, selbst zu gehen, wie sie wollen, sondern auch von den Uebrigen fordern, daß sie mit ihnen gehen, und gleichen Schritt halten, sie mögen nun Lust und Beine dazu haben, oder nicht. Da hilft die Inquisition, Galgen, Rad, Gefängniß, Exkommunikation und Konfiskation, und zwar des Gottes, der Liebe und der Duldung wegen und zum Heil der Seelen der Gepeinigten und Verdammten. Jetzt sind in Frankreich die Prozessionen an der Tagesordnung, und der Ruf: Es lebe der Papst und die unfehlbare Kirche, wie früher der: Es lebe die Republik, dann der Kaiser und endlich der König! Laßt sie gehen und rufen! Wo ist die Republik, wo ist der Kaiser, die sie so hoch und vielstimmig gelobt haben? Es ist keine Weisheit ewig in dieser Welt, viel weniger eine Narrheit, wenn auch die Narren selt'ner ausgehen, als die Weisen. Hr. v. Bonald sieht Musterstaaten in den kleinen Schweizerkantonen, und in dem stolzen Spanien mit seiner Inquisi-

tion und seinen Mönchen, und man nahm das Hrn. v. Bonald sehr übel. Ich aber frage: Mit welchem Rechte? Fühlen die Schweizerkantone sich mit ihrem Kapuzinerregimente, und die Spanier mit ihrer Inquisition und den Mönchen glücklich, was läßt sich dagegen sagen? Den Schweizern, wie es den Schweizern, und dem stolzen Spanien, wie es diesem wohlgefällig und angemessen ist! Doch würde ich unmaßgeblich rathen, die Kapuziner vorläufig nicht nach England, und die Inquisition und die Mönche nicht nach Nordamerika zu senden, um diese Staaten mit ihrem Regimente zu beglücken. Ländlich, sittlich! Jeder nach seiner Weise! Ueber Sachen des Geschmacks läßt sich nicht streiten. Sind die Kapuziner im Geschmacke der Schweizer — nicht blos des Hrn. v. Bonald, da nicht blos er, sondern sie sich von den ehrwürdigen Vätern leiten lassen müssen, um glücklich zu seyn — dann hat kein Sterblicher das Recht, sie um die Kapuziner, das heißt, ihr Glück zu bringen. Die alten Staaten, behauptet man, seyen untergegangen, weil sie das repräsentative System nicht

gekannt. Das ist eine Artigkeit, die wir unserer spätern politischen Geliebten, der repräsentativen Verfassung, die noch jung ist, sagen. Im höhern Alter wird man anders zu ihr reden. Vielleicht sind die Staaten der Vorzeit untergegangen, weil sie weder Kapuziner und Inquisition, noch Mönche überhaupt hatten. Wer weiß? Es lohnte sich der Mühe, die glückliche Idee des Hrn. v. Bonald zu verfolgen. Jahrtausende sucht man die kostbaren Ingredienzen, aus denen die beste Staatsverfassung bereitet wird, und man muß erstaunen, daß weder Plato in seiner Republik, Aristoteles in seiner Politik und Thomas Morus in seinem Utopien, Harrington in seiner Oceana oder Hoppes in seinem Leviathan auf die Kapuziner, die Inquisition und die Mönche gekommen sind. Aber gerade das beweiset den gewaltigen Vorsprung unserer Zeit vor der Vergangenheit.

Mit großer Erbauung habe ich des Verfassers etymologische und antiquarische Aufschlüsse in dem Buche gefunden, die er nur so im Vorüber-

gehen einstreuet, wie man Perlen in ein Geschmeide einsetzt. Aber ich muß auch bekennen, daß ich für solche gründliche und höchst ersprießliche Forschungen, von Kindes Beinen an, eine vielleicht angeborne Schwäche hatte. Darum denke man sich meine freudige Ueberraschung, als ich hier Gmünd von gaudium mundi, Tripstrill von dem römischen Hauptmann Trepho und seiner Gemahlin Trusilla, und Wimpfen von Wibpin, das heißt Weiberpein, weil die Hunnen, unter Attila, die Weiber daselbst schmählich mißhandelt haben sollen, eben so glücklich als scharfsinnig abgeleitet fand! Man kann solche Studien, die mit dem Besten der Gesellschaft in so unmittelbarer Verbindung stehen, von dem Alterthume nur die Knochen auswählen und den Geist in Ruhe lassen, auch den Frieden des Staates nicht gefährden, kaum genug aufmuntern und hinlänglich belohnen! Der Verfasser macht freilich bei der Mittheilung der angeführten gelehrten Forschung ein Gesicht wie ich, oder wie ein Christ, wenn er den Koran betet; aber das kann der andächtige Leser, der da nicht sieht

und doch glaubt, ihm an dem Werthe seines Buchs, und mir an dem Werthe meiner kritischen Anzeige desselben abziehen, wenn er will. Ein sehr gelehrter Sprachforscher versichert, das Wort Radotiren komme von Herodot. Wäre dem so, dann könnten sich solche grundgelehrte Leute, die immer, beim Ausgraben wenigstens, in den Grund, wenn auch keiner Sache auf den Grund kommen, sehr sachgemäß Herodotianer nennen, doch der Ehre des guten Herodot unbeschadet, von dem sie das angenehme und selbst nützliche Radotiren erst lernen müßten.

Was der Verfasser von Deutschland sagt, zeigt gründliche Kenntniß seines Gegenstandes und eine aufgeklärte Vaterlandsliebe, die nicht unverständig Gebrechen in Vorzüge und Mängel in Vollkommenheiten verkehrt, wie das Viele thun, die zu glauben scheinen, ohne Blindheit gebe es keine Liebe.

Mein Freund ist nicht der zwar Augen hat, um meine Fehler auszuspähen, aber keine Zunge, um sie mir zu sagen, der meinen Schwächen schmeichelt, meine Eigenliebe besticht, und mein

Wohlwollen auf meine eigene Gefahr stets zu erhalten sucht. Der mag sein Freund seyn, der meinige ist er nicht. Wer aufrichtige Neigung empfangen und erwiedern will, fordert Aufrichtigkeit vor Allem. Das Vaterland braucht Freunde, keine Schmarotzer und Höflinge. Was dem geliebten Vaterlande nun vorzüglich Noth thut, meint der Verfasser, sey eine größere Einheit, wenn auch nicht in seiner politischen Gestaltung, doch in gemeinsamen Rathschlägen, Anordnungen, im Geiste und in Gesinnung. Für Deutschland ist die Einheit, was für die Mathematik die Quadratur des Zirkels und für die Chemie der Stein der Weisen. Doch, wer sucht, der findet, sagt ein christlicher Spruch, und Vertrauen und Beharrlichkeit gelangen stets zum Ziele. Mit dieser wünschenswerthen Einheit ist nur der fatale Fall, daß sucht, wer nicht finden kann, und wer finden könnte, nicht suchen mag. So steht es freilich schlimm damit. Wo Kraft und Wille nicht beisammen wohnen, entsteht getheilte Wirthschaft. Die ganze Aufgabe der politischen Gesetzgebung finden wir darin, die Kraft mit dem aufgeklär-

ten Willen zu vermählen; das ist ihre Quadratur des Zirkels, ihr Stein der Weisen, ihr perpetuum mobile. Der Grundfehler aller Verfassungen und Verwaltungen ist der, daß in ihnen Die, welche wollen, nicht können, und Die, welche können, nicht wollen. Wenn es nicht gut geht, dann kommt es daher, weil der Verstand entweder nicht bei Vermögen, oder das Vermögen nicht bei Verstand ist. Wollen und Können, und Können und Wollen sollten sich immer hülfreich und unzertrennlich zur Seite stehen, wie Castor und Pollux, und Orestes und Pylades. Der gute Wille, die frommen Wünsche irren einsam und heimathlos umher, und flüchten sich, allenthalben verbannt und abgewiesen, am Ende in eine andere Welt. Die Kraft, der Selbstsucht überlassen, geht trotzig ihren eigenen Weg. Wo Leben entstehen soll, müssen die zwei Geschlechter sich in Liebe umfangen; so ist auch die schöne That das Kind des aufgeklärten Willens und der Kraft. Wo der Bund zwischen Wollen und Können dauerhaft geschlossen ist, da seht Ihr aus ihm eine herrliche Nachkommenschaft glück-

licher Erfolge entsprießen. In Deutschland ist die Trennung stärker, als in andern Staaten, wie in England und Frankreich, die Größeres thun, aber weder Größeres wollen noch können, als wir. Es soll eine Nation Tüchtigere aufweisen, als sie Deutschland hat! Einzeln stehen wir neben, wo nicht über ihnen; im Ganzen erreichen wir sie nicht. Unserm Streben und Wollen fehlt das belebende Prinzip. In Deutschland werden — ich hoffe, Ihr versteht mich — eben so viele Eier gelegt, als anderswo, aber nicht ausgebrütet. Die Frucht unserer Thatkraft ist lieblich anzusehen in Kunst und Wissenschaft; aber taub; sie kann nicht genossen werden, und pflanzt sich auch nicht fort. Die Kraft der Vegetation schießt in den Halm, statt in den Kern zu gehen.

«Man verlangt politische Einheit;» sagt der Verfasser, «hätten wir nur einstweilen Einheit des Gewichts, Maases und Geldes; haben wir ja noch nicht einmal Einheit der Wagenspur, deren Wichtigkeit freilich nur Reisende begreifen. Wir wollen von unseren Solonen nicht gerade die

besten Gesetze erwarten, und vor der Hand zufrieden seyn, wenn sie uns die bestmöglichsten geben. Der 18. Oktober 1813 ist unsere deutsche Ostern gewesen, und wir leben der Hoffnung, auch unsern Sonntag Quasimodogeniti feierlich zu begehen, nicht im alten Sauerteige, auch nicht im Sauerteige der Bosheit und Schalkheit, sondern im Süßteige der Lauterkeit und Wahrheit.» Ist aber, was der Verfasser auch ohne politische Einheit will, nicht gerade eine Wirkung derselben? Wer guten Wein verlangt, muß reife Trauben haben, und diese machen wieder guten Boden, gutes Wetter und gute Pflege nöthig.

Und doch dürfen wir auf der andern Seite diesen so oft getadelten Mangel an Einheit nicht immer beklagen. Hat er manches Gute unmöglich gemacht, dann hat er auch manchem Bösen vorgebeugt. Nur bei Licht ist Schatten. Könnte das Einverständniß zum Nützlichen nicht auch ein solches zum Verderblichen werden? Hätte Deutschland e i n e n Herrn, würden wir es zu verhindern vermögen, wenn er Lust hätte, uns, nach dem Rathe des Herrn v o n B o n a l d, durch

die heilige Inquisition und durch Mönche glücklich zu machen? Ich möchte sehr bezweifeln, daß sich in Deutschland, wäre es nicht getheilt, noch eine landständische Verfassung fände. Ihr meint vielleicht, das würde kein Unglück seyn, weil die Landstände noch nichts besonders Ersprießliches geleistet, an manchen Orten vielmehr das Gegentheil! Selbst wenn dies wäre, halte ich ihr Daseyn und ihr Fortbestehen doch für eine Wohlthat. Die Form ist da, und so kann sie, im rechten Augenblick, auch einen gelungenen Guß geben. Zerbrecht die Form, und es fehlt selbst das Mittel der bessern Wirksamkeit. Läßt der Landmann seine Aecker unbestellt, weil sie ihm in Mißjahren keine Ernte geben? Haut er die Bäume um, weil sie nicht immer Früchte tragen? Da wär' er ein Thor, wenn die Unfruchtbarkeit nicht im Boden und in den Bäumen, sondern in der ungünstigen Witterung liegt. Darum bedenken wir, daß die politische Witterung dem Gedeihen landständischer Verfassungen bis jetzt nichts weniger als günstig war. Die Feinde liberaler Institutionen und bürgerlicher Freiheiten verstehen ihren

Vortheil besser; sie hassen die konstitutionelle Monarchie von Grund der Seele, und bleiben sich in diesem Hasse gleich, wenn schon die Deputirtenkammern, selbst in Frankreich, mehr ihre Verbündeten als ihre Gegner gewesen sind.

«Jeder waffenfähige Mann,» heißt es an einer andern Stelle, «ist zu dienen verbunden, und ich möchte es erleben, daß auch die Fünfziger und Sechziger freiwillig die Waffen ergreifen bei Gefahren des Vaterlandes. Deutschland kann nur Deutschland bleiben oder werden, wenn der Verlust des kleinsten Dorfes uns schrecklicher scheint, als der Verlust von 100,000 Gefallenen im Kampfe für die Unverletzlichkeit deutscher Erde! Bis es so weit kommt, muß freilich noch viel geschehen; aber es könnte früher dahin kommen, wenn der stehende Soldat reduzirt würde. Zwischen Civil und Militair scheint der Spruch einmal festzustehen: «Ich will Feindschaft setzen zwischen deinem Stamm,» und da Der, welcher der Schlange den Kopf zertreten könnte, meist selbst in Uniform steckt, so muß die Schlange die Nation — in die Ferse stechen!»

«Unser Bundestag,» bemerkt der Verfasser weiter, «beschäftigt sich doch mit bessern Dingen, als der alte Reichstag. Ich habe noch nichts von Rang- und Ceremoniell-Streit vernommen, wovon selbst der Wiener Kongreß nicht frei war, wo Hannover und Würtemberg sich um den Vorrang stritten, der dem ältern Churfürsten zugesprochen wurde. Es ist ein Fortschritt der Vernunft, daß man sich noch mit keinem Wappen des Bundes beschäftigte. Die Eiche wäre mein Symbol, und nur Spötter könnten den Postwagen zum Symbol der Nation machen wollen, der freilich, seines höhern Titel Diligence ungeachtet, noch immer der alte ist; — doch haben wir jetzt Eilwagen. Wollte man durchaus ein Wappenthier, so möchte ich den Elephanten vorschlagen; er ist zwar schwerfällig, aber er kann auch laufen, wenn es gilt, und gerade geht er immer; er ist trinklustig, aber auch besonnen, gern tragend, seine Wärter liebend, Kinder schonend; und ist er nicht das gescheidteste Thier, und hat er nicht im Kriege Römer zermalmt? Der Doppel-Adler konnte früher für deutsches Wappen gelten, und Kaiser Sigis-

mund umgab ihn sogar mit einem Heiligenschein. Der Adler stammt vielleicht schon von unsern Siegen über die Römer, und diesen Adler könnten wir beibehalten zum Andenken, etwa mit acht und dreißig Donnerkeilen in den Krallen, wie Preußens Adler, oder der niederländische Löwe mit sieben Pfeilen. Sollte Bedenken seyn wegen der Donnerkeile einiger der acht und dreißig — so genügte auch ein Nro. 38 auf des Adlers Brust!»

«Doch was sollen auch in unsern Zeiten Wappen? Waffen sind besser. Und was die Verfassungen betrifft, so ist keine an sich gut oder schlecht, aber doch besser oder schlechter — jede das eine oder das andere nach Umständen. Dieser Erfahrungssatz ist ungemein zuträglich für Lebensweisheit und Lebensglück.»

«Fangen wir,» räth der Verfasser verständig, «immer mit dem Kleinern an, die Nachkommen werden schon auf das Große kommen; die Natur selbst gibt uns Winke, und läßt Gänseblümchen und Katzenpfötchen früher blühen, als Eichen und Linden.»

Wir wollen hier noch beifügen, was der Verfasser über den Schluß einer denkwürdigen Revolution sagt, nämlich: «Die Tragikomödie der Revolution endete gerade so, wie Wurmbrand seinem Sultan Peter voraussagte. Im ersten Akt werden Pfaffen und Junker fortgejagt, im zweiten der Sultan, im dritten setzen sich die Aufklärer selbst auf den Thron, im vierten jagt das aufgeklärte Volk auch sie zum Teufel, löscht die Lichter, und prügelt sich roth und blau, grün und gelb, bis im fünften Akt ein neuer Sultan Ordnung und Ruhe herstellt, aber auch wieder für Pfaffen und Junker sorgt. Desinit in piscem mulier formosa superne, und kaum ist der scheusliche Piscis in's äthiopische Meer geworfen, so stehen Jesuiten da! Diese Ideen machen mich oft traurig, manchmal aber auch lustig.» Mich auch, und nur die Betrachtung, daß in diesem seltsamen bunten Gemische der Weltereignisse des Spasses zu viel sey, um sie für baaren Ernst zu nehmen, und doch wieder des Ernstes zu viel, um sie wie lauter Spaß zu behandeln, erhält mich im Gleichgewichte zwischen Demokrit und Hera-

klit. Man muß Manches zu sehr achten, um darüber zu lachen, und Vieles zu sehr verachten, um darüber zu weinen.

Dieses geschriebene Deutschland, von dem wir reden, möchte, wohl von allen, die wir besitzen, dem Originale am ähnlichsten sehen; nur daß es, wenn auch manchmal ein wenig breit, nicht so viele Theile, wie dieses hat. Ohne Zweifel bestimmte den Verfasser sein richtiges Gefühl für Einheit und Ebenmaaß, sein Deutschland nicht in dem Format des wirklichen herauszugeben, Oestreich als einen tüchtigen, gedrungenen Quartanten, von Inhalt gut, wenn auch ein wenig leicht gebunden, mit mehr Noten als Text in verschiedenen Sprachen; Preußen als Folianten, nur etwas dünn — ein Fehler, der bei einer neuen Auflage zu verbessern wäre! — und auch mit verschiedenen Varianten. Die meisten übrigen Theile gehen an, und sind geschmackvoll, bis auf die beliebten Sedezbändchen; von denen manche aussehen, als enthielten sie blos Noten, die von ihrem Texte noch gesucht werden. Aber das Werk ist gut, und sollte es je wieder eine neue

Auflage erleben, dann gebe Gott, daß eine fremde Offizin nicht Theil an dem Verlage nimmt, und sich in den Druck mischt!

Der dritte Band beginnt mit dem Torso des Königreichs Sachsen, der gut gezeichnet ist. Es ist, nach Hannover, das adeligste Land von allen deutschen Ländern, was viel sagen will, und hatte früher die meisten Perücken und Haarbeutel aufzuweisen. Daß zwischen dieser Kopfzierde und Kopfbekleidung und dem Inhalte des Kopfes selbst eine starke Wahlverwandtschaft besteht, ist außer Zweifel. Perücken, ächte Weisheit und wahrer Glauben, wie Haarbeutel, Anstand und Würde sind fast gleichbedeutend. Die Revolution hat diesen äußern Ausdruck bejahrter Rechtmäßigkeit und geziemender Würdigkeit mit dem Feudalrechte abgeschafft. Die gute, alte Zeit ging mit den Haarbeuteln und Perücken unter, eine Erscheinung, die Gelehrte näher untersuchen und gründlich erörtern sollten. So lange Gottes Wort, durch eine Perücke gedeckt, von der Kanzel kam, stand die Orthodoxie noch fest, und keine Irrlehre und Freigeisterei ging von der

Schule aus, da die Professoren Haarbeutel und Perücken trugen. Die Letzteren waren in Sachsen zu einer Zahl angewachsen, daß sogar ein Fürst sich darüber ärgerte. Da sich nämlich viele Candidaten um eine Beamtenstelle meldeten, ließ sie der Landesherr, der sie persönlich kennen lernen wollte, vor sich kommen. Sie hatten Alle Perücken auf. Muß denn jeder Hundsfott, brummte der Fürst ärgerlich, Perücken tragen! Einer der Candidaten nahm sogleich den Haarwulst vom Kopfe, wickelte ihn zusammen, und fuhr damit nach der Tasche. Was macht er da? fragte der Fürst. Die Antwort war:

«Ich stecke meinen Hundsfott ein.»
««Er soll demnach mein Amtmann seyn,»»

fügte der Fürst zufrieden hinzu, und der neue Amtmann war es auch. Die alte Etikette, die Haarbeutel und Perücken spielen noch immer eine Rolle in Sachsen; auch das öffentliche Leben scheint nach dem alten ehrbaren und ehrenfesten Zuschnitte zu seyn. Der Landtag wenigstens entspricht der alten guten Zeit vollkommen, der in-

dessen die neue, an manchen Orten, nicht ganz nachstehen will.

Ueber den Leipziger Woll- und Buchhandel ist in dem Werke viel Interessantes zu lesen. Die armen Gelehrten nehmen in ihrem Fabrikwesen eine so bedeutende Stelle ein, als die englischen Maschinen in dem von Großbritannien. Stubengelehrte sind es eigentlich nicht, weil sie in ihrer Dürftigkeit sich noch mit Dachstübchen und Speicherkammern behelfen, bis sie sich als Magister zu Doctoren, oder, wenn ihnen das große Loos fällt, zu Professoren hinauf- und in eine Stube des mittlern oder untern Stocks herunter gedient haben. Die großen Fabrikherren und Eigenthümer von gelehrten Plantagen, Literaturzeitungen, Tageblättern, Wochen- und Monatsschriften und Uebersetzungsanstalten, haben diese wissenschaftlichen Taglöhner und graduirten weißen Schwarzen in ihrem Solde, der so stark ist, daß er ihr Daseyn zwischen Leben und Tod, wie schwebend, erhält. Es wäre ein großes Unglück, wenn ihre Dienste, wie bei den englischen

Fabriken, von Dampfmaschinen versehen würden, wodurch auf einmal so viele tausend Schreibefinger außer Thätigkeit, und so viele Mägen auſser Brod kämen. So ein Magister muß ein recht armer Mann, ein wahres Bild des Jammers seyn. Da Göttingen einmal in Gefahr kam, belagert zu werden, und man in großer Angst wegen einer bevorstehenden Hungersnoth war, sagte der kaustische Kästner, ein geborner Leipziger: «Es müßte hart kommen, wenn ich es nicht überstände, da ich viele Jahre Leipziger Magister gewesen bin.» Es verdient bemerkt zu werden, daß ein Leipziger Bücherfürst dem guten Gellert seine Fabeln, das Beste, was er geschrieben, mit 31 fl. honorirt hat. Es sollte mich wundern, wenn der ehrliche Verleger nicht auf Ehre und Gewissen betheuert hätte: es sey an solchen Unternehmungen nichts zu verdienen; der Handel gehe schlecht, und die Schriftsteller würden ungenügsam. Konnte den Waghals von Verleger die Fabel, eine in die andere, nicht baare 30 kr. stehen? Sie richten sich auch Alle zu Grunde, indem sie sich großmüthig der Auf-

klärung und den ungenügsamen Schriftstellern aufopfern.

Plato definirte den Menschen, er sey ein zweibeiniges Thier ohne Federn. Diogenes, der, mehr witzig als verständig, sich über die allerdings sonderbare Definition lustig machen wollte, zog einen gerupften Hahn unter dem Mantel hervor, und zeigte ihn der Gesellschaft mit den Worten: «Da ist der Mensch Plato's.» Der Verfasser meint, auf die Norddeutschen und besonders auf die Leipziger, die so entsetzlich viel schrieben, passe die Definition: Der Mensch sey ein zweibeiniges Thier mit einer Feder. Es ist doch seltsam, daß die Schriftsteller, immer mehr schreibend, sich über das viele Schreiben beklagen. So meint Jeder, an seinem Geschriebenen allein habe es noch gefehlt, und alles Uebrige sey schon zu viel. Es kann wohl, bei dem beständigen Fortschreiten zur Vollkommenheit, noch dahin kommen, daß Jeder nur sich selbst schreibt, setzt, druckt und lies't, demnach Verfasser, Verleger und Publikum in einer Person ist. Mit dem Rezensiren geht es, wie bisher. Entweder

rezensirt der Verfasser sein Buch, oder es wird ungelesen rezensirt, der Verfasser nach Namen, Stand, Würde, Einfluß, Vetter= und Gevatterschaft mit Lob oder Tadel gehudelt; und so könnte es in diesem Punkte beim guten Herkommen und Alten bleiben.

Zu Leipzig spricht man natürlich auch von der Leipziger Schlacht, und der Verfasser thut es, in seinem Deutschland, auf eine recht deutsche Weise. Ich bin auch ein Deutscher, und nichts Deutsches ist mir fremd. Mein Herz schlug hoch bei den heldenmüthigen Kraftanstrengungen eines Volkes, das glorreich die Fesseln des Auslandes brach ... Liebes theures Vaterland! Ach, wären wir nur verständig, und wüßten recht, was wir wollten! Werthe Mitbürger und Landsleute, Schwaben, Sachsen, Baiern, Hessen, Alt= und Neubaiern, Alt= und Neuhessen, und, damit an der deutschen Titulatur nichts fehlt, u. s. w., u. s. w. u. s. w., auch mehrerer Orden Ritter, und verschiedener gelehrten Gesellschaften Mitglieder, und mancher Höfe charakte=

risirte Räthe u.s.w., u.s.w., ach! nehmt Vernunft an!

Fast komisch ist der Zorn des Verfassers auf den Satan, Belzebub, Belial Napoleon. Zu dem größten Manne seiner Zeit und vieler Jahrhunderte fehlte ihm indessen doch nur etwas, was Sie aber, verehrter Reisender in Deutschland, nicht zu vermissen scheinen. Warum Napoleon in meinem Kalender keinen Namenstag, und in meiner Legende der Heiligen keine Stelle hat, das läßt sich erklären und begreifen. Für gewisse Leute gibt es nur zwei Arten von großen Menschen, die man entweder im Adreßhandbuch, oder im Turnirbuch findet. Mit diesen Leuten habe ich es nicht zu thun. Aber Sie, lieber verständiger Reisender in Deutschland, nehmen Sie doch auch in diesem Punkte Verstand an, und seyn Sie nicht ganz toll auf dieser Seite, wie auf der andern ein Anderer, der Jeden für einen Dummkopf und Esel erklärt, der nicht, wie er, begreift, Napoleon sey die vierte Person in der Dreifaltigkeit, die nun vierfältig geworden. Jeder singt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist.

Man muß darum tolerant seyn; hat doch Keiner sich den Schnabel selbst gemacht. Also nichts für ungut, verehrte Männer, Freunde und Gönner, gelehrter Reisender in Deutschland, und höchst achtbarer Herr Doctor! Ich schätze Euch Beide; ich schätze Alle zur Rechten und zur Linken, Jeden nach seinem Werthe.

Napoleon hatte einen Fehler, eine Schwäche, die aber den starken Menschen unendlich stark macht gegen die Schwächern; und diesen Fehler hatte er im höchsten Grade: er war der kompakteste Egoist. Sonst vereinte er fast alle Größen in sich, eine ausgenommen, die einzige, immer wahre, die den Menschen so hoch stellt, daß er noch etwas Größeres in sich oder über sich erkennt, als sein Ich.

Der verehrte Reisende hat seine eigenen politischen Ansichten, die er mitnehmen darf, wenn er auszieht; denn sie sind nicht nagelfest. Auf den Höhen von Rakonitz, eine Stunde von Dresden, kam er an Moreau's Denkmal. In der Dresdner Schlacht zerschmetterte Diesem die erste Kanonenkugel aus dem französischen Geschütze die

beiden Beine. Sie mußten abgenommen werden, und Moreau bestand die Operation mit Gleichmuth, indem er eine Cigarre rauchte. Diese Beine nun liegen dort begraben unter einem Granitwürfel, auf dem ein Helm und ein mit Lorbeern bekränztes Schwert von Gußeisen angebracht sind. Das Denkmal führt die Inschrift: «Moreau, der Held, fiel hier an der Seite Alexander's, den 27. Aug. 1813.» «Moreau fiel,» bemerkt der Reisende, «nicht, indem er gegen das Vaterland, sondern für dasselbe und für die gute Sache kämpfte.» — Alle Achtung vor Moreau's Tugenden, Genie und Verdiensten! Aber, wo war sein Vaterland und dessen gute Sache, verehrter Reisender, lassen wir anders auch den Franzosen, was uns so sehr zu gönnen ist, ein Vaterland und eine gute Sache? Wir wollen von den Alten nicht reden, denen das Vaterland noch etwas mehr gewesen ist, als uns, nicht von Themistokles, der sich am größ.en zeigte, da er für sein undankbares Vaterland lieber sterben, als sich an ihm rächen wollte; nicht von Coriolan, der streng und

mit Recht getadelt ward, daß er Rom durch die Fremden demüthigte. Selbst unsere Zeit, sonst so geschickt, mit behender Taschenspielerkunst, Wahr in Falsch, Ehre in Schande, und Falsch in Wahr, und Schande in Ehre zu verwandeln, hat die Treue gegen sein Volk geehrt. Ward nicht Dumouriez getadelt, weil er den Feinden Frankreichs sich gewogen zeigte, ohne es darum mit ihnen zu bekämpfen? Und wie hoch steht Lafayette, der sich ewig Gleiche in der veränderlichen Zeit, er, der lieber in den Kerker von Olmütz gehen, als die Waffen gegen Frankreich tragen wollte? Und doch hatten Dumouriez und Lafayette eher eine Beschwerde gegen es zu führen, als Moreau. Leider muß oft ein moralisches Verbrechen zur politischen Tugend werden; und in der That, kann je eine Sünde gegen die Menschheit vergeben werden, dann ist es einzig des Vaterlandes wegen. Uebrigens war Moreau ein großer Feldherr und ein guter Mensch, wohlwollend, aber schwach. Seine Frau und Schwiegermutter, die sich von weiblicher Eitelkeit etwas weit verleiten ließen,

verführten den edlen, aber zu weichen Moreau zu mancher Unbesonnenheit. Ein politischer Charakter war er nicht, nicht einmal ein fester, männlicher. Wie zweideutig war sein Benehmen gegen Pichegru, den er Freund nannte, und gegen den er am 18. Fruktidor sich anklagend erhob, für seine eigene Ehre immer zu frühe, für die Sache, der er dienen wollte, aber viel zu spät. Manche haben gemeint, Moreau sey der Mann gewesen, Bonaparte die Herrschaft über Frankreich zu bestreiten. Die das glaubten, kannten Moreau nicht; wie bald hätte das muthwillige Froschvolk einen verachteten Klotzkönig aus ihm gemacht!

Mit dem verehrten Reisenden, der uns Deutschland beschreibt, ist man in angenehmer, wenn auch, nach einem vornehmen Ausdruck, nicht immer in guter Gesellschaft; er unterhält und belehrt, belehrt sogar Viele, die sich rühmen dürfen, Viel gelernt zu haben. Man kann ihm freilich nicht immer und allenthalben folgen, will man sein Werk nicht abdrucken lassen, oder ein zweites Buch über sein erstes schreiben. Man

muß es darum mit diesem Deutschland, wie mit dem Leben allenthalben, halten, in welchem Verständige aufsuchen und sich aneignen, so gut es gehen will, was sie befreundet, anspricht und vergnügt. Ehe wir also nach Preußen übergehen, wollen wir einen Augenblick in Weimar verweilen, das durch vier bis fünf Menschen berühmter geworden ist, als viele gute Städte, und selbst Hauptstädte durch Millionen Seelen oder Geld.

«Herder schrieb an Hamann,» sagt der Reisende, «Weimar ist ein Taubenhaus, wo Fremde ein- und ausfliegen, selten mit einem Oelblatt im Schnabel,» und Wieland zog gar aus, wie Danischmende, in die Einsamkeit seines Osmanstädt, war aber auch da nicht sicher! Nur Göthe wußte sich von der Beguckung loszuwickeln, und so wenig ich seinen Vertheidiger machen will, so möchte ich ihn doch hier vom Stolz freisprechen. Wieland klagte: «Man hält uns für fremde Thiere, an deren Käfig man ohne Umstände hintreten kann.» Er hätte es machen sollen, wie Voltaire, mit dem man ihn so

oft sehr ungeschickt verglichen hat. Voltaire ließ sich von einem ungeleckten Bären aus Old-England einige Augenblicke begaffen, ohne ein Wort zu sagen, drehte sich dann um, und sagte: «Nun sehen Sie mich auch von Hinten, à Dieu Monsieur!»

«Die Wallfahrten zu diesen Heiligen in Apollo mögen einst in der That ihre Ruhe nicht wenig gestört haben, und, wenn es schon ein Unglück ist, merkwürdige Dinge zu besitzen, so mag es ein noch größeres Unglück genannt werden, selbst die Sehenswürdigkeit zu seyn. Es wäre besser, sich an die Werke berühmter Männer zu halten, welche gar oft mit ihrer werthen Person im umgekehrten Verhältnisse stehen, und ihnen und dem Reisenden selbst Visiten zu ersparen, die oft peinlich werden; — aber Göthe, Schiller, Wieland, Herder waren einmal die Heiligen der Zeit, und, da sie sich so vortheilhaft von herkömlichen Heiligen unterschieden, so wollte man sie lebendig verehren, und nicht, wie die andern, erst nach dem Tode. Celebrität ist einmal der son-

derbare Vorzug, Denjenigen bekannt zu seyn, die uns nicht kennen, und wir nicht sie.»

«Man nannte daher auch Weimar das deutsche Athen, wie man früher Berlin und auch Mannheim nannte; denn wir Deutsche haben eine Menge Athene; die Akademiker Münchens machten München zu Athen, ehe noch die Landshuter Universität dahin verlegt war. Jeder Musensohn nennt seine kleine Universität Athen, mit dem Beinamen des Flüßchens, wenn sie eines hat.»

«Es gehört zu meinen angenehmsten Erinnerungen, die meisten jener Männer gesehen und gesprochen zu haben. Göthe, der Hofmeister deutscher Dichtung, und unstreitig das größte Genie unter Allen — Göthe, vor dem schon mancher Fremde, der nur den Dichter im Kopf hatte, staunend stand, wenn er in der höchst eleganten Wohnung einen stattlichen Weltmann vor sich sah, den glänzenden Minister-Stern auf der Brust — Göthe, den Viele anbeten, und Andere wieder das verzogene Kind deutscher Literatur nannten. Herder, trotz seiner Artigkeit, und Schiller, der ganz den schwäbischen Charakter beibehalten

hatte, interessirten mich doch weniger als Wieland, was von Jugendeindrücken herrühren mochte. Wieland ist der Voltaire der Deutschen, ungleich gelehrter, solider, gemüthlicher, als der Franzose, dieser aber offenbar lebhafter und witziger. Mich wunderte nicht, daß die Franzosen Wieland hofirten, und selbst Napoleon eine Unterredung mit ihm hatte, so berühmt als die Unterredungen Friedrich's mit Garve, Gellert und Zimmermann. Schade, daß er, weniger eitel als der Letztere, nicht mehr davon bekannt machte.»

«Man gab Voltaire's Cäsar; der schöne Greis — Wieland — mit der schwarzen Sammtmütze im Theater, fiel dem Kaiser auf. Dalberg hatte ihn bereits mit der frühern Aeußerung des Dichters, daß nur eine Diktatur Frankreich retten könne, bekannt gemacht, und so unterredete sich dann Napoleon, auf einem Hofballe, gegen zwei Stunden mit Wieland. Die merkwürdigste Rede war wohl: «Cäsar wäre der größte Mann in der Geschichte, hätte er nur einen Fehler nicht begangen.» Wieland

rieth hin und her, «Cäsar,» bemerkte der Kaiser, «kannte die Leute, die ihn auf die Seite schaffen wollten, und so hätte er sie auf die Seite schaffen sollen.» Der Greis mußte den Kaiser bitten, ihn zu entlassen, weil er das Stehen nicht mehr länger aushalten könne, und Napoleon sagte allergnädigst, „Allez donc; bon soir." Friedrich aber hätte, wie bei dem eiteln Raynal, zwei Stühle geholt mit den Worten: „A votre âge et au mien, on ne peut pas causer debout!"

«Wieland erhielt den Orden der Ehrenlegion, und, wo ich nicht irre, auch einen russischen Orden — aber der Deutsche hatte keinen deutschen Orden, und war auch keiner deutschen Akademie Mitglied.»

Was der Verfasser in folgender Stelle von Preußen sagt, wird der Deutsche gern hören und billigen: «Die glorreichen Jahre 1813 — 1815 stellten Preußen wieder an den Platz, den es durch übermenschliche Anstrengungen sich verdiente. Die Preußen haben große Tage gehabt, aber nie Tage wie die von Groß-Görschen und Katzbach, von Dennewitz und Leipzig; denn nie hatten sie

für eine so große Sache das Schwert gezogen, nie mit diesem Vaterlandsgeiste. Sonst fochten sie nur als Soldaten; hier fochten Bürger im heiligen Kriege! Der Groll gegen die Tyrannei wühlte in jeder Brust, von oben bis unten; so war der Krieg national; es brauchte keine geheimen Verbindungen. Mit Recht steht Preußen größer und stärker da, als zuvor, mit 5000 Quadratmeilen, 12 Millionen Seelen und 50 Millionen Thaler Einkünften, und lenkt, in Allianz mit Rußland, Oestreich und England, das Schicksal Europa's. Preußen gehörte unter die wenigen Staaten, die, statt Schulden, einen Schatz hatten. Leider verschwendete Friedrich's Nachfolger diesen Schatz, und machte noch Schulden; aber Friedrich Wilhelm III., voll edelen Gefühls seiner hohen Bestimmung, trat in die Fußstapfen seines Großoheims und tilgte die Schulden durch väterlichen Staatshaushalt, als das Unglück hereinbrach. Preußens Staatsschuld wird man jetzt immer zu 190 bis 200 Millionen Thaler annehmen dürfen. Alle Nerven waren schon früher gespannt. Keine unbenutz-

ten Hülfsquellen, wie in dem gesegneten Oestreich; nur strenge Diät kann den Staatskörper erhalten, und doch stehen die Tresorscheine — das einzige Papiergeld Preußens — al pari.»

«Die Interessen der Staatsschuld und eine Armee von 250,000 Mann, die 22 Millionen braucht, nehmen Vieles hinweg — aber Preußens Lage macht eine solche Armee nöthiger, als anderwärts, und nur Nordamerika kann mit 600 Mann Landtruppen bestehen.»

«Deutschland sieht wieder mit Wohlgefallen auf Preußen. Die versprochene repräsentative Verfassung tritt in's Leben. Die Zögerung wirkte nachtheilig auf die gute Meinung von Preußen, wie in Preußen selbst auf das Vertrauen zur Regierung, und verminderte dessen Einfluß auf deutsche Staaten, die sonst in ihm ihren Stützpunkt sahen. Viele wurden darüber maulhängolisch, wie mein alter Philander von Sittenwald spricht, hätten aber bedenken sollen, daß die Sache in Preußen schwieriger seyn mußte, als in Baiern, Würtemberg und Baden, und hier wieder schwieriger, als in Hessen, Nassau, Wei-

mar, Coburg und Hildburghausen. Es ließen sich in der That nur Provinzial-Verfassungen denken, und diese bilden sich jetzt, wie es sich auch von dem Worte eines so redlichen Königs nicht anders erwarten ließ.»

«Ein konstitutionelles Preußen mit 12 Millionen Menschen, und das konstitutionelle System hat in Deutschland festen Boden, wenn es im Geiste des Volks, nicht im Geiste der Zeit, durchgeführt wird, der reelle politische Freiheit und materielles Wohlsein fordert.»

«Gott verläßt keinen Deutschen! Sind nicht, im Zeitalter Napoleons, oder mitten in Dummheiten, ja recht eigentlich durch unbeschreibliche Dummheiten, große Dinge geschehen, und große Zwecke befördert worden? Gott ist unser bester Bundesgenosse. Gott gebe, daß eines ausgezeichneten Preußen Worte nie öffentliche Meinung in Deutschland werden — die Worte Scheffners: «Landtage sind in Monarchien englische Frühstücke, die die Staatshaushalter den Einwohnern geben, um desto ungestörter ihr Mittagsmahl vom Landesbesten halten zu können.» Pölitz zählt 144

Konstitutionen auf, und darunter 31, die schon wieder selig entschlafen sind! Aber die Zeiten sind doch, Gott Lob, vorüber, wo dem Regenten das Regieren so leicht gemacht wurde, als Essen und Trinken — die Zeiten stupider Anbetung, selbst wenn ein Nero geigte, während Rom in vollen Flammen stand.»

Was uns an dem Reisenden noch besonders gefällt, ist der unter uns so seltene Vorzug, daß er ein Deutscher ist, ein echter, wahrer Deutscher in Lebensgröße, nicht ein Miniaturbildchen von einem Hessen, Würtemberger, Sachsen, Braunschweiger oder Homburger; er würdigt und lobt an Preußen, was an ihm zu loben ist, ohne die guten Eigenschaften, die Oestreich auszeichnen, zu verkennen. Es hat mir wohlgethan, daß er an den Oestreichern, auf deren Kosten Manche so gern ihren Witz spielen lassen, das Gediegene, Fromme und Gutmüthige heraushebt. In gar vielen Dingen, die in späterer Zeit besprochen, erörtert, bestritten wurden, behielt Oestreich, das schwieg, vor allen Andern Recht, und es, das unthätig zu seyn schien, kam dem Ziele näher,

als Viele, die sich gewaltig rührten und bewegten, und rasche Fortschritte zu machen glaubten.

Hannover ist bekanntlich das adeligste Land in dem adeligen Deutschland. «Es ist nur eine Stimme,» sagt der Verfasser, «daß der Adel Hannovers der stolzeste deutsche Adel und wieder Stützpunkt des ganzen deutschen Nordens sey, wo ohnehin freundliche Annäherung weniger statt findet, als im Süden; der Reisende hält sich selten lange genug auf, hat in der Regel zu wenig Konnexionen, um ein gründliches Gutachten stellen zu können, und der reisende Adel — hat keine Stimme. Wir lasen, daß noch 1818 im Oberappellationsgericht zu Celle, die adelige Bank, im Gegensatz der bürgerlichen oder gelehrten Bank aufrecht erhalten werden mußte, wobei ein berühmter nordischer Schriftsteller fragte: «J! giebt es denn adeligen Verstand, adelige Kenntnisse, adelige Gerechtigkeit, adelige Tugend?» Ja und nein! wie man will. Jener wegen Schulden verhaftete Edelmann beschwerte sich, daß ihm bürgerliches Gefängniß zuerkannt sey, und kannte keinen andern Gegensatz von Bürgerlich, als Adelig; folglich hatte er auch adeligen Ver-

stand. In unsern bessern Zeiten sind jedoch die adeligen Vorderpferde nicht mehr so weit von den bürgerlichen Deichselpferden am Staatswagen vorgespannt, und wenn es zu Hannover und Lüneburg auch noch Ritterakademien gibt, so giebt es jedoch auch wieder wohlthätige Fräuleinstifter. Im Himmel ist ein Gott; dann kommen Erzengel, Engel schlechtweg, bloße Engelsköpfe mit Flügelchen, Heilige und fromme Seelen, und so soll's auch auf Erden seyn — Könige, Prinzen vom Geblüte, hoher Adel, niederer Adel, Bürger, Bauern, und Lumpenpack! Rangordnungen veranlassen Anmaßungen, die am besten beseitigt werden, wenn man eingezogen lebt, oder sie gar nicht zu bemerken scheint, wodurch von zehn Klagen über Anmaßungen neun überflüssig werden. Mich freuet, daß doch stets da, wo Adel und Verdienste sich gatten, weniger Hochmuth zu herrschen pflegt, als da, wo statt der Verdienste bloß Ahnen spucken. — Die schönste und einfachste Rangordnung wäre: Gebildete und Ungebildete, die wir schwerlich je erleben.»

«Patje erzählt, daß früher in Hannover ein

Minister die Klienten hinter einer spanischen Wand abfertigte, der Bediente eines Adeligen Haarbeutel trug, der eines Bürgerlichen aber nur einen Zopf; Adelige ließen sich im Harnisch malen, Bürgerliche im friedlichen Schlafrock. Ein Maler der einer gelben Prinzessin einen Mohren zur Seite mahlte, um das Gelbe zu heben, wagte es, einer bürgerlichen Gelben bloß einen Mops in die Arme zu geben mit schwarzer Schnauze.»

«Was Hannover für den Geburtsadel, ist Göttingen für den Bücheradel, nur daß dieser noch hölzerner, steifer, eckiger und darum lächerlicher ist. In der Abgestorbenheit der gewöhnlichen Professoren-Welt, bemerkt unser Verfasser, ist nichts lebendig, als gränzenlose Eitelkeit, die ihren Inhaber bis an's Ende seiner büchervollen Laufbahn zu begleiten pflegt. Die hohe Verehrung der Bücher umnebelt Studenten die Köpfe, wie Höflinge die der Fürsten, und erstreckt sich selbst auf Professoren-Söhne, die daher selten gerathen. Sie haben ja selbst das Alter um sein ganzes Gewicht bei der Jugend gebracht. Jahre und Erfahrungen gaben sonst Kenntnisse, jetzt Bücher:

und Nestor würde nicht mehr die Rolle spielen können, die er vor Troja spielte. Nie weiß man mehr, als wenn man ganz frisch von Universitäten kommt, und der dummste Schuljunge antwortet auf die Frage, über die sich schon die größten Denker die Köpfe zerbrachen: Was ist ein Geist? «Ein Ding, das weder Fleisch noch Beine hat!» mit der vollkommensten Beruhigung. Sollten nun die Lehrer selbst nicht Alles wissen? Der Weltmann aber findet sich auf unsern Musensitzen etwas beengt, und bedauert, daß Lob und Tadel, Ehre und Schande in der gelehrten Republik meist allein von hier ausgeht. Les Academies sont les Aristocrates dans la République des Lettres. Und wenn ich die Stimmen der Studierenden alle zählen könnte, so getraute ich mir eine Wette einzugehen, daß sie kaum den vierten Theil ihrer Kenntnisse dem Katheder verdanken, drei Viertheile aber dem Selbststudium und Nachstudium zu Hause, wenn sie das Feuer auf die Nägel brennt. Zu Hannover mögen sie auch schon

mit manchem berühmten Manne ihre liebe Noth gehabt haben! Kästner hatte Michaelis schwer beleidigt, und sollte ihm abbitten. Er schlich sich in's Haus, klopfte 2 bis 3 Mal, ohne einzutreten, bis Michaelis zornig selbst die Thüre öffnete, und Kästner sprang nun mit einem «O verzeihen Sie!» — die Treppe wieder hinunter, in fraudem legis!»

«Ob noch die Sonntags-Curen sind? Für mich haben sie in der Erinnerung noch viel komisches Interesse. Der Ton war zwar vornehm genug, aber nichts weniger als Hofton, denn der Hof eines Professors kann nur Karikatur eines Hofes seyn, was vielleicht jener Studierende, der Höfe kennen mochte, fühlte, der zu einem Professor in Pantalons kam. «Diese weiten Matrosenhosen sind wohl jetzt Mode?» sagte der stolze Pedant. Antwort: «Ja!» Aber geht man damit zu honetten Personen? Antwort: «Nein.»

«Ich weiß nicht, ob der Professor sich bes-

serte, aber der Rector that es, der einen Primaner vor das Scholarchat forderte, weil er seinem Hausherrn eine Ohrfeige gegeben hatte: «Nun! erzähl' Er aufrichtig, worüber kam der Streit?» «Der Flegel nannte mich Er,» «deswegen hätten Sie ihm noch keine Ohrfeige geben sollen!» Er hätte auch sprechen können: darum hätten wir, oder darum hätte man ihm keine Ohrfeige geben sollen!»

In Beziehung auf Pyrmont bemerkt der Verfasser: «In keinem Bade Deutschlands fließt so viel hoher Adel zusammen, vielleicht selbst in Karlsbad nicht, als hier. Wo regierende Fürsten und Hofmarschälle, Herren und Damen mit 16 bis 32 Quartieren und allen möglichen Kreuzen und Sternen auftreten, muß nothwendig Hof-Atmosphäre herrschen, für die nicht Jeder geschaffen ist, in der aber sich doch leichter athmet, als in der Nähe roher und plumper Dorfjunker. Als ich vor einigen dreißig Jahren zum erstenmal hier war, war es noch arg, die meisten

Gäste Hannoveraner, deren Ahnen wenigstens schon mit Georg I. Kaffee oder Thee getrunken hatten, oder Obotriten, die viel mit Hörigen umgehen; später fand ich Manches besser, wenigstens den Kasten-Unterschied nicht mehr wie in Hindostan. Die Revolution hatte doch auch ihr Gutes! Die Osmanli, bei denen der Sklave des Großvezirs selbst Großvezir werden, und der Sohn eines Großvezirs in Dunkelheit leben kann, würden sicher die Spaziergänger in der Mittelallee für eitel Nachkommen ihres Propheten gehalten haben, oder ein unwürdiger Kapuziner, der selbst Papst werden kann, für lauter Päpste! Wer wird nicht gern die Excellenz — Excellenz seyn lassen? Aber die Allee ist doch keine Antichambre. Ach! für Thorheit fließt keine Heilquelle. Deutsche Gelehrte haben längst die alte Pedanterey mit Stammbüchern auf Reisen aufgegeben; vielleicht folgt die mit — Stammbäumen nach. Die Sitten mildern sich — die Vernunft fordert andere Proben, als Ahnenproben, und nur Lappländer können Mauper-

tuis Frage: Wer den Mond machte, beantworten: «Wer anders als Lappländer.» Pütter kam regelmäßig hierher, und gefiel sich ausnehmend, wenn er der höhern Welt sich — hinten anhängen konnte. Wer ihn nicht persönlich kannte, darf nur in der Selbstbiographie des ersten Publicisten Deutschlands, die ich nicht, ohne Erröthen vor dem Auslande, aufschlage, Seite 487 lesen: «Personen von erhabenem Stande auch nur zu sehen, ist schon Gewinn, vielgeschweige, wenn sie sich bis zu Gesprächen herablassen mit unser einem — ein Glück, dessen ich mich mehrmals zu erfreuen hatte.» Neben den genialen Männern Möser, Zimmermann, Jakobi, Nicolai rc., die fast jedes Jahr nach Pyrmont gingen, mag der Rechtsmann extra cathedram eine recht traurige Figur gespielt haben. Ob ihn nie ein Vornehmer gefragt hat, wie Leß zu Geismar gefragt wurde: «Sind Sie der Scribent Leß?»

Ich habe den verehrten Reisenden immer wahr

gefunden, in wie weit ich nämlich selbst im Stande gewesen, die Wahrheit auszumitteln. Er kennt Deutschland wie Wenige und, in jedem Falle, besser als ich. Aber die Gegenden am Rhein kenne ich besser als er, und hier habe ich ihn erwartet, um mit ihm abzurechnen. Doch nimmt man es, wie sich von selbst versteht, mit einem so ehrlichen und zahlungsfähigen Schuldner nicht genau. Die bedeutenden Posten hat er redlich abgetragen, nur in der Scheidemünze sich manchmal vergriffen. Am Rheine bin ich zu Hause; und meine Heimath, in der ich seit vierzig Jahren mich umsehe, muß ich wohl besser kennen, als jeder Reisende, und machte er die Rhein- und Baderreise in jedem Jahre. Geht es nun mit jeder Heimath so, die nicht des Reisenden Heimath ist, dann ergibt sich freilich am Ende ein schönes Verzeichniß von Unrichtigkeiten, deren ich dem verehrten Verfasser am Rheine ein halbes Hundert nachzuweisen mich erbiete. Doch betreffen diese Unrichtigkeiten, wie ich schon angeführt, gewöhnlich unbedeutende Dinge; die be-

deutenden weiß er gut. Die Entfernung, liege sie nun in dem Raum oder in der Zeit, macht Gegenstände von geringem Umfange und weniger Bedeutung unkenntlich, oder läßt sie ganz verschwinden. Nur die Massen erlaubt sie richtiger zu sehen. Das gilt auch von der alten Geschichte. Sie ist nicht wahrer, als die neuere und neuste; sie ist nicht einmal so wahr, obgleich sie als durchaus richtig angenommen wird. In dem Prozesse über den Werth und Inhalt einer fernen Vergangenheit sind die Akten geschlossen, Anklage und Vertheidigung gelesen, und die Zeugen abgehört. Weiß man, was in der Sache verhandelt worden, dann hat man die Wahrheit, in wie weit sie nämlich aufzufinden ist. Daß es wirklich Wahrheit sey, darf man darum nicht behaupten. Die geglaubte Wahrheit kann ein Mährchen, eine Lüge seyn, von der Vorwelt der Nachwelt aufgebunden; aber beweisen läßt sich das nicht, urkundlich vielmehr das Gegentheil, da die Ueberlieferung für die Wahrheit zeugt. So mögen wir in einem großen Theile der Geschichte

einen Roman haben; aber es ist ein Roman, den man glaubt, und darum Geschichte. Man kann in seiner Heimath und in seiner Zeit die Dinge besser wissen, als der Fremde, der ihnen fern steht, besonders wenn man sie selbst erlebt, oder Zeuge des Geschehenen gewesen ist. Aber ob man auch sagen darf und will, was sich um, oder mit uns zugetragen? — Das ist eine andere Frage. Gelehrte, Schulmänner, Aktenfeger werden immer für eine in der Stube aufgesetzte, aktenmäßige, von sogenannten Unparteiischen, die das Geschehene nichts angeht, geschriebene Geschichte, wie ordentliche, gründliche Juristen für das heimliche und papierne Verfahren seyn. Ich dagegen, kein Gelehrter, kein Schulmann, kein Jurist, kein Rechtgläubiger in Dingen, die man auf das Wort und den Buchstaben glauben soll, ich bin für die Geschichte, die Männer schreiben, die an dem Geschehenen selbst Theil genommen, oder wenigstens kennen, was sie beschreiben, die Menschen nämlich, den Staat, die Welt, wie ich für das öffentliche und

mündliche Verfahren bin. Man vergleiche die Art, wie unsere gewöhnlichen Professoren der Geschichte diese behandeln, mit der, wie sie von den Alten, den freien Britten und, in unserer Zeit, von dem Grafen Segur behandelt ward; welch ein Unterschied! welch ein Abstand! Jene ziehen die Weltereignisse in eine Marionettenbude, und in der Anordnung, Darstellung und Entwickelung ist der Pedant nicht zu verkennen, wie sonst der Hanswurst, auf dem Theater, den Ausschlag gab.

An dem Werke des verehrten Reisenden tadle ich noch den Franzosenhaß. Die wahre Selbstachtung und Selbstschätzung besteht wohl nicht in der Herabwürdigung der Vorzüge Anderer, sondern in deren Anerkennung, mit dem Bestreben, sie zu übertreffen. Wir sollen den Franzosen eben nicht gewogen seyn, wozu wir allerdings auch keine Gründe haben mögen; aber werden wir besser, wenn wir sie schlechter machen? Haben wir Größeres gethan und wohlthätiger ge-

wirkt? Sie haben uns besiegt, unterdrückt und ausgeplündert. Das hätten wir nicht leiden sollen. Sobald wir werth waren, sie zu besiegen, war der Sieg mit uns. Man klagt, daß sie das Joch uns auferlegt, spricht aber nicht davon, wie wir dazu gekommen, und wie wir es getragen. Betrachtet diese Nation, und seht, mit welcher Würde, mit welcher sichern Haltung sie die Wahlen im Jahre 1830 zu Stande gebracht! Man kann sie tadeln, man kann sie hassen; aber selbst ihre Feinde müssen sie bewundern.

S t i m m e n

über die

Reformation und die Revolution.

Die Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik haben sich als einen literarischen Königshof angekündigt, dessen Vorsitzer, öffentlicher Ankläger und Staatsanwalt in Berlin ansässig sind, der seine Schöppen und Geschwornen in allen Theilen des gelehrten Deutschlands hat, und vor dem die bedeutendsten Schriftsteller deutscher Zunge erscheinen und ihren Spruch empfangen. Ob der Königshof seinen Glanz und seine Würde bescheiden von dem Königthum leihen, oder, in vornehmem Selbstgefühl, ihm davon mittheilen will, ist nicht gesagt. Ich habe mich bei der Ankündigung dieser kritischen Zeitschrift, obgleich sie in derselben etwas anmaßend und eigenliebig aufgetreten ist, herzlich gefreut, weil, wenn sie Wort hielte, wir in ihr ein köstliches Geschenk empfingen, das bei dem rezensirenden Unwesen, der leichtfertigen Flachheit und parteiischen Gevatterschaft, über

die man sich allgemein mit Recht beklagt, einem großen Bedürfnisse abhelfen würde. Unsere besten Literaturzeitungen sind von diesem Vorwurfe nicht frei. Die vortheilhaften Rezensionen werden größtentheils als Huldigungen dargebracht, oder als Beweise der Gunst ertheilt, und die nachtheiligen wie Proskriptions-Listen nach Stand, Namen und Verwandtschaft aufgestellt, und bei neun von zehn derselben ließe sich nachweisen, daß der Kritiker das Buch, von dem er spricht, nicht gelesen, wenigstens nicht verstanden hat. Alle Welt ist darüber einig, die literarische Kritik sey bei uns bis zu einem Grade von Oberflächlichkeit, von Demuth gegen Vornehme, und von Uebermuth gegen nicht standesmäßige Schriftsteller, von Gefallsucht gegen Vermögende, und von Protektionswuth gegen Freunde, Verwandte und liebe Angehörige gefallen, daß sie fast nicht tiefer sinken kann. Allerdings gilt diese harte Behauptung nur im Allgemeinen, und gesteht Ausnahmen zu; aber selbst mit dieser Einschränkung, auf die übrigens nicht viele Blätter Anspruch machen können, stehen wir auf einer Stufe von Ernie-

drigung, über der sich selbst die Franzosen, bei allem Faktionsgeiste, der sie treibt, zu erhalten wußten. Darum durfte man den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik mit Hoffnung entgegensehen; und sie rechtfertigten dieselbe auch in manchen Blättern, die einen hohen Begriff von dem Geiste gaben, der die Anstalt zu beseelen schien. Aber diese neue Art wollte sich nicht behaupten, und die alte Unart fuhr in ihrem ganzen Grimme in die Jahrbücher, um die höhere reine Ansicht, die sie gewonnen, und die Hoffnung, die sie dadurch gegeben, in mehr als einer Hinsicht zu zerstören. Von drei Gebrechen macht sie das gelehrte Deutschland schwerlich frei, so tief sind sie mit dem innigsten Leben dieser Nation verwachsen, und die Jahrbücher, denen ich Anfangs zutraute, daß sie sich rein davon erhalten würden, vernichteten bald dieses Vertrauen. Die drei wesentlichen Gebrechen sind: 1) Die Neigung zu innerem Zwist und Hader, der sich, nach der geographischen Lage, von dem Norden gegen den Süden, oder von diesem gegen jenen wendet, und, nach der Verschiedenheit des

religiösen Glaubens, die Konfessionen feindselig gegen einander treibt. Diese unselige Spaltung mischt sich in Alles, was der Deutsche treibt, und wenn es auch mit Nord und Süd und Religion nicht in der entferntesten Verbindung steht. Da unsere Zeit nun wirklich wieder toll geworden ist, und, in ihrem Streben nach den Vorzügen des beglückenden Mittelalters, wenigstens die Tugend des frömmelnden Aberglaubens und die Sitte des derben Faustrechts errungen zu haben scheint, so mußte wohl der köstliche Erwerb auch die Werke, die dieser Zeit angehören, verherrlichen helfen. 2) Das zweite Gebrechen, das Vielen ein unschätzbarer Vorzug ist, finde ich in jener unbegreiflichen, überschwenglichen Wortweisheit, welche wir Metaphysik nennen, und die ihre Auserwählten sehen läßt, was sonst keines Menschen Auge sieht. Die hochbegabten Hellseher halten darum auch die Unglücklichen, denen die Gabe, Unsichtbares zu beschauen, nicht gegeben ist, für Blinde. 3) Das dritte echt deutsche Gebrechen endlich ist, alles Verdienst und allen Werth nach der Rangordnung im Adreßhand-

buch und Staatskalender zu messen und anzuerkennen.

Ich hatte eine gewisse Vorliebe für die Jahrbücher gewonnen, weil ich die gerügten Fehler weniger in ihnen als in andern kritischen Zeitschriften zu finden glaubte. Aber diese gute Meinung währte nicht lange; und wäre sie auch noch so fest begründet gewesen, Hr. Marheineke hätte sie zerstört. Ein wahrhaft böses Verhängniß hat diesen frommen Eiferer, der zu glauben scheint, für göttliche Dinge, die der Mensch nämlich dafür hält, sey alle menschliche Rücksicht als Kleinmuth zu verdammen, mit Menzel's Geschichte der Reformation zusammengebracht. Die Geschichte der Deutschen dieses Schriftstellers ist, denke ich, bekannt genug, oder verdient es wenigstens zu seyn. Wir können nur wenige Geschichtschreiber unseres Volkes über ihn setzen, so sehr zeichnen ihn Studium, freie Ansicht, unparteiisches Urtheil und lebendige Darstellung aus. Ansichten und Würdigung der Personen und Ereignisse sind die eines denkenden

Mannes, der die Welt und die Menschen kennt, und die Sprache bleibt immer des Gegenstandes, den er behandelt, würdig. Er weiß, daß es noch etwas Höheres gibt, als den Staat, nämlich die Menschheit, etwas Heiligeres als den Glauben eines Volks und das System einer Schule, nämlich die ewige Vernunft, und, was wir als ihre schönste Frucht bewahren sollen, Freiheit, Recht und Wahrheit. Allerdings soll der Geschichtschreiber als Bürger ein Vaterland haben, sich zu irgend einem Glauben bekennen; aber die Geschichte darf von dem Bürgersinne, der dem Vaterlande Alles zu opfern fähig ist, und von dem frommen Glauben, dessen Bekenner der Gottheit am nächsten stehen, und der die Andersdenkenden verketzert, nichts wissen, wenn sie anders wahrhaft und wirklich Geschichte ist. So meint es aber Hr. Marheineke nicht; er findet es höchst sündhaft und vermessen, daß Hr. Menzel die Reformation als ein Menschenwerk betrachtet und beurtheilt hat. «Wie aber auch nun Leidenschaft und Parteigeist von allen Seiten sich einmischen mochte,» sagt er,

« der Grundgedanke war heilig und wahr, und Luther hatte Recht, daß dieses Werk (die Reformation) nicht das eines Einzelnen, noch auch nur eines Volkes, sondern Gottes sey.» — Was wollt Ihr mehr? Da ist aller Widerspruch zu Ende, oder Gotteslästerung. Wehe Dem, der sich vermessen an Gott vergreift! Der aber seinen geheiligten Dienern entgegen ist, muß betrachtet werden, als sey er ihm selbst entgegen. Streiten läßt sich nicht; jeder Zweifel ist Ketzerei, und das kritische Institut, das die Widersacher am besten widerlegt, wäre am Ende doch der Scheiterhaufen. Er, der Vertheidiger von Gottes Werke, ist im Besitze der Wahrheit und des Rechts; was ihm entgegentritt, ist Parteigeist und Leidenschaft. Wie! Kann man es sich bequemer machen? Hat man es mit einem Manne zu thun, der für Gott spricht, dann findet keine Prüfung, keine Untersuchung statt; er kann weder irren, noch fehlen, da er für Gott handelt und spricht, der unfehlbar ist. Zu diesem Ungeheuren haben sich von jeher Diejenigen in aller Unschuld verstiegen, die sich für die Sach-

walter und Stellvertreter des höchsten Wesens auf Erden hielten.

«Hr. Menzel,» sagt der Kritiker, «ist von der Geschichte der französischen Revolution unmittelbar zur Geschichte der deutschen Reformation übergegangen, und dieser Uebergang ist nicht ohne Folgen für seine Bearbeitung der letztern geblieben; denn der Unterschied zwischen beiden ist, wie überhaupt der Unterschied des Politischen und Theologischen, nicht zu seiner Erkenntniß gekommen. Er behandelt die Geschichte der Reformation nur als eine Geschichte der Revolution in anderer Manier, und man könnte dabei füglich den eigentlichen Standpunkt des Verfassers bezeichnen. Dem Verfasser ist es fremd und unbekannt, daß das Beste in der Theologie die Philosophie, aber auch das Beste in der Philosophie die Theologie, und jede wahre Philosophie nur eben darauf ausgegangen sey, das im Christenthum Gegebene als ein Vernünftiges, ja als das innerste Wesen der Vernunft selbst zu begreifen. Es läßt sich nun billig fragen, mit welcher innern Berechtigung Einer, der so offen die tri-

vialste Vorstellung von der Philosophie und der Theologie hat, und dem diese seine triviale Vorstellung selbst schon Philosophie ist, sich an die Geschichte eines Streites machen kann, der nach Aller Zugeständniß einen heiligen Inhalt hat, in welchem es sich um die Herrschaft des Gedankens und der Vernunft, des reinen christlichen Glaubens und der ursprünglichen Lehre des Evangeliums handelte, und dem doch diese Dinge so gut, wie ganz fremd, ja selbst so viel wie nichts, oder höchstens solche sind, die er nicht in dieser Welt erkennen will, sondern, um sie für diese Welt los zu werden, einer andern zuschiebt, wo nach diesem schlechten Anfang auch nicht viel daraus werden wird. Ist ein solcher Historiker wohl im Stande, die Persönlichkeit eines Luther, eines Markgrafen Georg von Brandenburg oder Wolfgang von Anhalt zu begreifen?»

Man sieht, der Kritiker führt seine Streiche scharf und stark, um seinen Gegner mit einem Gewaltstreiche zu betäuben. Ich hoffe aber, Hr. Menzel verliert die Besinnung nicht; wenigstens wird sie ihm das Wortspiel, «das Beste in

der Philosophie sey die Theologie, und das Beste in der Theologie die Philosophie,» nicht rauben. Ich wäre einfältig genug gewesen, das Beste in der Philosophie, wie in der Theologie in ihr selbst zu suchen; aber weit gefehlt! Das Beste in jeder dieser Wissenschaften ist, was nicht sie, sondern eine andere ist. Hat es sich nun jeder wahre Philosoph zum Ziel gesetzt, das im Christenthum Gegebene als ein Vernünftiges, ja als das innerste Wesen der Vernunft selbst zu begreifen, wie Hr. Marheineke aussagt, dann folgt daraus, was ich auch nicht wußte, daß es vor dem Christenthum keine wahre Philosophie gegeben, und nicht geben konnte. Andere meinen gar, die Philosophie sey eine Erfindung unserer Zeit, und die Ehre derselben gebühre ihnen. Erst gab sie uns Kant, dann Fichte, später Schelling, endlich Hegel. Wir wollen sehen, ob die so oft gemachte Erfindung nicht noch öfter erfunden wird.

Der Kritiker macht Hrn. Menzel den Vorwurf, er nenne Philosophie, was man höchstens in Deutschland zur Zeit der Kantischen Phi-

losophie so nannte, und auf dieser Stufe sey er stehen geblieben. Nach ihm ist also die Philosophie, die wahre nämlich, eine ganz neue Erfindung. Verhält es sich so, wie stand es denn früher um die Theologie, in der die Philosophie das Beste ist? Wie steht es selbst um die Reformation, dieses Werk Gottes, dem wir das ächte Christenthum verdanken, in welchem die Philosophie das in ihm Gegebene als ein Vernünftiges, ja als das innerste Wesen der Vernunft zu begreifen sucht, wenn man selbst bis auf Kant noch keine Philosophie gehabt? Sollte es auch vor dem Christenthum etwas Vernünftiges gegeben haben, was, wie man sieht, bezweifelt werden muß, dann fehlte es der Vernunft wenigstens an ihrem innersten Wesen. So etwas erfährt man nicht jeden Tag.

Ist, wie Herr Marheineke sagt, das Beste in der Philosophie die Theologie, und das Beste in der Theologie die Philosophie, dann entsteht die Frage, welche Theologie und Philosophie er wohl meine. Die natürliche Theologie, die sich allerdings mit der Philosophie freundlich

vertragen mag, kann seine Theologie nicht seyn, die offenbar einen positiven Boden hat, und, wie er ausdrücklich sagt, das durch die Reformation wiedergegebene Christenthum ist. Daraus würde dann folgen, daß die Theologie eine protestantische seyn müsse, und diese auch eine protestantische Philosophie voraussetze, soll anders, nach dem räthselhaften Spruche, die Theologie das Beste in der Philosophie, und die Philosophie das Beste in der Theologie seyn. Da die katholische Theologie eine andere als die reformirte, diese eine andere als die des Lutherthums, die der griechischen Kirche eine andere als die der lateinischen ist, die des Mahomedanism's sich von allen diesen unterscheidet, so würde jede Theologie wieder ihre eigene Philosophie, eine katholische, reformirte, lutherische, griechische und mahomedanische erfordern; und da jeder Bekenner eines Glaubens den seinigen für den besten hält, und diesem gemäß auch seine eigene Philosophie hätte und haben müßte, so ständen wir denn, wo wir wirklich stehen, hätten unsere verschiedenen Philosophien und Theologien, Jeder hielte

die seinige für die wahre und ächte, erklärte die der Andern für falsch und irrgläubig, und thäte sie als Ketzer, wie Herr Marheineke Herrn Menzel, in den Bann. Da nun alle Bannende auch zugleich Gebannte wären, so höbe die negative Größe die gleiche positive auf, und die ganze Operation hätte zum Resultate — Nichts! Muß ein Geschichtschreiber nun, wie der verehrte Kritiker verlangt, in dem Gebiete seines positiven Glaubens seiner Konfession stehen, und darf sich nicht über sie erheben, dann erhalten wir auch so viele Geschichten, als es Theologien und Philosophien gibt, und für jeden besondern Glauben ist seine besondere Geschichte auch die wahre. Wie kann das verhindert werden, so lange Glauben und Meinen, Forschen und Denken frei gegeben sind, und nicht eine Kirche, eine Schule, ein Glaube, eine Konfession, eine Religion und Philosophie, und so auch eine Geschichte das Monopol der Wahrheit hat? Jede will es freilich, und glaubt sogar ein Recht darauf zu haben; da es aber Alle gegen einander wollen, und es als ein Recht ansprechen, so hat es Kei-

ner; und wenn es Einer hätte, dann hätte er es durch Gewalt, und Gewalt gibt kein Recht. Es würde also auch in diesem Punkte ohne Zweifel bei'm Alten bleiben, und der Geschichtschreiber einer Konfession eine konfessionelle Geschichte schreiben, die für seine Glaubens-Verwandten die wahre ist. Erhebt sich eine Geschichte über die verschiedenen Systeme, Konfessionen, Philosophien und Theologien, dann würde sie die wahre Geschichte für alle Diejenigen seyn, die, was Geschichte betrifft, über den Systemen, Konfessionen, Philosophien und Theologien stehen; die aber werden von Hrn. Marheineke rein verdammt. Ihm ist solche Ansicht der Weltkinder in Beurtheilung der Weltereignisse ein wahrer Greuel. «Für diese Behandlung der heiligen Dinge in der Weise der Welt,» klagt er, «hat schon Gibbon in seiner Geschichte des römischen Reichs ein rhetorisches Muster gegeben, und den ähnlichen Ton haben nachher Spittler und Henke, Plank und von Woltmann angestimmt. Leider finden wir auch den Verfasser der vorliegenden Schrift, in dieser untheologischen

Denkweise, welche noch eine der bittersten Früchte der letzt vergangenen Zeit der Aufklärung ist, und, aus dem Standpunkte derselben die Religionsgeschichte behandelnd, nicht ermangelt, eine völlige Verfälschung derselben zu seyn.»

Hr. Marheineke hat Hrn. Menzel widerlegt, wie die Kritiker gewöhnlich widerlegen; der Verfasser, sagen sie, versteht es nicht, kann sich nicht zur wahren Ansicht, zur rechten Höhe erheben; was er da von sich gibt, sind Gemeinplätze, die der Rede nicht werth sind. Kurz, der Kritiker versteht es allein, hat darum Recht, und somit nehme der Rezensirte unterwürfig den Bescheid.

«Der Verfasser,» fährt der Kritiker fort, «urtheilt mit dem Schein gar tiefer theologischer Erkenntniß; es ist aber in Wahrheit nichts dahinter, als die vollkommene Unwissenheit über den eigentlichen dogmatischen Gehalt jener evangelischen Lehren. Es ist der Weisheit dieser Welt gar leicht, auch die tiefsten und spekulativsten

Dogmen des Christenthums als zweifelhaft, leer und nichtig vorzustellen, wenn sie ihnen zuvor den Geist genommen, und das in ihnen selbst enthaltene Licht ausgeblasen hat. Dies Licht wird nur vom Lichte gesehen; dem Flachen hingegen präsentirt sich Alles flach.» In der That, die Rezension der neuern Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesakte von Karl Adolph Menzel, die Hr. Marheineke in die Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik geliefert hat, ist eine seltsame unerfreuliche Erscheinung. Wenn man die Wahrheit, durch eine höhere Offenbarung, wohlverwahrt in der Tasche hätte, und stände dem ungläubigsten Sünder gegenüber, dann könnte man diesen nicht härter und zorniger anfahren, als Hr. Marheineke, der hier nicht gar viel in der Tasche hat, den guten Menzel anfährt, der seinen sündhaften Unglauben doch wahrlich nicht weit treibt. So geht es aber, wenn ein schwacher, gebrechlicher Mensch sich für den Felsen hält, auf den Gott seine Kirche bauen soll; er wird sogleich ein Papst, selbst wenn er sich dem

Papste feindlich gegenüber stellt. Die Unfehlbarkeit seines Feindes ist ihm lächerlich, wo nicht Hochverrath; die eigene dagegen läßt er als einen Glaubensartikel gelten. Hätte Hr. Marheineke Menzel's Geschichte als unverträglich mit seinen Ansichten und Gesinnungen, verdammt, dann ließe sich dagegen nichts sagen, weil es doch Jedem erlaubt ist, seine Ansichten und Gesinnungen, seyen sie nun verständig und wohlwollend, oder nicht, zu haben; aber die Gränze der Mäßigung, des Anstandes und der Bescheidenheit überschreitet er schon aus Achtung gegen sich selbst nicht, wenn er auch seinen Gegner nicht achten sollte. Hr. Marheineke dürfte indessen Hrn. Menzel sogar achten, wenn er anders die Stimme eines zahlreichen und achtbaren Publikums achten will.

«Leider,» klagt Hr. Marheineke, «finden wir den Verfasser der vorliegenden Schrift (Menzel) in der untheologischen Denkweise, welche noch eine der bittersten Früchte der letzt vergangenen Zeit der Aufklärung ist.»

Wie! ist Hr. Marheineke der Aufklärung nicht gewogen, und findet er die Früchte der Verfinsterung und Dummheit süß? Steht er so hoch über der letzt vergangenen Zeit, daß er als Thorheit und Irrthum verächtlich behandeln darf, was ihr als Weisheit und Wahrheit heilig war, und es Männern, wie Menzel, noch wirklich ist? Dürfte man ihm nicht zurückgeben, womit er Hrn. Menzel abzufertigen gedenkt, wenn er sagt: «Dieß Licht wird nur vom Lichte gesehen; dem Flachen hingegen präsentirt sich Alles flach?» Wir müssen gestehen, daß dieser Gedanke sich uns als höchst flach präsentirt. Der Kritiker wird sagen, das komme daher, weil wir selbst flach seyen, und ein Kritiker behält immer Recht, wenigstens vor seinem eigenen Richterstuhle. Ein vom Lichte gesehenes Licht! Der Gedanke ist kühn, und muß sich dem Erhabenen höchst erhaben präsentiren! Leider sind wir zu flach dazu.

«Zuletzt,» bemerkt Hr. Marheineke, «ist er — Menzel nämlich — von der Geschichte der französischen Revolution zur Geschichte der deut-

schen Reformation übergegangen, und dieser Uebergang ist nicht ohne Folgen für seine Bearbeitung der letztern geblieben, denn der Unterschied zwischied beiden ist, wie überhaupt der Unterschied des Politischen und Theologischen, nicht zu seiner Erkenntniß gekommen. Er behandelt die Geschichte der Reformation nur als eine Geschichte der Revolution in anderer Manier.» — Und daran, fügen wir hinzu, thut er nicht übel. Hatte die Reformation einen Zweck, dann mag es wohl der gewesen seyn, die religiöse Freiheit wieder zu gewinnen. War dieß nicht ihr Zweck, oder hat sie ihn nicht erreicht, dann begreife ich überhaupt nicht, was man mit ihr gewollt und gewirkt hat. Die französische Revolution sollte Frankreich die verlorne bürgerliche und politische, ja selbst die religiöse Freiheit wieder geben. Ist dieser Zweck nicht eben so erhaben und heilig, als es der Zweck der Reformation gewesen? Daß die Mittel mißbraucht worden, durch die man zum vorgesteckten Ziele gelangen wollte, kann bei der Revolution nicht mehr als bei der Reformation in Anschlag kommen; Beide haben sich Verirrungen vorzuwerfen,

und Beide sind in Dem, was sie gewollt und gesollt, Gottes Werk, wie es alles Edle, Große, Wahre und Gerechte ist. Nur die Lüge, die Willkühr, die Intoleranz, die Gewaltthat und der Irrthum sind nicht von ihm, sondern Zugabe des Menschen. Von diesem Standpunkte aus, muß man die zwei großen Ereignisse, die Reformation und die Revolution, betrachten, wenn man ihre Geschichte schreiben oder nur verstehen will. Was die Theologen daraus zu machen gedenken, das ist ihre Sache. Von dem konfessionellen Standpunkte aus werden sie in der Reformation ein Werk Gottes, oder ein Werk des Teufels sehen, wie die Politiker, in der Revolution, je nachdem sie von diesem oder von jenem positiven Glauben sind. Man läßt sie Alle reden und hört sie Alle an, wenn man billig ist, und sie selbst aufrichtig sind, und nicht, wie Moses, durch den feurigen Dornbusch sprechen, da sie weder des Propheten Kraft noch Sendung haben, Hr. Menzel und wir übrigen Christenkinder des 19ten Jahrhunderts auch keine Juden des alten Testaments sind.

Wir haben das Härteste nicht ausgezogen, was die Kritik gegen Hrn. Menzel enthält. Der Leser, dem solche Behandlung Freude macht, mag das Muster frommer Duldsamkeit, christlicher Nächstenliebe und humanen Verfahrens in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik vollständig lesen. Das Werk, von einem verzehrenden Feuereifer durchglüht, dem glücklicher Weise gegen Andersdenkende nur eine Feder zu Gebote stand, die nichts als Tinte auf's Papier verspritzen kann, verdient ganz gelesen und bedacht zu werden; es gehört mit zu den verschiedenen Zeichen der Zeit, die da von Vielen verkündet und herbeigerufen wird, und vor der uns Gott bewahren möge.

Die Schriftsteller, die sich in Preußen mit dem Staate und der Kirche beschäftigen — und unter ihnen sind ehrenwerthe ausgezeichnete Männer — streben so ziemlich nach einem Ziele und verfolgen denselben Zweck, wenn sie auch manchmal verschiedene Wege und Mittel zu ihm wählen. Diese Uebereinstimmung, die als preußisch

obenswerth und vortrefflich seyn kann, ist eben darum nicht immer deutsch, noch weniger europäisch, oder gar kosmopolitisch, und wird ungerecht gegen Menschen und Dinge, die sich über den Marken des Landes finden. Die gelehrten, einflußreichen Preußen scheinen eine literarische Hegemonie im Auge zu haben, die, wenn sie errungen wird, vielleicht vortheilhaft auf das getheilte Deutschland zurückwirken kann. Doch darf man nicht vergessen, daß sie nur durch eine wahre und wirkliche Ueberlegenheit zu erlangen ist, zu der auch Gerechtigkeit gehört. Geist und Gemüth werden gewonnen und nicht unterworfen. Wer in diesem Reiche Eroberungen machen will, hat andere Waffen nöthig, als Gewalt oder gar nur den Schein derselben.

Wie die Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik die Reformation behandeln, behandelt ein geistesverwandtes Blatt auch die Revolution. Die allgemeine Literaturzeitung, welche zu Halle erscheint, enthält eine Kritik der Geschichte der französischen Revolu-

tion von Mignet, die unter den Merkwürdigkeiten dieser Art — denn fast jede Rezension ist in einem gewissen Sinne eine — immer noch merkwürdig bleibt. Dem Verfasser derselben fehlt es keineswegs an Geist, Kenntniß und Gewandtheit; aber diese schönen Gaben benutzt er, wie das in fein gebildeten, hochkultivirten Zeiten und Zirkeln gar häufig zu geschehen pflegt, um der Lüge das Gesicht der Wahrheit, und der Wahrheit das Gesicht der Lüge zu geben, je nachdem es eben der Vortheil will. Die französische Revolution ist Vielen ein Greuel, und sie hören nicht gern davon reden, wie sie entstanden und wer sie herbeigeführt. Sie geben zu verstehen: man müsse sie als einen muthwilligen Sprung betrachten, den das Volk, im Uebermaaße des Wohlseyns, gewagt habe, und dabei zu Fall gekommen sey. Die Revolution fiel, nach ihnen, aus der fröhlichen, glücklichen Zeit, wie ein Blitz aus heiterem, blauem Himmel; oder ein unruhiger Kopf schlug sie aus dem Volke, das nichts Arges dachte, wie Moses Wasser aus dem Felsen. «Was blieb eigentlich den Franzosen,» sagt

die Kritik in der belobten Literaturzeitung, «was blieb ihnen eigentlich vor dem Ausbruche der Revolution zu wünschen übrig? Sie hatten den Zweck des Krieges mit England, die Unabhängigkeit von Nordamerika, erreicht, und ihrem schon reichen Seehandel neue Märkte gewonnen. Sie waren mit Spanien, Italien und Deutschland in dem einträglichsten und begünstigtsten Verkehr; sie hatten die blühendsten Gewerbe, ein herrlich angebautes Land, ein geordnetes, kräftiges Recht, so gut wie gar keine geheime Polizei, der That nach die unbeschränkteste Preßfreiheit. Die Bildung war bei ihnen verbreiteter, als in irgend einem andern Lande, und hielt sich an unvergänglichen Meisterwerken. Das sittliche Gefühl, die Ehrliebe, durchdrang den Volksstamm bis zu den Bauern hinunter, und ließ sich selbst aus der Hauptstadt nicht verdrängen. Hier gab es allerdings viel vornehmes und geringes liederliches Gesindel; aber es war in Verachtung, und selbst Mirabeau ward in der Nationalversammlung als ein finsterer Geist geflohen, bis er durch blendende Eigenschaften fesselte. Der

Adel gab allerdings dem Bürger manchmal Anstoß und Aergerniß; aber der gute Ton, der gesellschaftliche Umgang hatte Gleichheit sich zum Gesetze gemacht; der Dienst- und Geldadel überbot den Erbadel, und das Lästigste war zuletzt nur der Uebermuth der Reichen, den man sich überall gefallen lassen muß. Die Vorrechte der Körperschaften, die Grundherrlichkeiten hinderten manchen Fortgang in wirthschaftlicher Hinsicht; aber sie waren und wurden gemildert, auch wußte man ihnen auszuweichen. Die Bauern waren häufig in armseligem Zustande; aber die gemeine Landarbeit kann wirthschaftlich nicht besser, als mit gewöhnlichem Taglohn bezahlt werden, und sie standen sich besser als die Gewerbsleute, deren Elend man bei den Lobpreisungen des Kunstfleißes und des goldnen Handels übersah. Die Unablösbarkeit der Zinsen und Zehnten war ein Nachtheil; aber man muß bei ihrer Ablösbarkeit sehr auf seiner Hut seyn, sonst bekommt man statt rüstiger, tüchtiger Bauern eine schwache und flüchtige Taglöhnerbevölkerung auf dem Lande. Die Steuern trafen hauptsächlich die Bürger und

die Bauern, und wurden größtentheils zu Sachen verwendet, wovon die Bürger und die Bauern keinen Vortheil hatten; aber die Hauptlast der Steuern trifft immer die Bürger; eine gleiche Besteuerung ist ein Hirngespinnst, und am wenigsten der Steuerbeitrag eines Jeden nach dem Maaße zu bemessen, worin er von dem Staate und dessen Anstalten Nutzen hat. Uebrigens bezahlen die damaligen Steuerpflichtigen jetzt weit mehr; und die französischen Schriftsteller sprechen nicht mehr von der Verarmung, sondern von den unerschöpflichen Hülfsmitteln des Landes.»

Da sehen wir es! Jedermann hatte es in Frankreich gut; und doch war Niemand zufrieden. Welch böser Geist der Neuerungslust war in das überglückliche Volk gefahren? Es ist unbegreiflich, wie das ohne Zauberei geschehen konnte. Die Franzosen hatten die unbeschränkteste Preßfreiheit, wenn auch die Bücher verbrannt und konfiszirt und die Schriftsteller in die Bastille gesetzt oder des Landes verwiesen wurden. Es gab viel vornehmes und geringes

liederliches Gesindel, und Mätressen regierten das Reich und vergeudeten das Mark des Volks; aber die Ehrliebe und das sittliche Gefühl durchdrang doch den Volksstamm bis zu den Bauern hinunter, und drang gewaltig von Oben herab. Der Adel war allerdings im Besitze aller einflußreichen und einträglichen Stellen, der Gunst und Gnaden, der Auszeichnungen und Ehren; aber der gute Ton hatte Gleichheit sich zum Gesetze gemacht, und die Bürgerlichen konnten von dieser Gleichheit des guten Tons bequem leben und die Steuern bezahlen, von denen der Adel und die Geistlichkeit, welche die großen Güter besaßen, frei waren. Die Bauern befanden sich häufig in armseligem Zustande; aber ihre Lage war noch erträglicher, als die der Gewerbsleute; und sind Diese und Jene zu etwas Besserem geboren? Wie mag der Unglückliche Beschwerde führen, dem man zeigen kann, daß es noch Unglücklichere gibt, als er? Hast Du ein Bein gebrochen, mußt Du nicht von Glück sagen, daß es nicht beide sind? Und wären es auch beide, dann ist es doch besser, als der Hals. Es gibt Unver-

schämte, die sich beklagen, es fehle ihnen an Brod; lebt der Grönländer nicht froh und fröhlich von Wallfischthran? Wie mag man sich über Noth und Elend beklagen, wenn sich nachweisen läßt, daß es in der Nähe oder Ferne noch größere Noth, noch größeres Elend gibt! Zinsen und Zehnten können ein Nachtheil seyn; aber sie machen, wie die Kritik meint, rüstige und tüchtige Bauern, und deren hat doch kein Staat zu viel, und folglich auch der Zinsen und des Zehnten nicht. Der Dienst- und Geldadel überbot in Frankreich den Erbadel, und das Lästigste war zuletzt nur der Uebermuth der Reichen, den man sich überall gefallen lassen muß. Kann man aber dem lästigen Uebermuth des Geldadels nicht entgehen, warum soll man den Erbadel nicht auch noch willig mit der Bescheerung annehmen? Welch abgeschmackte Folgerung! Was ist der Geldadel, den man auf diese Weise dem Erbadel an die Seite setzt? Hat der Geldadel ein Vorrecht zum Nachtheile Anderer? Ich wüßte keines, als das zu bezahlen, wo er etwas gelten will. Sein Stammbaum ist die gefüllte Kiste,

und sein Privilegium, sie zu leeren. Jeder kann diesen Adel erwerben, wenn er Talent, Fleiß, Geschick und Sparsamkeit besitzt. Keiner ist von ihm ausgeschlossen, der sich Vermögen sammeln kann und will. Welche Aehnlichkeit hätte nun der Geldadel mit dem Erbadel? Keine, als den Namen. «Uebrigens,» bemerkt die Kritik, «bezahlen die damaligen Steuerpflichtigen jetzt weit mehr, und die französischen Schriftsteller sprechen nicht mehr von der Verarmung, sondern von den unerschöpflichen Hülfsmitteln des Landes.» So ist es allerdings; und diese Veränderung wird der Verfasser der Kritik doch wohl kein Unglück nennen. Welchen Umständen ist aber die glückliche Veränderung zuzuschreiben? Ich sollte doch meinen, den wohlthätigen Reformen und Gesetzen, die Frankreich der Revolution verdankt; der größeren Zerstückelung des Landes, die es dem Taglöhner möglich machte, Grundeigenthum zu erwerben; der Ablösbarkeit der Zinsen, der Aufhebung des Zehnten, der Befreiung der Gewerbe und des Handels von den tausend Beschränkungen, die sie fesselten und lähmten? Es wäre

ziemlich gleichgültig, wie gewisse Leute die französische Revolution beurtheilen, deren Ursachen und Resultate sie entstellen, vergiftete eine solche verderbliche Ansicht die Lehren nicht, die dieses furchtbare Ereigniß gibt. Jede Revolution ist an sich ein Unglück, und der Wohldenkende und Redliche wird untersuchen, was solches Unglück herbeiführt, um zu lernen, wie ihm vorgebeugt werden kann. Die aber, welche die Lehren verfälschen, die uns die Geschichte zur Aufmunterung oder Warnung gibt, reizen die Thorheit und das Verbrechen, das Elend des menschlichen Geschlechts zu verewigen, und tragen dazu bei, die Revolution unvermeidlich zu machen, die sie zu verdammen und zu beklagen sich das Ansehen geben.

Männer, denen man zutrauen darf, daß sie Frankreich, bei dem Ausbruche der Revolution, kannten, und diese zu beurtheilen wußten, sprachen sich darüber ganz anders aus, als die Kritik, die man wenigstens leichtfertig nennen kann, wenn man sich des mildesten Ausdrucks bedienen

will. Der Marquis de Bonille, dessen Zeugniß man nicht als das eines Jakobiners verdächtig machen wird, sagt: «Alle Säfte des politischen Körpers waren in Gährung, die Gerichtsstellen ehrgeizig, die Geistlichkeit eifersüchtig auf ihre Vorrechte, der Adel zum Aufstande geneigt, und, worin das größte Unglück lag, in dem Heere, und besonders unter den Anführern, herrschte keine Subordination; Frechheit und Insolenz waren der allgemeine Geist der Bürgerschaft; und während die untere Klasse der Gesellschaft dem furchtbarsten Elende Preis gegeben war, überließen sich die Reichen der zügellosesten Verschwendung. Die Regierung war ohne Kraft, der Hof verachtet, und die Großen lebten in einem Zustande der Herabwürdigung; die höhern Stände achteten weder Religion noch Moral; in der ganzen Nation herrschten Unruhe und Mißvergnügen; der königliche Schatz war erschöpft, der öffentliche Kredit vernichtet und alle gewöhnlichen Hülfsmittel fanden sich unzureichend. Die Reichsstände, die sogleich in den ersten Tagen eine populäre Versammlung geworden waren,

entschieden den Augenblick der Krise, führten sie aber keineswegs herbei.»

Mounier, dessen Einsicht und Redlichkeit nicht angefochten wird, sagt: «Nie gab man sich mehr Mühe, die Ueberzeugung zu begründen, daß es zur Aufrechthaltung der guten Ordnung in Frankreich nöthig sey, hunderttausend privilegirte Menschen zu haben, die, wirklich oder angeblich, von den alten Besitzern der Lehen oder von den alten Kriegern entsprossen, die Nachkommenschaft des friedlichen, unterdrückten oder unterworfenen Volks verachteten. Als wenn der König nur zum Adel gehörte, stellte man ihm blos Leute vor, die ihre Ahnen bis zum J. 1400 hinaufführen konnten. Den Soldaten hatte man die Offizierstellen entzogen, die früher zur Belohnung des Eifers und guten Betragens bestimmt gewesen waren. Man hatte erklärt, es gehörten vier Ahnen dazu, um Lieutenant zu werden. Die Parlamente legten Denen, die sie unter ihre Glieder zählten, dieselbe Bedingung auf. Es wurden, durch neue Gesetze, verschiedene

Strafen für dieselben Vergehen eingeführt, wenn sie von Adeligen, oder von Bürgerlichen waren begangen worden. Jenen waren fast alle geistlichen Würden und Pfründen vorbehalten. Man vervielfältigte für sie Institutionen, die in den Jahrhunderten der Unwissenheit erfunden und dem Geiste des Christenthums entgegen waren, einzig um ihren Kindern einen großen Theil der Einkünfte der Kirche und der Armen zuzuweisen.»

Man müßte in der That sehr unwissend, oder sehr boshaft seyn, wenn man die Revolution dem Volke zum Vorwurfe machen wollte. Aus dem Hofe, dem Parlamente von Paris, dem Adel und der Geistlichkeit sind Die hervorgegangen, denen sie zuzuschreiben ist; sie haben den unglücklichen Ludwig XVI. gezwungen, seine Gewalt in die Hände der National-Versammlung niederzulegen. Mehr als ein Jahrhundert hat an der Mine gearbeitet, und Andere, als Leute aus dem Volke, haben sie geladen und entzündet. Der Herzog von Orleans, Larochefaucould, Noailles, Montmorency, La-

fayette, Beauveau, Aiguillon, Estaing, Crillon, Clermont-Tonnere, Lameth, Mirabeau, Lally-Tollendal, Lusignan, Talleyrand-Perigord, Sieyes und Andere gehörten doch nicht dem Volke oder gar dem Pöbel an.

Herr Martin.

Ich kam auf einer Fußreise, die ich in dem Spätjahre, wie ich zu thun pflege, zu meinem Vergnügen machte, in die Nähe eines Landstädtchens, in dem ich den Mittag zu bleiben gedachte. Auf allen Straßen und Wegen strömten Menschen, von allen Seiten, in allen Richtungen, dahin. Weiber, Kinder, Männer, Bursche und Mädchen drängten sich, und zogen in fröhlicher Redseligkeit nach demselben Orte, der auch das Ziel meiner heutigen Wanderung war. Da gibt es, dachte ich bei mir, ohne Zweifel ein Fest, einen Jahrmarkt vielleicht, eine Kirchweihe oder sonst eine Feierlichkeit, die dem Lande wichtig ist. Kleidung, Eile, Gesprächigkeit und heitere Laune deuteten auf etwas Außerordentliches. «Was gibt es hier?» fragte ich einen ältlichen Mann, der Mühe hatte, mit dem übrigen rüstigen Volke gleichen Schritt zu halten, und an dem ich eben vorbei

ging. «Ist irgend ein Aufzug, eine Andacht, ein Wunder zu sehen, ein merkwürdiges Thier zu schauen, oder eine hohe Herrschaft zu bewundern?» «Wenn es nur Das wäre,» erwiederte der Befragte; «es werden Zwei gehängt, Herr! Das erlebt man nicht alle Tage.» «So! So!» brummte ich, «Zwei gehenkt! Jetzt begreife ich.» Die Menge schob mich eben durch das Thor, oder die Oeffnung, die ein Thor heißt. In den Straßen wimmelte es; die Gast- und Wirthshäuser waren zum Erdrücken und Ersticken voll. Durch alle Thüren ging es aus und ein. An den Fenstern ragten die Köpfe über einander; es summte, lärmte, schrie und rief von allen Seiten in den verschiedensten Tönen und Dialekten. Reges Leben, so weit das Auge reichte; es wurde gekauft, gehandelt, gezecht. Die Krämer und Wirthe besonders hatten vollauf zu thun. Endlich erscholl die Nachricht: jetzt gehe es los. Da wurden auf einmal alle stehenden Massen flüssig. Die Häuser leerten sich. Wie ein schwellender, wogender Strom zog es in einer Richtung fort. Es drängte und schob sich wie ein Eisgang, und in

dem wilden, verworrenen Getöse war kein Wort zu unterscheiden. Alles hatte die lebendige, laute Bewegung eines Volksfestes, die auch nach dem interessanten und anziehenden Akte der Hinrichtung fortwährte.

Das seltene Schauspiel führte mich auf manche Betrachtungen, die mir für das Wohl der Völker, das Beste der Regierungen und das Heil der gesammten Menschheit, den glänzenden Leitstern der Bestrebungen unserer Denker, Weisen, Gelehrten, Künstler, Staatsleute und Schriftsteller jeder Art, nicht unwichtig scheinen. Wie! sagte ich bei mir, mich dem ernsten Zuge meines Sinnens hingebend, wie! ließe sich den Menschen, in ihrem eigenen Interesse, ein solches Schauspiel nicht öfter geben? Das Volk hat jetzt so wenig Spaß, daß man ihm diesen, der so wenig kostet, — einigen Leuten nur das Leben, — wohl gönnen dürfte. Nichts scheint ihm so viel Unterhaltung zu gewähren, wie eine Hinrichtung, und hinrichten muß man ja doch, so lange es Diebe, Räuber, Mörder und Spitzbuben überhaupt gibt, die unter uns, den strengsten Berechnungen aller

Wahrscheinlichkeit zufolge, nie aussterben. Die Henkfreiheit könnte selbst die gefährliche Denk- und Preßfreiheit ersetzen, und entbehrlich machen. In den Zeitungen zieht Nichts mehr an, als Beschreibungen von Unfällen, Brand, Hagel, Ueberschwemmungen, Schlachten und Mordthaten. Was dem Leser im todten Buchstaben so viel Unterhaltung gewährt, muß den sinnigen Beschauer in der Wirklichkeit noch mehr anziehen und erfreuen. Das Volk hat Tage, Wochen und Monate von einer Hinrichtung zu reden, und die Zeitungen vermißt es nicht, die ihm sonst doch nur matt und langweilig erzählen, was es jetzt erlebt. Es wird an direkte und indirekte Steuern, an Stände, Land- und andere Tage, und dergleichen Dinge, um die es sich, seiner eigenen und der öffentlichen Ruhe wegen, nicht kümmern sollte, weniger denken, da es Dinge hat, die ihm näher liegen. Es ist doch in der That zu verwundern, fuhr ich lebhafter in mir selbst zu reden fort, daß bessere Köpfe, als ich, nicht früher auf diese gemeinnützige und fruchtbringende Idee gekommen sind. Aber so geht es; das Nächste wird übersehen,

das Einfachste nicht beachtet. Der scharfe Blick der Wissenschaft und des Genies verliert sich in die Weite und Tiefe, und will oft mit dem Fernrohre erspähen, über was er mit den Füßen schreitet. Jetzt, da ich das Ei auf die Spitze gestellt, werden sie freilich Alle sagen: das sey keine Hexerei, und sie verständen es so gut, wo nicht besser, als ich; aber es ist gar Vieles nicht gehext, was diese Leute, welche die Nase so hoch tragen, doch nicht verstehen. Man könnte vielleicht einwenden, es möge an Delinquenten in gehöriger Anzahl fehlen, und der Stoff zum Henken, Köpfen, Rädern, Brandmarken und andern erbaulichen und philantropischen Akten einmal ausgehen. Diese Bedenklichkeit scheint mir aber grundlos, weil es, wie gesagt, nie an Spitzbuben fehlt, besonders, wenn man von der alten Observanz abweichen wollte, nur die kleinen Diebe zu henken. Uebrigens läßt sich ja die peinliche Rechtspflege nach dem Bedürfnisse des Landes einrichten, und die Gerichtshöfe hätten dafür zu sorgen, daß die Produktion mit der Consumtion in angemessenem Verhältnisse stände. Das ist

den Juristen etwas Leichtes, wenn ihnen die Fiskalität nur gefällig in die Hände arbeiten will. Unsere Kriminalisten werden Rath wissen und auch schaffen. Thut England, das sich der höchsten Vollkommenheit gewiß nicht rühmen darf, doch schon etwas in diesem Punkte, in dem es gerade der Kontinent am schnellsten und leichtesten übertreffen kann!

Bedenke ich den gegenwärtigen Nothstand des Volkes, dachte ich weiter, die Lähmung der Gewerbe, die Stockung des Handels, den Mangel an Absatz, über welchen alle produktiven Klassen der Gesellschaft klagen, dann muß ich fast darüber erstaunen, daß man nicht auf das einfache Mittel gefallen ist, der Noth zu steuern und den Klagen abzuhelfen. Man begnadige oder statte jeden bedeutenden Ort nur mit dem Vorrechte aus, von Zeit zu Zeit einige geeignete Personen in seinem Weichbilde köpfen, henken oder erschießen zu lassen, und ein solcher Fest- und Jubeltag wird, als eine tüchtige Gegenmauth, die Menschen in Bewegung und das Geld in Umlauf setzen. Solche Privilegien ertheile man, wie

früher das Marktrecht, und sie werden, wie dieses, segensvoll auf den Absatz wirken. Bewilligt man sie vorzüglich den Grenzorten, dann ziehen sie fremdes Geld in das Land, das die schaulustigen Nachbarn herüberbringen. Man weiß, wie wichtig es für den Wohlstand der Staaten ist, das edle Metall in dem eigenen Schooße zu bewahren, und den Ausgang desselben zu verhindern, und wie glücklich eine kluge Staatswirthschaft immer in dem Versuche gewesen ist, den flüchtigsten aller Geister mit plumper Faust zu greifen und festzuhalten. Bei einer scharfsinnigen Berechnung der Ein- und Ausfuhr, glaubt der Staat die Wage sicher in seiner Hand zu haben, um sich selbst den günstigen Ausschlag zuzuwiegen. Hat sie aber Jeder, was bleibt dann dem andern übrig? Das Kunststück, durch Gewaltmaßregeln das Geld im Lande zu behalten, ist fast so groß, wie das, den Sonnenschein in einem Sacke aufzubewahren.

Man wird, hoffe ich, das vorgeschlagene Mittel, der Verarmung vorzubeugen, würdigen. Man thut es ja schon dadurch, daß man die Ar-

men, wie es sich schon von selbst versteht, vor Andern henkt. Hat es Jemand überstanden, dann ist er außer aller Noth, und leidet weder an Frost, noch an Hunger oder Durst. Das Volk mehrt sich auf eine furchtbare Weise, und wenn der Uebervölkerung nicht zweckmäßig begegnet wird, dann stehe ich Europa für nichts mehr, am wenigsten für Ruhe und Frieden. Der Pöbel wächst täglich an, braucht Platz und will essen; die Tafel aber ist besetzt, und kein Stuhl an ihr mehr frei. Die vornehmen Leute, die von Haus aus etwas sind und haben, kommen durch die Neugebornen, welche die Erbschaft vertheilt finden, in's Gedränge. John Bull macht sich immer breiter und dicker, und inkommodirt endlich die Lords, die es sich gern bequem machen. Das kann unmöglich gehen. Dürfte es ihm nicht einmal einfallen, von den edelen Herrn zu verlangen, sie sollten ihre herrlichen Parks, die Meilen im Umfange haben, auf denen sich das Wild erlustigt, in Kraut und Kartoffelfelder verwandeln, damit sie etwas bringen, was ihm den Hunger stillt? Welch einfacheres Mit-

tel, die furchtbare Uebervölkerung zu verhüten, als Strang und Schwert, die wieder gut machen können, was die Pokenimpfung und der Friede verderben? Nur die Todten kommen nicht mehr wieder.

Ein gelehrter und menschenfreundlicher Regierungsrath, der wohl wußte, wo die Welt der Schuh drückt, hat die Infibulirung der Parias vorgeschlagen. Ein trefflicher Einfall, diese Bevölkerungsmauth, die den Weg in das Leben versiegelt und plombirt, daß Keiner, dessen Daseyn eine verbotene Waare ist, eingschwärzt werden kann! Der geniale Vorschlag hat noch den Vortheil, daß er die in Europa etwas dünne Beamtenwelt durch die Einführung von Infibulirungs-Direktoren, Inspektoren, Räthen, Beisitzern, Kontroleurs, Beschließern und Gehülfen verdichtet. Von dem Beamtenwesen läßt sich allerdings viel erwarten. Wenn nur dieser stämmige, weitästige Baum die magere Staude des Volks, die in seinem Schatten ruht, nicht endlich erstickt!

Aber mein Vorschlag, meine ich, mit Erlaubniß des gelehrten und menschenfreundlichen Re-

gierungsraths, trifft doch den Nagel besser auf den Kopf. Bei der sonst höchst zweckmäßigen Infibulirung weiß man doch nicht, wem man den Paß in's Leben versagt und die Thüre in's Daseyn verschließt. Bei der Hinrichtung dagegen hat man seine Leute vor sich, und kann bestimmt sagen, wen man deportirt, und an die Küsten jenseits aussetzt. Auch ist der schöne Entwurf des Herrn Regierungsraths für Handel, Gewerbe und Industrie ohne allen Vortheil, und bietet nicht einmal dem Volke ein ergötzliches Schauspiel dar. Da ist mein Plan tiefer, umfassender, folgereicher, zeitgemäßer. Will man seine Ausführung noch mit politischen Ansichten und Zwecken in Verbindung setzen, dann sind seine wohlthätigen Resultate kaum zu berechnen. Werden die Opfer in den Reihen der Feinde der guten Sache, des öffentlichen Wohls, des allgemeinen Besten gegriffen, wie das zu erwarten ist, dann wird jede Hinrichtung sogar ein Sieg des Vaterlandes. Die Torys räumen unter den Whigs auf, die Servilen unter den Liberalen, die Absolutisten unter

den Konstitutionellen, oder umgekehrt, und bei jedem Akte der Gerechtigkeit, der zugleich ein Akt der Politik ist, gewinnt die Einheit, Sicherheit und Festigkeit des Staates. So können Nationen von Grund aus reformirt werden, wie das in Frankreich geschehen, und in Spanien, Portugal und Irland, so wie in andern Staaten noch geschieht, und der wahre, heilsame Radikalism, der den Baum der Sünde und des Verderbens an den Wurzeln fällt, ist der Tod. Sylla, Ludwig XI., Richelieu und der Konvent haben sich gut darauf verstanden, und sind auch gut dabei gefahren. Wo Zwiespalt ist, söhnt ihn der Tod des Gegners aus. Einheit verbürgt Einigkeit, und der Krieg erwirkt den Frieden. Hätte die europäische etwas zu weiche Politik dem Großherrn nicht voreilig nach dem Arm gegriffen, der die Schneide des Säbels über den Griechen schwang, die Ruhe wäre auf diesem Wege in der entvölkerten Hellas wahrscheinlich schon lange wieder hergestellt.

Man kann es nicht oft genug wiederholen, die Uebervölkerung bringt große Gefahr. Man

muß ihr zu rechter Zeit begegnen, wo die Wahl der Mittel unserer Einsicht und Willkühr überlassen ist. Die freiwillige Auswanderung wird ungern gesehen, weil die Regierungen sie als eine Art Vorwurf betrachten, der gegen sie gerichtet ist. Die gezwungene Auswanderung in die andere, wenn auch nicht die neue Welt, läßt den Verweisenden, wie auch den Verwiesenen tadelfrei. Von diesem kann man nicht sagen: er habe kein Herz für das Vaterland, in dem er freilich weder einen Vater findet, noch Land besitzt. Kann er sich in seiner Heimath, nach der beliebten Vorschrift, auch nicht redlich nähren, dann kann er doch, auf irgend eine Weise, in ihr als ein Spitzbube sterben.

Besonders wird der Freund der Civilisation und Kultur meinem Vorschlag, wie ich mir schmeichle, seinen ganzen Beifall schenken. Er, der sich so herzlich freuet, daß die Civilisation, wenn sie auch faule Zähne macht, doch Zahnstocher, Zahnpulver und Zahnbürsten erfunden hat, wird mir es Dank wissen, daß ich der Kultur so aufrichtig und innig gehuldigt habe. Der Bar-

barism schlägt, im wilden Zorne, mit plumper Faust, und mordet, statt zu tödten. Die Civilisation und Kultur führen artig und höflich, mit Förmlichkeiten und Umständen auf das Schaffot. Es liegt etwas Tröstliches und Beruhigendes in dem Gedanken, daß sie auch den verstocktesten Sünder aus dem Leben demonstriren und bekomplimentiren. Selbst die freudige Versicherung, daß jenseits Alles besser sey, man weder von Noth noch Leiden wisse, wird huldreich mitgegeben. Man weiset großmüthig Güter an, auf deren Besitz man gern verzichtet, so lange es möglich ist. Dort wird uns die Aufkärung, die uns sonst köstliche Werke nicht geben können. Wir erfahren nämlich bestimmt und sicher, wie es mit dem Wiederkommen nach dem Tode steht.

Ich verließ das Städtchen gegen Abend, um meine Wanderung am Ufer des herrlichen Rheines fortzusetzen. Ein alter Bekannter aus der Gegend, mit dem ich Mittags bei Tische zufällig zusammen getroffen war, machte mir das Vergnügen, mich zu begleiten. Wir wollten die nächste Nacht zusammen bleiben, und den Becher süßer Erinne-

rungen aus einer schönen Vergangenheit uns gegenseitig zutrinken und bis auf den Boden leeren. Das schöne Land mit seinen Reben-Hügeln und Obstgärten, die heitere Flecken und Dörfer umgeben, mit seinen Landhäusern und fröhlichen Menschen, lag im Schmucke seines Festgewandes von grünem Laubwerke und goldnen Früchten, die im Sonnenlichte glänzten. Der blaue Himmelsbogen umwölbte das Paradies, durch das der deutsche Strom groß und ruhig zog, und an dessen Eingang die waldigen Höhen des Taunus, wie gerüstete Riesen, Wache zu halten schienen. Mir war unendlich wohl in dem Gefühle von Lust und Freiheit, das meine Brust erweiterte und erhob.

Wir schritten langsam und behaglich am Ufer hin, in ein trauliches Gespräch verloren. Gruppen fröhlicher Menschen gingen uns voraus, oder kamen nach, sich stiller oder lauter unterhaltend, nachdem sie Zeugen scheuten, oder nicht. Ganz in unserer Nähe, kaum acht bis zehn Schritte vor uns, hatte sich zwischen zwei Männern eine lebhafte Unterhaltung angesponnen. Der Eine

schien ein guter Fünfziger zu seyn, war stark und schön gebaut, und noch rüstig für sein Alter. Er trug eine einfache, aber sehr anständige Kleidung, die, wie seine Haltung und Sprache, eine höhere Bildung ankündigte. An seiner Seite ging ein schlichter Bürger, mit dem er sich eben, wie wir hörten, über die Steuern unterhielt. Mir fiel auf, daß Alle, die vorüberkamen, den Mann bekannt und höflich grüßten. «Gute Zeit, Herr Martin! Guten Abend Herr Martin! hieß es rechts und links, und die Weiber grüßten so freundlich, wie die Männer, die Knaben, wie die Mädchen, und «schönen Dank! oder guten Abend!» ward stets erwiedert. Manche fragten wohl auch, ob und wann sie ihm gelegen kämen, weil sie seinen Rath oder Beistand nöthig hätten. Jedem ward ein freundlicher Bescheid ertheilt.

«Sie müssen,» sprach der Mann zu seinem Begleiter, da sie wieder allein waren, «auf die Veredelung Ihres Weines denken, um den Werth desselben zu erhöhen und den Absatz zu erleichtern. Die Steuern sind freilich stark; doch besteuern

Sie selbst, durch vernachlässigten Bau, sich ungleich höher, als der Staat es thut. Sie müssen durch Wort und Beispiel auf Ihre Gemeinde wirken, und das Erzeugniß des Bodens auf den höchsten Ertrag zu bringen suchen. Ich versichere Sie, es geht; ich weiß es aus Erfahrung. Es gehört nur Beharrlichkeit und Geduld dazu. Der Wagen muß aus dem alten Geleise gehoben werden, um sich ein neues einzufahren. So ist der Mensch, und besonders das Volk, Sklave des Herkommens, blinder Anbeter der Gewohnheit. Von dem Obste, das fast wild wächst, brechen sie vorsichtig das reife aus, nehmen von demselben Baume erst die zeitigen Kirschen, Aepfel und Birnen, und lassen die andern nachreifen; bei den Trauben aber, dem edelen Gewächse, dessen Pflege so kostspielig und so mühevoll ist, von dessen Gedeihen der Wohlstand der ganzen Bevölkerung abhängt, rafft man Gut und Schlecht, Reif und Unreif zusammen, und wirft es durcheinander. Keine Frucht zeitigt indessen ungleicher als die Traube; darüber gestattet der Augenschein keinen Zweifel. Die Verschiedenheit

des Bodens, der Art der Trauben, der Behandlung des Weinstocks, des Baues und Alters desselben macht einen bedeutenden Unterschied in der Zeit der Reife. Ja, an einem und demselben Stocke zeitigen die Trauben um so früher, je näher sie dem Boden sind. Dieser fünffachen Ursache ungeachtet, die eine ungleiche Zeitigung zur Folge haben muß, hat man bisher die ganze Crescenz auf einmal weggerafft und eingethan. Wurde nun bei der ersten Zeitigung geherbstet, dann kamen die unreifen Trauben zu den reifen; wartete man dagegen die letzte Zeitigung ab, was äußerst selten geschah, dann ging ein großer Theil der ersten verloren, der unterdessen abgefallen, oder vertrocknet war. Endlich ist man auf den ganz einfachen und natürlichen Gedanken gekommen, die Trauben auszubrechen, so wie sie zeitig sind, und zwei- auch dreimal, wenn es nöthig seyn sollte, zu zwei oder drei verschiedenen Epochen zu herbsten. Diese Maßregel wird einen bedeutenden Einfluß auf die Qualität und demnach auf den Absatz der Weine haben. Nur der sehr gute, der einen hohen

Preis hat, erträgt die Zölle und Abgaben, die mit der Ausfuhr verbunden sind; es ist also das höchste Interesse der Weinbauern, ihr Produkt so gut als möglich zu liefern. Das aber kann durch das Ausbrechen nur allein geschehen; denn der beste Bau, die sorgfältigste Pflege, das reichste Düngen und die günstigste Witterung vereinigen sich das ganze Jahr vergebens, wenn am Ende die Sorglosigkeit oder der Unverstand, durch das Zusammenwerfen der reifen mit der unreifen Frucht, den Erfolg des Fleißes, des Aufwandes, und der wohlthätigen Wirksamkeit der Natur fast in einem Augenblick, in wie weit es möglich ist, zerstört; das aber wird immer der Fall bei dem zu frühen Herbsten seyn, da das zu späte Herbsten dagegen die Quantität des Ertrags vermindert. Das Ablesen in einer und derselben Zeit, wenn es auch in einem und demselben Weinberge ist, muß einen der angeführten beiden Nachtheile zur Folge haben, da auch selbst in einem und demselben Weinberge die Trauben nicht alle in einer und derselben Zeit reifen.»

«Ja, ja,» erwiederte der Bürger, «das ist Alles schön und gut; aber Sie wissen nicht, Herr Martin, auf welche Schwierigkeiten ich in meiner Gemeinde stoße, wenn ich irgend eine Maßregel einzuführen gedenke, die mit dem Vorhandenen im Widerspruche steht.» — Hier ward der Sprecher unterbrochen, da ein junger Mann hinzutrat und Hrn. Martin ehrerbietig grüßte. Dieser dankte verbindlich und fuhr gegen den Bürger fort: «Diesen Gegenstand, Herr Schultheis, wollen wir zu gelegener Zeit umständlich besprechen; er ist für Ihre Gemeinde zu wichtig, als daß wir nicht Alles anwenden sollten, um die Hindernisse, die Sie finden, aus dem Wege zu räumen. Wie geht es Ihnen, Herr Amtspraktikant?» fragte er den eben Angekommenen. — Herr Martin, war die Antwort, ich falle Ihnen mit meinen Klagen vielleicht lästig; aber Sie sind der einzige Mann, bei dem ich Rath und Trost zu finden hoffen darf.

«Sie sollen bei mir finden,» erwiederte Herr Martin, «was ich geben kann.»

Der Amtmann, sprach der Klagende, macht

es mit jedem Tage toller. Da ich es einmal mit ihm verdorben habe, so denkt er mich zu verderben, und ich sehe meinem gewissen Untergange entgegen. Für mich gibt es keine Aussicht in die Zukunft, und die Bestimmung meines Lebens ist verfehlt.

«Wie, junger Mann!» fiel Herr Martin ein, «gibt Ihnen die Jugendkraft so wenig Jugendmuth? Verzweifeln Sie am Leben, weil der Tag Ihre Hoffnung nicht erfüllt? Was der Mensch nicht thut, gar oft nicht thun kann, das thut die Zeit. Lassen Sie, mein junger Freund, die Zeit gewähren, die Alles umschafft und verwandelt; aber in der wechselnden Zeit bleiben Sie sich selbst getreu. Dem Manne ziemt weder Kleinmuth noch Uebermuth, da der nächste Augenblick entfernen kann, was uns betrübt, oder freut.» — Der junge Mann hörte die Ermahnung stillschweigend an, und blickte traurig vor sich hin. Herr Martin sah es, ging in einen etwas muntern Ton über, und sagte: «Wir wollen, junger Freund, diese Verlegenheit allein besprechen, weil sie doch keine Zeugen braucht,

und vielleicht kann ich Ihnen nützlich seyn. Aber glauben Sie mir, es ist nichts possirlicher, als die Verzweifelung über die Dunkelheit der Nacht, die Hitze des Sommers, oder die Kälte des Winters, weil man nur etwas Geduld haben darf, um die Nacht von dem Tage, den Sommer vom Herbste und den Winter vom Frühling abgelöst zu sehen.» Er schwieg einige Augenblicke, dann fuhr er fast scherzend fort: «Ein blindes Huhn, sagt ein deutsches Sprichwort, findet zu Zeiten auch eine Erbse, und kein Schütze ist so schlecht, daß er nicht einmal — wenn auch zufällig — das Ziel träfe. Der dümmste Mensch kann einen klugen Einfall haben, und Kinder und Narren gelten sogar dafür, daß sie die Wahrheit sagen; allerdings eine schöne Empfehlung für Die, welche weder Kinder noch Narren sind!»

In den Jahren 1792 und 93 sah ich, zu Mannheim in Achenbach's Kaffeehaus, öfters ein kleines, hageres und ausgetrocknetes Männchen, das früher Registrator oder so etwas gewesen war. In der dürren, leichtbeweglichen Hand schwenkte es ein stattliches, spanisches Rohr,

mit großem vergoldetem Knopfe, das fast höher, als sein Besitzer war, und das freundliche, nickende Köpfchen, mit dem magern, schmunzelnden Gesichte bedeckte ein niedliches, reichlich gepudertes Stutzperückchen. Die lustige Gesellschaft machte sich mit diesem guten Menschen viel zu schaffen und zu lachen. In seiner Gegenwart wurden die Zeitungen vorgelesen, wenn sie Siegesberichte der französischen Republik enthielten, und die raschen Fortschritte der Waffen und Grundsätze der Revolution erzählten. Das Männchen lächelte ruhig zu allen diesen Neuigkeiten, und behauptete, der ganze gewaltige Lärm und das fürchterliche Spektakel werde und müsse mit der Wiederherstellung des status quo enden. Der status quo war immer sein letztes Wort und der feste Anker, an dem das Schiff seines Glaubens in den Stürmen der Zeit sicher ruhte; auch hieß der Unerschütterliche darum in der Gesellschaft der status quo.

Gegen das Jahr 1811 kam ich wieder nach Mannheim, und besuchte Achenbach's Kaffeehaus aus alter Neigung und Gewohnheit, be-

sonders aber in der Erwartung, den status quo daselbst zu finden. Es hatte sich, seitdem ich das letztemal dort gewesen, mächtig viel in der Welt verändert. Das französische Kaiserreich stand auf dem höchsten Punkte seiner Macht, seines Ruhmes und seines Glanzes. Napoleon beherrschte die Welt, wenn je die Welt von einem Menschen beherrscht ward. Napoleon und Napoleoniden saßen auf den Thronen Frankreichs, Spaniens, Neapels, Italiens, Hollands, Westphalens und Bergs. Mittelbar hatte der gewaltige Kaiser die Schweiz und Deutschland in seiner Hand. Wer später seiner Weisheit Ehre machen wollte, und versicherte, er habe den Fall Napoleons und seines Kaiserreichs vorausgesagt, blieb diesmal nicht bei der Wahrheit, oder war früher nicht bei Verstand. In dem Kaffeehause fragte ich nach dem status quo, den ich nicht sah, weil es, wie ich hörte, nicht seine Stunde war. Regelmäßig und pünktlich, wie in Allem, war er es auch im Besuche des Kaffeehauses, und seine ganze Lebensweise ging richtig, einen Tag wie den andern, gleich der besten Uhr. «Was macht

der status quo?» fragte ich einen Bekannten. — «Vollkommen in statu quo.» — «Wie! Sein alter Glaube?» — «Steht fester, als unsere Sternwarte. Der Narr ist durchaus nicht zu bekehren, und mag, in seiner Art, jetzt wohl das einzige Exemplar in Europa seyn. Die Juden rechnen nicht sicherer auf die Ankunft des Messias, als er auf die des status quo.»

Im Jahr 1815 kam ich über Worms und Oppenheim nach Speier. Da, im Vorüberfahren, meine Augen auf dem freundlichen Mannheim ruheten, und dann das liebe Heidelberg in der Ferne suchten, fiel mir der status quo in Achenbach's Kaffeehaus wieder ein. Wer war nun der Narr? sagte ich im Stillen zu mir. Er war es doch, fuhr ich dann nach einiger Ueberlegung fort. Ein blindes Huhn findet auch zu Zeiten eine Erbse. Aber der Narr hat Recht gehabt, und die Dinge, wie sie gekommen sind, besser, wenn auch nicht gesehen, doch gerathen, besser als alle großen Geister, Staatsmänner, Feldherrn und Gelehrte. Da ist nun der so oft verhöhnte status quo, sogar auf dem linken Rhein-

ufer, jenseits, und in Frankreich, Spanien, Neapel, Italien, Holland und gewiß in dem Kurfürstenthum Hessen. Zwanzig Jahre hielt das treue Herz fest und redlich an dem status quo, wie selten ein Liebhaber an seiner Geliebten, und weil der Mensch zwanzig Jahre beharrlich ein Narr geblieben ist, behielt er am Ende Recht. Das ist doch wirklich arg, und daß Kinder und Narren die Wahrheit sagen.

Die heilige Hildegarde und der ehrenwerthe Bartholomäus von Holzhausen, und so viele andere gefeierte Namen haben sich Prophetenruhm erworben, und doch gewiß Nichts so bestimmt vorausgesagt, wie der Mannheimer status quo den europäischen; und der redliche Mannheimer hat als ein verlachter Thor gelebt, und ist wahrscheinlich als ein verlachter Thor noch vor der General-Restauration gestorben. Ja, der bekannte Adam Müller und gleichzeitige Collegen, hundert Kriegs-, Friedens-, Revolutions- und Wetterpropheten sind vielleicht größere Narren gewesen, als der ausdauernde, gläubige und auch rechtgläubige status quo in Achen-

bach's Kaffeehause, und sind geehrt und belohnt worden; er aber nicht. Das ist die Welt, ihre Weisheit und ihr Ruhm!

«Das ist ein seltsamer Mensch,» sagte ich zu meinem Begleiter, «um dessen Bekanntschaft man sich bewerben dürfte. Kennst Du ihn?» — Ein wenig, antwortete dieser, und wir wollen ihm schon näher kommen, wenn Du Lust dazu hast. Er ist allerdings ein eigener, aber sehr interessanter Mann, der bei den Landleuten in großem Ansehen steht, und dem die Gemeinde, in der er wohnt, fast ihren ganzen Wohlstand verdankt. Sie pflegen ihn in allen ihren Angelegenheiten um Rath zu fragen, und befinden sich immer gut dabei, ihn befolgt zu haben. Der Mann hatte früher in der großen Welt gelebt, einige Stellen bekleidet, und sich am Ende, des eitelen Treibens müde, wie er sagte, auf sein Gütchen in dieser herrlichen Gegend des Rheins zurückgezogen, um sich und mit sich selbst zu leben. Der Mann heißt hier Herr Martin, was schwerlich sein Name ist. Er spricht viel in Gleichnissen und beweiset oder widerlegt einen Grundsatz,

eine Meinung gewöhnlich mit einer Fabel oder Anekdote. Die lange mit ihm umgegangen, verstehen ihn sogleich; wer aber, wie ich, noch wenig mit ihm gesprochen, findet in seiner Unterhaltung viel Unverständliches und Räthselhaftes. Die Landleute halten fast so viel auf ihn, als die Schüler des Pythagoras auf ihren großen Meister. Mit dem Ausspruche: Hr. Martin sagt, oder Hr. Martin meint, ist Alles abgethan. Ich sah ihn zum erstenmal in gemischter Gesellschaft, die auch ein gemischtes Gespräch führte. Hr. Martin hörte Alle, lächelte zu Allem, ließ sich mit Jedem in ein Gespräch ein, bald über die beste Welt, das ewige Fortschreiten unseres Geschlechtes auf der Bahn der Vervollkommnung, bald über die angeborenen Ideen, die beste Regierungsform und den einzigen wahren Glauben, und wurde, der Hitze des Streites ungeachtet, in die man, widersprochen und widersprechend, gerieth, nicht besonders warm. «Ja, ja,» schloß er freundlich, «wenn man nur wüßte, was da kommen wird, sollte es nicht so, sondern anders kommen. Wie! wenn der Win-

ter einmal mitten in den Sommer fiele, die Sonne im Westen auf- und im Osten unterginge! Wenn der Großherr katholisch würde, und den Divan in ein Kardinalskollegium verwandelte, die Birnbäume Aepfel trügen, und eine große Macht im Norden die nordamerikanische Verfassung proklamirte! In der That, man kann nicht genug denken, wenn man über Alles denken will, das dem denkenden Menschen Gedanken macht! Was mag nur gewesen seyn vor der Schöpfung, da noch nichts war, und von welchem Leder trugen die Leute Schuhe, ehe sie die Häute gerbten? Große hehre Weisheit, Wissenschaft aller Wissenschaften, heilige Metaphysik! Du allein gleichst in deiner grundlosen Tiefe einem Fasse ohne Boden. Jahrtausende schöpft der Mensch aus dir, ohne daß dein Inhalt sich verminderte; denn du bist ewig leer. Ist es warm, warum hat er den Pelz an? Ist's kalt, warum hat er keine Schuhe an?» — Einige Umstehende lachten laut. «Was ist das?» fragte ich meinen Nachbar, der von ganzem Herzen zu dem Lachen stimmte. — Wenn wir allein sind, antwortete dieser, dann will ich es Ihnen sagen.

Da wir nun allein waren, sprach mein freundlicher Nachbar also: «Ein ehrlicher Israelit, Namens Mosche, hatte, nach der Erzählung des Herrn Martin, ein Söhnchen, genannt Jekuf. Der Vater meinte, der Handel habe einen goldnen Boden, und wollte, Jekuf sollte Handelsmann werden. Dieser aber fühlte in sich das edlere Bedürfniß des Wissens und den höhern Beruf, es zu befriedigen. Geld, dachte Mosche, ist aller Weisheit Ziel, so kann die Weisheit wohl des Geldes Anfang seyn. Ein gelehrter Mann steht freilich hinter dem reichen Manne weit zurück, doch schließt der eine den andern nicht aus, und wenn kein Geld zu haben ist, muß man sich in sein bescheidenes Loos zu fügen wissen, und mit der Wissenschaft zufrieden seyn. Mag Jekuf ein Gelehrter werden. Dem Sohne ward, auf sein Verlangen, ein einsames Stübchen eingeräumt, damit der Lärm des Hauses und der Straße seine Studien nicht störe. So saß der Junge Jahr und Tag in seiner Kammer, von aller Berührung mit der eitelen Welt entfernt, nur dem Forschen und dem Wissen le-

bend. Da fügte es sich, daß ein Verwandter aus weiter Ferne zum Besuche kam, und sehr verwundert war, den Jekuf nicht zu sehen. — Der studirt, sprach Mosche. — Soll ich ihn nicht sehen, fragte der Verwandte, und hab' den langen Weg gemacht? Laß mich zum Jungen! — Der Vater führt ihn bedächtig in die Kammer, nicht wenig stolz, den Studirenden in seinem Forschen so vertieft zu finden, daß er die Eintretenden nicht einmal bemerkte, oder beachtete. — Jekuf, sagte der Vater, da ist ein alter Freund, er kommt, um Dich zu sehen. — Jekuf saß vor einem großen aufgeschlagenen Buche, den starren Blick auf ein Bild geheftet, das, vor dem Titelblatte, in einem Kupferstiche, Moses vorstellte. Dieser trug ein Kleid, das eine Pelzverbrämung einzufassen schien; die ausgestreckten Füße waren nackt. Da Jekuf unbeweglich sitzen blieb, trat der Besuch ihm näher, und der Vater warf einen neugierigen Blick auf das große Buch, in dem das alte Testament enthalten war. — Jekuf, rief der erstaunte Vater, was ist das? Jahr und Tag liegt nun das Buch vor Dir, und Du

bist noch am ersten Blatte! — Tiefes Geheimniß, sprach Jekuf, das Bild betrachtend und um des Vaters Rede unbekümmert. Ja, wer das zu erklären wüßte! Aber Jahre werden vergehen, Weise werden forschen, und es wird ein dunkles Räthsel bleiben: Ist es warm, warum hat er den Pelz an? Ist es aber kalt, warum hat er keine Schuhe an?»

Hat Hr. Martin ein Buch voll müßiger, tiefer Forschung, voll eiteler Grübelei über Dinge, die der Mensch nicht wissen kann, nicht zu wissen braucht, gelesen; hat er einem langen Gerede zugehört, in dem entschieden werden soll, ob die thibetanischen Ziegen Wolle oder Haare tragen; ob der Kern der Erde von Metall, oder von anderem Stoffe sey; wo der Sitz der Seele sich befinde, und ob sie mit dem Körper, oder vor ihm geschaffen worden, oder leihet er sein Ohr moralischen, politischen und andern Erörterungen von gleichem Gehalte, dann spricht er mit komischem Ernste weiter nichts, als mit Jekuf: «Ja, wer das wüßte, wer das erklärte, das dunkle Räthsel, das tiefe Geheimniß! Ist es

warm, warum hat er den Pelz an? Ist es aber kalt, warum hat er keine Schuhe an?»

Als Herr Martin später geendigt hatte, trat eine Pause ein, die wir benutzten, um uns anzuschließen. Mein Freund und Begleiter ward sogleich von ihm wieder erkannt und freundlich empfangen. Da er mich ihm vorstellte, schien sein Blick flüchtig über mir weg zu gleiten; aber ich bemerkte wohl, wie er mich prüfend zu erforschen suchte. Ein sprechendes Gesicht voll Inhalt und Bedeutung, höchst anziehend und doch wieder abstoßend! Tiefe Furchen durchzogen die Stirn, und man sah, daß durch des Mannes Seele und über seine Brust Schweres gegangen war. In den Augen las man Sanftmuth und Liebe. Der Schluß der Lippen deutete auf Sicherheit und Selbstbeherrschung, und um den Mund spielte ein ironisches Lächeln, das ihn manchmal wie krampfhaft verzerrte. Erst war das Gespräch ziemlich allgemein und unbedeutend; und nicht ohne Absicht schien mir Hr. Martin gern das Wort zu lassen. Ich benutzte das, um mich ihm zu nähern. Da die Rede nun auf landständische

Verfassungen, die Ereignisse der Zeit und sonst kurrente Dinge kam, sagte ich: «Der gesetzgebende Körper war gerade versammelt, als ich mich vor mehreren Jahren zu Paris befand. Nie hatte ich ein solches Schauspiel gesehen, und wünschte sehr, einer Sitzung der Deputirtenkammer beizuwohnen. Es gelang mir, durch den Beistand eines alten Freundes, mit dem ich seit vielen Jahren in vertrauter Verbindung lebte. Während der Stürme der Revolution war er genöthigt gewesen, sein Vaterland zu verlassen, um sein Haupt der Proskription zu entziehen, in der er sich am 18ten Früktidor begriffen sah. Da er das Glück hatte, nach Deutschland zu entkommen, machte mich der Zufall mit ihm bekannt, und ich befand mich in der Lage, ihm einige Dienste zu leisten. Seine Dankbarkeit war größer, als die kleinen Gefälligkeiten, die ich ihm erwiesen, es verdienten. Mehr als zwanzig Jahre nachher riefen mich Geschäfte nach Paris, und mein erster Gang war, wie sich begreifen läßt, zu meinem Freunde. Mit diesem nun wohnte ich einer Sitzung der Deputirtenkammer bei. Welche glänzende Ta=

lente! Welche hinreißende Beredsamkeit! Wie strömt das aus der reichen Quelle des Geistes über die Lippen, und zieht die Zuhörer unwiderstehlich mit sich fort! Einer sprach besonders gut über die Vorzüge des Adels, wie er die Stütze des Thrones sey, von dem die Gerechtigkeit, der Ruhm der Nation, Friede und Ordnung ausgehe; wie dieser Adel, mäßigend und vermittelnd, zwischen der Majestät des Königs und dem Volke stehe, die Gnade von Oben auf dieses leite, und die Klagen von Unten vor jenen bringe; wie dem Adel, in solcher Stellung, angeborner Glanz, Reichthum, Ansehen gebühre, um würdevoll seine große Bestimmung zu erfüllen. Wahrhaftig, ich war begeistert. In demselben Sinne sprachen noch Andere, und sie befestigten und schmückten nur den schönen Bau, den ihr Vorgänger mit so großer Kunst aufgeführt hatte. Mein Freund blieb, zu meinem Erstaunen, kalt, und murmelte unwillig zwischen den Zähnen: Goldarbeiter von Ephesus! Später entwickelte ein großer Redner die Vorzüge und Verdienste der Geistlichkeit so eindringlich und überzeugend, daß ich,

hätte er auch noch mehr als den Zehnten und reiche Besitzungen für den so hohen und segenreichen Priesterstand verlangt, ihm Alles unbedenklich, zur Ehre Gottes, zum Wohl des Staates und zum Heil meiner Seele zugestanden haben würde. Es ist doch wirklich eine himmlische Gabe, diese Beredsamkeit! Mein Freund indessen blieb ungerührt und murmelte, wie vorher zwischen den Zähnen: Lauter Goldarbeiter von Ephesus! Da wir allein auf der Straße waren, äußerte ich ihm mein Befremden über seine verstockte Gleichgültigkeit und theilnahmlose Kälte. Lauter Goldarbeiter von Ephesus! antwortete er spöttisch. Was will das sagen? fragte ich. Goldarbeiter sah ich nicht; aber Goldmacher könnte man wirklich solche Männer nennen, die das Gold der Wahrheit so rein und glänzend aus den Schlaken des Irrthums und der Täuschung ziehen. Das ist Münze von echtem Schrot und Korn — Schön geprägte, falsche Münze, antwortete mein Freund; Die prägen Alles bis zur höchsten Täuschung aus. Gold wird Kupfer, Kupfer Gold, Silber wird Blei und Blei wird Silber, wie

es gerade ihr Vortheil will. Nichts als Goldarbeiter von Ephesus. — Was, fiel ich ein, soll das heißen? Nun, erwiederte mein Freund, da das Christenthum sich auszubreiten anfing, und seine segenvolle Wirksamkeit sich mehr und mehr kund gab, berathschlagte man zu Ephesus, ob der neuen göttlichen Lehre Eingang zu gestatten sey; die Goldarbeiter aber widersetzten sich dem gefährlichen Antrage, sprachen für den Glauben der Väter, die Sitte der frommen Vorzeit, die Götter, denen das Vaterland Jahrhunderte hindurch Wohlstand, Glück und Ruhm verdanke, weil — nur der Götzendienst ihre Kunst beschäftige und belohne. Sie werden gestehen, fügte mein Freund bitter lächelnd hinzu, die Zunft der Goldarbeiter von Ephesus ist groß und hat sich weiter als selbst das Christenthum verbreitet....

Ich hatte gut gerechnet. Meine Absicht war erreicht; ich stand Hrn. Martin näher. Er lächelte und lenkte dann wieder ernsthaft ein. Es ist mit den landständischen Institutionen, sprach er, wie mit jedem Werkzeuge und Mittel, durch welches Menschen wirken; die Art der

Wirksamkeit hängt von diesen ab. Das Werkzeug folgt der Bestimmung, die ihm die Hände geben, welche sich dessen bedienen. Das Feuer wärmt und brennt, belebt und tödtet. Dieselbe Frucht auf verschiedenem Boden und unter verschiedenem Himmel gedeiht nicht auf dieselbe Weise. Was der Süden zum Riesenbaum entwickelt, verkrüppelt der Norden zur Pygmäenstaude. Der römische Senat hat Rom's Größe und Freiheit gegründet, aber auch zerstört. Es war ein Gänsekiel, mit dem Voltaire seine wüste Pucelle und Schiller seine herrliche Jungfrau von Orleans geschrieben. Napoleon hatte einen Erhaltungssenat, bestimmt die Konstitution zu erhalten; und er half sie ihm vernichten. Sein gesetzgebender Körper pflegte die Gesetze von ihm zu nehmen.

Indessen, wird versichert, machen die Landstände den Haushalt klar. Wird mit ihnen auch nichts gespart, dann weiß man doch, wie sie das Geld verwenden. Das ist hier wahr, und dort ist es falsch. Ein reicher Mann in Volksheim, sagt man, wollte seiner Tochter eine glänzende Hochzeit

machen. Da es dazu in seinem Dorfe keine Mittel gab, sendete er einen Deputirten nach Kreuznach, um daselbst verschiedene Arten von Fleisch zu kaufen. Da man indessen sich auch nicht darauf verstand, es zuzubereiten, so erhielt der Deputirte den Auftrag, die Art der Bereitung schriftlich mitzubringen. Der Abgeordnete entsprach der Weisung seines Committenten. Schon war er auf dem Rückwege, mit dem Fleisch im Korbe und der Instruktion zur Bereitung im Sacke, da sprach ihn ein Kirschbaum mit der reifen Frucht gar einladend an. Es war ein heißer Tag, und der Deputirte hatte Durst. Zum Glücke gehörten Feld und Baum seinem achtbaren Committenten, in dessen Dienste er so durstig geworden war. Nichts fördert im praktischen Leben mehr, als muthiger Entschluß und rasche That. So saß der wackere Stellvertreter schnell auf dem Baume, und ließ sich die Frucht seines Gewaltgebers trefflich schmecken. Da kam ein stattlicher Hund über das Feld gelaufen, durch den Geruch des Fleisches, das unter dem Baume lag, ohne Zweifel angezogen. Das Thier,

wie der Deputirte, seinem Appetite folgend, packte das Fleisch auf und lief davon. Der Abgeordnete sah es, aber zu seinem Verdrusse etwas zu spät. Da er sich indessen zu rechter Zeit besann, daß er die Instruktion zur Bereitung im Sacke habe, rief er dem Hunde getröstet nach: «Lauf nur, du weißt doch nicht, wie es bereitet wird. Da hab ich den Zettel im Sacke!» Herr Martin schwieg. Wir sahen einander ein wenig verlegen an. Der reiche Bauer von Volksheim, fragte ich endlich, wäre vielleicht das Wahlkollegium? Ja, antwortete Herr Martin ernsthaft, das suveräne Volk. — Der Bote mit dem Fleisch der Deputirte, ein ehrbares Mitglied der zweiten Kammer? — Vielleicht — Und der Hund? — Das, erwiederte Herr Martin, habe ich nicht gefragt.

Uebrigens, fuhr Hr. Martin fort, hat man gewöhnlich sehr Unrecht, wegen des geringen Erfolges der landständischen Verfassung die Regierungen anzuklagen. Ich kenne eine Stadt, in welcher die ehrsame Bürgerschaft mit dem Magistrate im Streite war. Nicht leicht wird es eine

Regierung den Regierten je zu Danke machen. So ging es auch der Regierung besagter Stadt. Das Mißvergnügen ward vorzüglich von einem verschlagenen, gewandten Menschen genährt, der viel brauchte und wenig hatte, nichts gut fand, was er nicht selbst gethan, und Keinen leiden mochte, der besser war, oder höher stand, als er. Das Volk hatte er durch die Versicherung gewonnen, alles Regiment, das nicht Jeden zufrieden stelle, sey schlecht, und bei einer guten Wirthschaft erwiesen sich die Abgaben nicht nur als entbehrlich, sondern der Unterthan, der es sich gefallen lasse, ein Unterthan zu seyn, bekomme von Rechtswegen am Ende noch etwas heraus. Das Volk ist ein Kind, und wie ein Kind hängt es aufrichtig an Jedem, der ihm den Glauben beizubringen gewußt, er meine es gut mit ihm.

Die Opposition machte dem Bürgermeister und dem Rathe viel zu schaffen, obgleich sie gerade keinen Francis Burdett oder Brougham, keinen Benjamin Constant und keinen Bignon aufzuweisen hatte. Die Regierung verstand sich dagegen auch auf das Regieren,

wenn sie es auch, wie die Kleinen, im Kleinen trieb, da die Großen es im Großen treiben. Bei der nächsten Rathswahl ward der Volkstribun in den Rath gezogen, und vertauschte, wie Andere, die Bank der Opposition gegen die der Schatzkammer ohne besondern Widerwillen. Alles Bedeutende und Wichtige beginnt und endet, wie bekannt, mit einem Schmause, so auch die Einsetzung des neuen Raths. Bei der Tafel ging ein großer Pokal herum, der Rathsbecher genannt, aus dem, zum Wohle treuer und lieber Bürgerschaft, wacker getrunken wurde. Das neue Rathsglied fand den löblichen Gebrauch nicht übel, uud studirte sich mit jedem Zuge gründlicher in die Natur des gemeinen Wesens ein. Die bisher unzufriedene Bürgerschaft hoffte auf die Wahl ihres muthigen Sprechers und Vertreters eine goldene Zeit; und da sie, zu ihrem Erstaunen, sah, daß es bei'm Alten blieb, trat sie klagend vor den neuen Rath. Ihr alter Freund aber nahm das Wort und sprach: «Alte Freunde, liebe Mitbürger! So lange ich in Eurer Mitte saß, die schweren Pflichten der Stadt-

regenten nur von Weitem sah, und die Sache nicht von Grund aus kannte; so lange ich einfältig und unwissend war, wie Ihr, geliebte Mitbürger, wollte ich allenthalben Irrthümer und Fehler sehen. Es verhält sich aber, wie ich jetzt durch Ueberzeugung weiß, ganz anders. Es geht vortrefflich, ganz vortrefflich, sage ich Euch, und ein guter Bürger wird das nicht verkennen. Wohl dem, der zur Einsicht gelangt, und begreift, was ich gesagt! Das ist mein Bescheid!» Es gab viele lange Gesichter; aber da war nichts zu machen. Er hat aus dem Rathsbecher getrunken, bemerkte ein reicher Krämer, dem es vielleicht selbst nicht an Durst fehlte. Ja! ja! riefen Alle, er hat aus dem Rathsbecher getrunken, und mit der lieben Bürgerschaft ist's aus. Wie Viele haben aus dem Rathsbecher getrunken, oder möchten noch aus ihm trinken! Während dem wir uns auf diese Weise unterhielten, legten wir eine schöne Strecke zurück. Endlich blieb Hr. Martin stehen, wies mit der Hand rechts nach einer Anhöhe, auf der sich, an der Seite eines freundlichen Dörfchens, ein

nettes Haus hinter einem Walde von Fruchtbäumen erhob. «Da wohne ich,» sprach er, «und ich würde mich freuen, wenn Sie die Wohnung des Einsiedlers, so lange es Ihnen gefällt, theilen wollten. Sie machen Jahresferien, wie ich hörte; ich mache Lebensferien, und wir könnten uns in die Annehmlichkeiten des süßen Nichtthuns theilen. Unser beiderseitiger Freund, darauf rechne ich Ihrer Gesellschaft wegen, würde uns nicht verlassen.» — Gern hätte ich den Vorschlag angenommen, wäre ich nicht durch mein Wort gebunden gewesen, meinem Freunde treu zu bleiben, und den folgenden Tag ein Geschäft in der Nähe abzuthun. Ich sagte das Hrn. Martin, dankte ihm herzlich für das freundliche Anerbieten, und trug ihm den Wunsch vor, in acht bis zehn Tagen, bei meiner Zurückkunft, ihn besuchen zu dürfen. Gefällig gestand er mir es zu, und wir schieden mit einander ziemlich bekannt, obgleich wir uns zum ersten Mal gesehen hatten.

Daß ich, nach acht Tagen, Wort hielt, brauche ich wohl nicht zu sagen. Mich trieb ein unge-

duldiges Verlangen diesen Mann näher kennen zu lernen, von dem Alle sprachen, und den Niemand kannte; der so einfach und anspruchlos einen Schatz in sich bewahrte, den nur ein reiches Leben geben kann, und der in seiner Abgeschiedenheit eine so sonderbare Rolle spielte, daß man vermuthen durfte, es sey nur eine Rolle. Ich hatte mich nicht getäuscht, aber jede meiner Erwartungen ward übertroffen. Die wenigen Tage, die ich bei Hrn. Martin zugebracht, gehören zu den wichtigsten und lehrreichsten meines Lebens. Der Mann hatte Ungewöhnliches gethan, fast Unglaubliches erfahren und geduldet, und da er nun glaubte, seine Zeit sey vorüber, entschloß er sich zu dem freiwilligen Tode für die Welt, in der er früher gehandelt und gelitten hatte. Vielleicht komme ich später auf diesen Mann zurück, wenn ich seinen wahren Namen nennen und offen von den Ereignissen reden darf, deren Zeuge er gewesen.

Anekdoten, Gedanken und Maximen.

An einem merkwürdigen Menschen ist Alles merkwürdig.

Der gläubigen Menge ist an einem bedeutenden Menschen Alles bedeutend, an einem großen Manne Alles groß. In dieser andächtigen Stimmung betrachten das Volk, auch Vornehme und Gelehrte, die in mancher Hinsicht oft mehr Volk sind, als es selbst, und sogar die Geschichte, die nicht selten nur eine vornehme und gelehrte Klatscherei ist, ihre sogenannten Heroen und Heiligen. Diese gläubige Verehrung fällt bei allen Sektirern, bei den Lobrednern der mittelalterlichen Institutionen, manchmal auch bei Las Cases, in seinem Tagebuche von St. Helena, gern in's Lächerliche. Aber die Ueberspannten wissen und bemerken so wenig, daß sie es sind, als die Thoren und Verrückten; sonst wären sie es nicht.

Da Voltaire in seinen spätern Jahren nach

Paris kam, um den lange entbehrten Weihrauch der Hauptstadt, die einem rechten Franzosen nichts in der Welt ersetzt, in dichten Wolken einzuziehen, ward er von allen Seiten bestürmt, belagert, bewundert, verfolgt, begafft und beklatscht. Eines Tags besuchte er eine alte Freundin, die aus Schwäche nicht mehr ausgehen konnte. Das glückliche Ereigniß war früher bekannt worden, und alle Vettern, Basen, Befreundete und Verwandte, Bewunderer des großen Mannes, fanden sich in den Gängen, Zimmern und Vorzimmern ein, um sich des seligen Anblicks zu freuen und zu rühmen. Der Gefeierte kam, redete mit der Kranken, hörte ihre Klage an und sprach ihr Trost zu. Er selbst, bemerkte Voltaire, habe an demselben Uebel gelitten, und, bei der Schwäche seines Magens, nichts zuträglicher gefunden, als Kartoffelmehl mit Eigelb und Zucker, zu einem Brei gemischt und leicht gekocht. Da konnte ein Begeisterter nicht länger an sich halten, und machte seinem überfüllten Herzen Luft, indem er ausrief: «Ach Gott! Welch ein Mann! welch ein Mann!»

Nicht weniger erbaulich und rührend ist eine Aeußerung des gelehrten Ameilhon über Napoleon. Ameilhon war Mitglied des Instituts geworden, und befand sich als solches bei einer Deputation, die dem Kaiser aufwarten sollte. Der Akademiker hatte diese Ehre zum ersten Mal, und gab sich alle Mühe bemerkt zu werden. Es gelang, und der Kaiser, der sich einer solchen Person dunkel erinnerte, kam auf ihn zu und sagte: Sind Sie nicht Hr. Ancillon? — Ja, Sir ... Ameilhon. — Ach ja! Bibliothekar von Sainte Genevieve. — Ja, Sir ... vom Arsenal. — Ganz Recht, Sie haben die Geschichte des türkischen Krieges fortgesetzt. — Ja, Sir ... die Geschichte des griechischen. Der Kaiser wurde über seine eigenen Fehlgriffe ungeduldig und kehrte Hrn. Ameilhon den Rücken zu. Dieser, stolz auf die Ehre, die Aufmerksamkeit Napoleons auf sich gezogen zu haben, und über diese Auszeichnung erfreut, sagte voll Begeisterung zu seinem Nachbar: «Es ist wirklich zum Erstaunen; der Kaiser weiß doch Alles.»

Einige Wunder.

Frau v. Genlis erzählt, in ihren Denkwürdigkeiten, mehrere Wunder, die, wie sie versichert, ganz gewiß geschehen sind, und von denen wir später einige anführen wollen. Dann erfahren wir, wie viele Schriftsteller — und ihre Zahl ist Legion — sie bestohlen und sich von dem Abfalle ihrer Tafel bereichert haben. Zu diesen gehört auch Frau v. Staël, die, wie uns hier berichtet wird, weder Französisch verstand, noch irgend eine Art von solider Bildung hatte. «Ich habe die Frau v. Staël,» heißt es, «in meinen Werken getadelt, weil sie in den ihrigen die Moral und die Religion offenbar angegriffen; hätte sie das nicht gethan, dann würde sich meine Censur nur auf die Unkorrektheit und Dunkelheit ihres Styls beschränkt, aber nie einen Theil der lächerlichen Phrasen angeführt haben, die in ihren Schriften so zahlreich sind. Sie hatte das Unglück, in der Bewunderung der Emphase, des Schwulstes und Galimathias erzogen zu werden. Zu diesem Unglück kam, unglücklicher Weise, noch

ein anderes, daß sie nämlich das Lesen der großen Schriftsteller des Jahrhunderts Ludwig's XIV. vernachlässigte; sie besaß sehr wenig reelle Kenntnisse, und hat sich nie ein ernstes Studium aus der französischen Sprache gemacht, von der sie selbst die gemeinsten Regeln nicht wußte. Auch haben ihre Werke nie einen bedeutenden Absatz gefunden. Für ihren besten Roman gilt, bei allen Fehlern des Styls, welche die Verfasserin immer beibehalten hat, die Corinna; aber es fehlt ihm an Erfindung, an Wahrscheinlichkeit und Interesse. — Indessen hätte etwas aus ihr werden können,» meint Frau v. Genlis, «wenn ihr die Bildung derselben zugefallen wäre. Oft,» sagte sie, «habe ich aufrichtig bedauert, daß sie nicht meine Tochter oder Schülerin gewesen, ich hätte ihr gute Grundsätze der Literatur, richtige Begriffe und Natürlichkeit beigebracht.»

In den Denkwürdigkeiten der Frau v. Genlis erfahren wir auch, wie ganz vorzüglich alle ihre Werke sind. Selbst der erste Consul hat ihre Madame de la Valliere in einem Zuge, weil er nicht davon kommen konnte, weggelesen,

und sehr dabei geweint. Die Thatsache ist ganz außer Zweifel; denn die Frau v. Genlis hat sie von der Frau de Bon, diese von Hrn. Fontanes, und Hr. Fontanes von dem ersten Consul selbst, der weichen Seele. «Diese Nachricht,» sagt Frau v. Genlis, «bezauberte mich; ich war stolz, Dem Thränen entlockt zu haben, der so eben die Religion, die Ordnung und den Frieden wieder hergestellt, und mein Vaterland der Anarchie entrissen hatte, und der unbedenklich der größte Feldherr seines Jahrhunderts war. In der ersten Bezauberung dieses glorreichen Erfolgs dichtete ich einige Verse, die ich sogleich an Madame de Bon, diese an Fontanes, und Fontanes unverzüglich an den ersten Consul schickte.»

Nun kommen wir an die Wunder; denn was wir eben erzählt, sind keine. Frau v. Genlis berichtet nämlich, wie folgt: «Madame Elisabeth, Schwester Ludwig's XVI., ist 1793 auf dem Schafotte gestorben. Alle Berichte und alle Denkwürdigkeiten jener Zeit stimmen in der Versicherung überein, daß in dem Augenblicke,

wo sie den Todesstreich empfing, sich ein Rosengeruch auf dem Platze Ludwig's XV. verbreitet habe.» Dann fügt die sehr fromme Verfasserin in einer Note bei: «Man sieht in dem Leben der Heiligen, daß dieses Wunder eines angenehmen Geruchs, der sich in dem Augenblicke des Todes heiliger Personen auf einmal verbreitete, öfter geschehen ist.»

An einer andern Stelle wird berichtet: «Ich werde Carlepont, wo ich mich aufhielt, nicht verlassen, ohne von einem wahren Wunder zu sprechen, das sich daselbst zugetragen hat. Es lassen sich keine Betrachtungen über Thatsachen anstellen, die man durchaus nicht läugnen kann. Hier folgt der Vorgang ohne irgend eine Bemerkung: Eine junge Bäuerin von 20 Jahren, Namens Seraphine, war seit fünf Jahren an einem Bein und einer Hüfte so gelähmt, daß sie kaum mit Hülfe zweier Krücken gehen konnte. Alle Mittel der Kunst waren erschöpft, und die Aerzte und Wundärzte, die man von Senlis und selbst von Paris hatte kommen lassen, erklärten die Leidende einstimmig für unheilbar. Seraphine sagte end-

lich: sie sey sicher, zu genesen, wenn man sie zur heiligen Jungfrau von Liesse, fünfzehn Stunden von Carlepont bringe. Das geschah; man setzte die Kranke auf einen Karren und trat den Weg an. Dem Ziele nahe, stößt sie, bei dem Anblicke der heiligen Jungfrau von Liesse, einen Schrei aus, sagt, sie fühle ihr Bein sich wieder beleben, stürzt allein von dem Karren, trägt ihre Krücken aufgehoben in den Händen, und läuft in die Kirche der heiligen Jungfrau, wo sie die Krücken zurückläßt. Ich habe diese junge Person, neun Monate nach ihrer Genesung, selbst gesehen, wie sie ging und lief. Das sind unbestreitbare Thatsachen; die starken Geister wissen nichts dagegen einzuwenden, als die Phrase: Sie ist durch die Macht der Einbildungskraft geheilt worden.»
— Die Ketzer!

Zauberei und Umtriebe.

In der Zeit, wo das Hexen in Deutschland noch Mode war, also in der vielbelobten guten

alten Zeit, trieben böse Menschen diese Teufelskünste auch in der berühmten, ehrwürdigen und sonst frommen Stadt Trier, recht zum Schaden und Aerger aller Andächtigen, Rechtgläubigen und Wohlgesinnten. Die Sache ging wirklich bis zur höchsten Ungebühr, und nach den glaubwürdigsten Legenden und Traditionen, die in den Mönchsklausen und frommen Vereinen der alten Betschwestern umliefen, richteten die Zauberer und Hexen unendliches Unheil und Verderben an. Die Kühe gaben rothe Milch, die geradesten Kinder kamen lahm nach Hause und in der Walpurgisnacht fuhr die halbe weibliche Bevölkerung, die über fünfzig Jahre zählte, auf abgenutzten Besen rutschend, zu den Schornsteinen der Stadt hinaus, um die Donnerwetter und den Hagel zu bereiten, die den Frühling und Sommer hindurch die Früchte des Feldes verdarben und zerstörten. Bei diesem Gräuel der Verwüstung konnte die wachsame Obrigkeit der Stadt nicht müßig bleiben. Obgleich die väterlichen Regierungen es noch nicht, wie jetzt, verstanden, in Speicher, Küche, Keller und Stall, durch zahlreiche, zweckmäßige

Verordnungen, hineinzuregieren, die Größe der Suppenlöffel und die Schärfe der Messer vorzuschreiben, damit jene zum Munde paßten, diese aber gehörig schnitten, so kannte doch der hohe Magistrat seinen ernsten Beruf genug, um zu wissen, daß es an ihm sey, die ihm anvertrauten Untergebenen glücklich zu machen, mochten sie es nun seyn wollen, oder nicht. Er ordnete also, nach weiser Berathung, eine Kommission in seiner Mitte, mit dem Auftrage an, Stadt und Land von den Zauberern und Hexen zu befreien. Die Herren vom Magistrate, die das schwere Amt belastete, wurden gut bezahlt. Der Arbeiter ist natürlich seines Lohnes werth, und Jeden belohnt man nach Verdienst. Konnte es aber ein größeres Verdienst geben, als die zu behexende und zu bezaubernde Bürgerschaft gegen den Satan und seinen Anhang in Schutz zu nehmen, und die Erde von der höllischen Ausgeburt zu reinigen? Auch ging es ganz trefflich mit dem Einkerkern, Hinrichten und Verbrennen. Das Hexen und Zaubern mußte furchtbar im Gange seyn, weil es so viele Verurtheilte gab. Frei-

geister — jedes Zeitalter hat solche Menschen, die nicht glauben wollen, daß immer wahr und heilig sey, was gewisse Leute und Stände, zu ihrem Vortheil, als unbestreitbar wollen geltend machen — Freigeister also belachten oder beklagten — versteht sich in's Geheim, daß es die Herren vom Magistrate nicht hörten, die immer Recht hatten, weil sie konnten einkerkern, hinrichten und verbrennen lassen — den Wahn, der so vielen Unschuldigen, wie die Verstockten meinten, Leben oder Freiheit kostete. Die Ketzer und Philosophen trieben den Unglauben so weit, daß sie das Daseyn von Hexen und Zauberern zu läugnen sich erfrechten, obgleich es faktisch erwiesen war. Wie wäre es möglich gewesen, Hexen und Zauberer zu verbrennen, wenn es keine gegeben hätte? Ihre Hinrichtung allein bewies, daß sie vorhanden waren. Man trieb demnach das Einkerkern, Hinrichten und Verbrennen mit großem, den Theologen und also Gott gefälligem Eifer.

Da ergab es sich nach einiger Zeit, daß Herren vom Magistrate, die nicht zu der Kommission gehörten, zu ihr gehören wollten. Sie glaub-

ten, das Geschäft so gut, wie die Herren Kollegen, die starke Gehalte dafür bezogen, zu verstehen. Die aber, welche sich im glücklichen Besitze sahen, hielten, was sie hatten, fest, und für sie sprachen Herkommen, Gesetz und Observanz. Da erboten sich die Aspiranten, um die Hälfte zu thun, wofür die Kommissionsglieder den ganzen Betrag bezogen. Das entschied. Die Kommission wurde neu besetzt, that aber ihre ganze Pflicht so wenig, daß man bemerken wollte, für das halbe Geld lasse sie auch nur die Hälfte der Hexen und Zauberer verbrennen. Das machte Aufsehen, und da die Herren vom Rathe, die nicht zur Kommission gehörten, und also auch kein Geld bezogen, auf die Gewalt und Besoldung der Kommissionsglieder eifersüchtig waren, ging ein neuer Antrag bei versammeltem Rathe — die Minorität nur saß in der Kommission — mit einer Stimmenmehrheit durch, die gerade die Zahl betrug, um welche die Kommissionsglieder schwächer waren. Der neue Antrag lautete, daß alle Rathsglieder in der Hexen- und Zauberer-kommission wechseln, aber keine Bezahlung mehr

für diesen Dienst erhalten sollten. Wie beschlossen, so geschehen. Die Kommission, für ihre Sitzungen nicht belohnt, wurde des Sitzens müde; die Urtheile trugen nichts ein, und so wurden auch sie eingestellt. Kein Geld, kein Schweizer! Wie der Lohn, so der Dienst! Von dieser Zeit an sind die Zauberer und Hexen in Trier selten und immer selt'ner geworden, bis sie sich endlich ganz verloren. Gebt nur gute Tagegebühren, und ein Schaltjahr hat für die kleinste Arbeit zu wenig Tage. Bezahlt man, wie es an manchen Orten gebräuchlich ist, die Schmeichelei und Lüge, dann ist die Wahrheit eine Bettlerin, die verachtet von Almosen lebt. So viel ist gewiß, daß alles Zauberwesen und alle Hexerei verschwand, sobald die bezahlten Stellen eingegangen waren, an denen man die Zauberer und Hexen suchte, und darum — fand. Wer auf's Suchen sich versteht, der findet immer. Mit Manchem, sogar mit den verrufenen Umtrieben, könnte es sich vielleicht eben so verhalten. Man versuche es!

Der Kaiser Julian wohnte eines Tags der Sitzung eines Gerichtshofes bei, und bemerkte den Richtern, die immer geneigt waren, zu verurtheilen, man könne ohne überführende Beweise nicht verdammen. «Fürst,» rief der Ankläger Delphidius, «wer wird denn je strafbar seyn, wenn man nur die That zu läugnen braucht, um freigesprochen zu werden?» «Und wer wird je unschuldig seyn,» erwiederte Julian, «wenn man, um strafbar zu seyn, nur angeklagt werden darf?»

In der Bastille gab es einen Thurm, der Thurm der Freiheit genannt. Da er mehrere Stockwerke hatte, so unterschied man sie durch die Benennung, erste, zweite, dritte Freiheit. «Welch eine raffinirte Grausamkeit!» sagte Dumouriez, als er in dieser Freiheit die seinige verlor. «In dem reizenden Aufenthalte weiß man den feinen Scherz mit der Hospitalität recht artig zu verbinden.»

Wer England und seine Verfassung kennen will, dem dürfen folgende Thatsachen nicht unbe-

kannt seyn: Von den Abgeordneten, die in dem Hause der Gemeinden sitzen, werden 298 von englischen, schottischen und irländischen Pärs ernannt, und wenigstens 228 gehören zu ihren Verwandten.

Die brittische Nationalrepräsentation ruhet auf einer so vortrefflichen Grundlage, daß fünf Familien, die im Besitze verfallener Wahlflecken sind, 19 Mitglieder des Unterhauses, die 828,809 Bewohner der Grafschaft Lancaster deren 14, die Stadt Manchester mit 110,500 Einwohnern aber nicht *einen* ernennen.

William Manners, Eigenthümer des Wahlfleckens Ilchester, verkaufte die Stimmen des Orts, ohne den Bewohnern desselben, denen das Wahlrecht zusteht, Antheil an dem Preise zu geben. Diese verbanden sich, und stimmten für einen Kandidaten, der jedem der Wähler etwas über 350 fl. bezahlte. *William Manners* glaubte mit einer kleinen Anzahl von Wählern leichter fertig zu werden, ließ an hundert Häuser von Ilchester niederreißen, und setzte dadurch die Familien, die sie bewohnt hatten, in die Lage,

sich bei strenger Jahrszeit ein Obdach betteln zu müssen.

Die Wahlmänner eines Fleckens in der Grafschaft Southampton schrieben 1774 an ihren Repräsentanten im Unterhause, um ihn zu bitten, daß er sich einer Akzise-Bill widersetzen möge, und erhielten folgende Antwort:

«Meine Herren, ich habe Euern Brief erhalten, und bin erstaunt über Eure Unverschämtheit, mich wegen der Akzise zu belästigen. Ihr wisset, was ich sehr wohl weiß, daß ich Euch gekauft habe, und, bei dem lebendigen Gotte, ich bin entschlossen Euch wieder zu verkaufen. Auch weiß ich, was Ihr vielleicht glaubt, ich wisse es nicht, daß Ihr jetzt im Begriffe seyd, Euch an einen Andern zu verkaufen, und ich weiß, was Ihr nicht wisset, daß ich wegen eines andern Fleckens im Handel bin. Möge der Fluch des Himmels Euch Alle treffen! Möchten Euere Häuser allen Akzisebedienten so offen stehen, als Euer Gewissen und Eure Stimme mir offen und feil war, da ich mich um die Gunst Eurer spitzbübischen Korporationen bewarb.»

Anthony Henley.

Die 185 Pärs, die im Mai und Dezember 1819 gegen die Emanzipation der Katholiken und für die neuen Beschränkungen der englischen Freiheit gestimmt haben, beziehen Pensionen und Gehalte von der Regierung, oder sehen theuere Verwandte im Genusse derselben.

Catharina die Große, die nordische Semiramis, wie die Stimmführer der öffentlichen Meinung ihrer Zeit sie nannten, die Voltaire, d'Alembert und Diderot auszeichnete, und in ihnen keine Undankbare belohnte, schrieb 1790 an die Königin von Frankreich, der sie Lehren für Ludwig XVI. in seiner bedrängten Lage gab: «Die Könige müssen ihren Weg gehen, ohne sich durch das Geschrei des Volks irren zu lassen, wie der Mond seine Bahn verfolgt, ohne daß er durch das Bellen der Hunde aufgehalten wird.» Wer Lust hat, diese Stelle im Original zu lesen, findet sie in den Denkwürdigkeiten der Frau Campan.

Man warf einem Philosophen vor: er gebe dem Kaiser Hadrian Recht, auch wenn er Unrecht habe. «Wie!» erwiederte der Philosoph, «soll ich einem Manne widersprechen, dessen Gründe dreißig Legionen unterstützen?»

Als dem Kaiser Antonin seine Finanzmänner einen Entwurf vorlegten, durch den seine Einkünfte bedeutend vermehrt werden sollten, sagte er: «Macht mir einen andern Plan; nähret das Volk und nicht den Schatz; verbessert den Zustand des Staats und nicht den meinigen; zeigt mir das Mittel, nicht die Einnahmen zu vermehren, sondern die Ausgaben zu vermindern. Die Sparsamkeit ist die leichteste und sicherste Vermehrung der Einkünfte.»

«Die Fürsten,» sagte derselbe Kaiser Antonin, «die sich den übrigen Menschen nicht manchmal gleich zu stellen wissen, sinken am Ende gewöhnlich unter sie herab.»

Als Mark-Aurel seinen Tod nahe fühlte, ließ er seinen Sohn und Nachfolger Commodus und die ersten Beamten des Reichs zu sich kommen, und sprach zu diesen: «Ersetzt meinem Sohne den Vater, den er zu verlieren im Begriffe ist; möge er von Euch lernen, daß alle Reichthümer der Erde die Begierden eines Tyrannen nicht stillen, und daß die zahlreichsten Heere ihn nicht vor dem Hasse schützen, den er einflößt! Zeigt ihm, daß man nur in der Gerechtigkeit eine Stütze, nur in der Milde Ruhm findet; endlich wiederholt ihm beständig, daß die Gewalt wohl Sklaven, aber keine Unterthanen macht, und daß ein Fürst, von Leidenschaften umgeben, die er nicht beherrschen kann, beständig von Gefahren umgeben ist.»

Der Kaiser Severus sprach zu dem römischen Senate: «Ihr klagt über meine Strenge, da Ihr jede Art von Züchtigung verdient. Eine sanfte Behandlung macht Euch zu Aufrührern; die Güte darf von Euch nur Verrath erwarten.

Uebermüthig gegen die Schwäche, zitternd zu den Füßen der Gewalt, kann Euch nur der Schrecken beherrschen. Marius und Sylla kannten Euch; ihre gerechten Proskriptionen allein konnten ihre Macht befestigen; Cäsar wollte sich mild zeigen, und fiel unter Euren Dolchen. Euch steht es gut an, das Andenken des Commodus zu brandmarken, Euch, die Ihr seinen Raub, seine Sklaven, seine Buhlerinnen an Euch gekauft; Euch, die Ihr alle seine Laster ohne eine seiner guten Eigenschaften habt; Euch, die Ihr eben erst den Mord eines wackern Kaisers unbestraft ließet, und Euern Huldigungen an den elenden Käufer des Reichs auf eine feige Weise verschwendet. Gerade weil Commodus Euch behandelt hat, wie Ihr es verdient, stimme ich für seine Apotheose; darum befehle ich ihm göttliche Ehre zu erweisen.»

Das ist die Sprache des Tyrannen zu Sklaven, die ihn verdienen.

Es ist eine gute Sache um eine traurige Erfahrung; sie macht bescheidener, mäßiger,

anspruchloser. «Was verdanke ich nicht Alles,» sagt Segur, «der Revolution, in der ich gelebt, und den Zeiten, die auf sie gefolgt sind?!» Je länger ich lebe, erfahre und beobachte, desto mehr versöhne ich mich mit Octavian August, dem Erben von Cäsar's großem Reiche, aber nicht von seinem großen Geiste. Ich hätte nie geglaubt, daß ich mich mit diesem verschlagenen, heuchlerischen Charakter je würde versöhnen können. Was aber wollen, was brauchen unsere Menschen, selbst die Bessern und viele von den Besten? Ruhe, Behaglichkeit, ein gemächliches Daseyn, Zeitvertreib, eine leere Auszeichnung und höchstens noch einen Schein von Freiheit. Von ganzem Herzen wollen wir das Domine salvum fac imperatorem singen, wenn der Imperator ein August ist. Nur vor einem Tiber, Nero, Caligula und Commodus bewahre uns, o Herr! Darin aber liegt es, daß solche ganze Ungeheuer auf ein halbes, selbst auf einen Titus und Trajan folgen können. Darum sind auch Konstitutionen gut, die das verhindern.

Mich erbauen und erfreuen die Missionsberichte, die aus fernen unglücklichen Ländern, wo die Menschheit noch in ihren Flegel- und Tölpeljahren lebt, von Zeit zu Zeit einlaufen, ganz außerordentlich. Man kann es nicht ohne Theilnahme und Vergnügen sehen, wie dem ungezogenen jugendlichen Alter voll frischer Lebenslust und Lebenskraft die Knixe und Bücklinge unserer Andacht, die Hofhaltung unseres Gottesdienstes, die feinen Redensarten und zierlichen Wendungen unserer Zivilisation beigebracht werden. Wahrlich! die einfältigen Leute leben und sterben, und wissen nicht warum; sie freuen und betrüben sich, lieben und schlafen, essen und verdauen, und wissen weder wie, noch warum. Armes Geschlecht, dem unsere Aufklärung fehlt! Bei dem die Menschen ohne Glückwunsch geboren werden, und ohne Beleidsbezeugung sterben!

Die Italiener meinen, um Glück in der Welt zu machen, müsse man etwas närrisch seyn (aver un poco di matto). Wirklich stehen dem Glücke der Verstand und die Ehrlichkeit sehr oft im Wege.

Wer unter den Menschen sich geltend machen will, muß ihnen schmeicheln, sie betrügen. Eine gute Dosis Thorheit ist für sich und Andere gut; sie läßt ihren Mann in dieser Welt nie einsam stehen; und auf Schutz und Beförderung darf er hoffen.

Der Ruf gleicht oft den Meeren und Strömen, die leichte, aufgeblähete Gegenstände stolz auf ihrem Rücken tragen, gewichtige aber untergehen lassen.

Welche Thorheit des thörigten Menschen, daß er die eigene Freiheit aufgibt, um sie Andern zu nehmen; daß er sich selbst zum Sklaven macht, um über Sklaven zu gebieten! Wer ertrüge gleichmüthig den Verlust eines einflußreichen Plazzes, auch wenn Alter und Schwäche ihn zu den Pflichten und Genüssen einer solchen Stelle unfähig machen!

«Es ist,» sagt der Kanzler Bako, «sehr wichtig für die Häupter der Völker, daß sie es

verstehen, die politischen Stürme vorauszusehen und ihnen vorzubeugen; gewöhnlich treten sie ein, wenn die Stände eines Volkes sich zur Freiheit neigen, wie die meteorologischen Stürme um die Zeit der Tag- und Nachtgleiche.»

Es gibt keinen unruhigern Neuerer, als die Zeit; sie schafft und zerstört unaufhaltbar und unwiderstehlich. Der Mensch, der das Vorübergehende festhalten und dem Vergänglichen Dauer geben will, wird selbst von ihr verwandelt und umgestaltet.

Der Körper hat, wie die Seele, der Staat, wie der Mensch, seine Krankheiten, und es gibt für sie eine Heilkunde; diese hat in allen Zweigen ihre Kunstverständigen und ihre Marktschreier, und jene werden immer weniger Glück machen, als diese. Charlatanerie gibt Zutritt zu allem Pöbel, er sey gemein oder vornehm. In der Religion und Politik, wie in der Medizin, spielen die Wunderdoctoren eine große Rolle. Sie

heilen die schwersten Krankheiten und zwar mit den leichtesten Mitteln. Unverschämtheit und Zuversicht auf ihrer Seite, und Einfalt und Aberglauben auf der des Volks, sichert ihnen eine reiche Kundschaft. Zu Zeiten macht der Zufall eine ihrer Lügen wahr, und dann vergißt man tausend Lügen über der einen zufälligen Wahrheit; der verwegene Thor wird zum Weisen, der Quacksalber zum Arzte, der Bonze zum Heiligen und der Kannengießer zum Staatsmanne. Oft wirken sie auch das Wunder Mahomet's. Dieser versicherte nämlich das Volk, er werde einen Berg zu sich kommen lassen, um auf dessen Spitze Gebete für seine gläubigen Anhänger zum Himmel zu senden. Das Volk strömt zusammen, um Zeuge zu seyn des unerhörten Wunders. Der Prophet heißt den Berg näher treten. Der Widerspenstige will auf den Befehl nicht hören. «Gut,» sagt Mahomet, im geringsten nicht verlegen, «da der Berg nicht zu mir kommt, so gehe ich zu dem Berge.» Dieser Zug allein bewiese den großen Mann im Style der Weltgeschichte, den Klugen und Starken, der zur Ge-

walt über die Einfältigen und Schwachen geboren ist. Der Unverschämte, Verwegene unterjocht die Einfältigen, Leichtgläubigen und Zaghaften, das heißt, neun und neunzig Hunderttheile seines Geschlechts.

Dieser und Jener.

Jener. Die verdammte Schreiberei. Man wird mit den Leuten nicht fertig. Die Bücher, Broschüren und Zeitschriften sind mit Irrthümern, falschen Ansichten und verderblichen Grundsätzen angefüllt. Fängt man aber mit diesem Volke an, dann kommt man nicht zu Ende. Es ist, als stäche man in ein Wespennest, oder in einen Bienenkorb. Erdrückt man auch zehn oder zwanzig von den luftigen Gesellen, gleich hört und sieht man sich von dem ganzen Schwarme umsummet, daß man nicht Hände genug hat, das Ungeziefer abzuwehren. Wer will all das liberale Tollhäusler-Gerede widerlegen?

Dieser. Das soll Niemand wollen. Das Widerlegen ist an sich schon umständlich und an

sich nicht leicht. Als Perikles eines Tags übler Laune war, fragte ihn seine Umgebung, was ihm fehle. Ich überlege, erwiederte er, wie ich dem wetterwendischen Volke Rechnung ablegen soll, und . . . fiel ihm Alcibiades in's Wort, warum überlegst Du nicht lieber, wie Du dem Volke keine Rechnung ablegst? — Der Junge hatte es gefunden; Perikles befolgte den Rath und befand sich gut dabei.

Jener. Dieser Rath bringt uns nicht weiter.

Dieser. Doch. Mit dem Widerlegen, sagen Sie selbst, geht es nicht. Gut! Man muß dafür sorgen, daß man nichts zu widerlegen hat.

Jener. So! Jetzt fängt es an zu tagen.

Dieser. Gründe sind langweilig und überzeugen gewöhnlich nur Den, der schon glaubt, was man ihm beweisen will. Die That ist schlagend, faßlich und ohne Widerspruch. Wer schweigt, stimmt ein. Es ist nicht gerade Weisheit, was die Welt regiert. Die Schule hat noch keinen Herrscher auf den Thron gesetzt. Ein Wort indessen, am rechten Orte und zu rechter Zeit gebraucht, thut Wunder.

Jener. Aber es muß sich mit dem Worte doch ein Begriff verbinden.

Dieser. Gerade das Gegentheil, wenn es wirken soll. Als die Europäer Bekanntschaft mit den Wilden machten, erstaunten sie über den Muth und die Kühnheit, womit sie die wildesten Thiere erlegten. Da gingen einmal Söhne der beiden Welttheile mit einander durch einen dichten Wald, und die Europäer bemerkten, daß die Wilden furchtsam um sich blickten, und nur zagend ihren Weg fortsetzten. Sie fragten nach der Ursache dieses auffallenden Benehmens, und erfuhren, daß sie gerade an der Stelle seyen, wo, nach der Aussage der Zauberer und Priester, unsichtbare Tiger und Löwen hausten. «Wie!» sagte ein Europäer, «Ihr sucht die wirklichen Bestien auf, freuet Euch, sie im Kampfe zu tödten und fürchtet Euch vor den eingebildeten!» «Ja,» erwiederte ein Wilder, «das ist was Anders. Vor den Tigern und Löwen, die wir sehen können, fürchten wir uns nicht; die erlegen wir. Das geht aber mit den unsichtbaren nicht.» — In dieser Antwort liegt ein tiefer Sinn für Den,

der sie ganz versteht. Die Menschen werden ewig Wilde seyn. Bei dem Volke wenigstens kann man sich darauf verlassen.

Jener. Ich glaubte, Sie ganz zu verstehen; aber Sie kommen von dem Gegenstande ab, und werden räthselhaft.

Dieser. Sie selbst haben mich davon abgebracht. Ich lenke wieder ein. Worte, wie gesagt, zu ihrer Zeit und an ihrer Stelle, thun Wunder, besonders wenn sich zu dem Worte kein Begriff, wenigstens kein bestimmter, deutlicher gesellt. Freiheit, Religion, Ketzerei, Civilisation, Staatswohl, was läßt sich nicht Alles daraus machen? Ist es denn schon so lange, daß die Benennung Aristokrat ein Todesurtheil war, das am nächsten Laternenpfahl vollzogen wurde? Der Name Ketzer hat Tausende und Tausende auf den Scheiterhaufen gebracht. Dieser Scheiterhaufen steht immer aufgerichtet, weiß man nur das rechte Wort, das ihn in Flammen setzt, und ihm seine Opfer sendet. Da liegt der Knoten; und versteht man ihn zu lösen, dann trägt die sancta simplicitas des Volks das Holz herbei, um seine

eigenen Freunde und Beschützer zu verbrennen, selbst auf die Gefahr, am dunkeln Kamin zu erfrieren. Soll ich Beispiele anführen? Die Geschichte liefert sie fast auf jedem Blatte: Socrates, Phocion, die Gracchen, Christus, Johannes Huß, Bailly, Roland und Tausende, die es zu umständlich wäre anzuführen.

Jener. Es ist was Wahres daran. Lösen Sie nun aber auch unsern Knoten.

Dieser. Nichts leichter, findet sich nur der rechte Alexander. Die Zauberformel, die jetzt alle Teufel und Gespenster bannt, die aus der Hölle der Liberalen sich erheben, heißt revolutionär. Die Ketzerei ist veraltet, die Freiheit abgenutzt, die Civilisation das Steckenpferd der Schulfüchse und Schlafmützen, die Religion ein Zankapfel der Theologen, den sich nur einige bekehrungssüchtige Katholiken und Protestanten bei uns noch streitig machen. Das Zeughaus des Staatswohls hat der große Richelieu fast ausgeleert. Aber revolutionär! Fand je ein Baum den nährenden Boden und die günstige

Jahreszeit, dann ist es dieser Baum der wahren Erkenntniß in unserer Zeit. Darum drängen sich an ihm auch Frucht und Blüthe in bewunderns-würdiger Ueppigkeit. Revolutionär ist jeder Unzufriedene mit dem Bestehenden. Da gibt es revolutionäres Treiben, revolutionäre Grundsätze und Gesinnungen, und endlich, wo aller Boden weichen will, eine revolutionäre Tendenz. Das wissen auch die A und B, die X und Y. Wen haben sie auf diese Weise in Deutschland nicht als verdächtiges Gesindel aufgefangen! Wahrhaftig, man erstaunt über das geringe Erstaunen einer abgestumpften und gefühllosen Zeit. Der Spruch des gescheidten Königs Philipp von Mazedonien behält immer seine Kraft: «Nur frisch darauf los verläumdet; heilt die Wunde auch, dann bleibt die Narbe doch.»

Betrachtet ihn!

Betrachtet ihn recht, diesen Napoleon, dessen Bild noch die Welt hier mit Erstaunen, dort mit Entsetzen erfüllt; sein wundervolles Le-

ben reicht Euch den Schlüssel zu einem großen Geheimnisse, dessen Lösung Europa den Frieden und die Ordnung geben oder nehmen kann... Wann wird die Welt so einen Riesengeist wiedersehen? Und doch ist er gefallen, und die größten Anstrengungen seines Lebens, an die er seine ganze Thatkraft, die ganze Macht seines Willens setzte, sind spurlos geblieben, und was ihn wohlthätig wirkend überlebt, ist das von ihm kaum beachtete Werk seiner Feierstunden. Seht seinen Fall, und sagt: Was ist des Menschen Streben und Vermögen! Wenig, nichts, wenn sein Ziel nicht mit dem der Menschheit zusammenfällt. Schien Napoleon's Thron nicht fest gegründet? Was hat denn seinen raschen Fall herbeigeführt? Vielleicht war er selbst nicht so groß, wie seine Siege. Vielleicht verstand er seine Zeit nicht ganz, die ihn auf den ersten Thron der Welt erhob. Was konnte er seinem Jahrhunderte und der Nachwelt seyn, wenn er die alten Mißbräuche zerstörte, mit denen Gewalt, Irrthum und Aberglaube die Welt heimgesucht hatten? wenn er die Richtung der Geister, das Streben seines Zeitalters, den

günstigen Stand der Dinge benutzen wollte, um die Ordnung, den Frieden und den Wohlstand auf die Freiheit, Aufklärung und Gerechtigkeit zu gründen? Auf diesem Wege hätte er den schönsten Sieg errungen, eine neue Zeitrechnung in der Geschichte unseres Welttheils begonnen, und sein Jahrhundert würde von ihm seinen Namen geführt haben, und sein Andenken von den Völkern der Erde, von Mit- und Nachwelt gesegnet worden seyn. Er hat Straßen gebaut und Kanäle angelegt, die ferne Länder verbinden, ewige Zeugen seines Genies und seiner Macht; seine siegreichen Waffen haben den französischen Namen und den seinigen in drei Welttheilen verherrlicht; er hat Brücken über Ströme geschlagen, Städte gebaut und verschönert, und Werke der Kunst, für späte Jahrhunderte noch ein Gegenstand der Bewunderung, aufgeführt. Aber er achtete die Meinung nicht, der er gebieten wollte, wie seinem Heere, und legte den Gedanken in Fesseln. Er schlug sich zu hoch und die Menschheit zu tief an, und verkannte seine Zeit, und darin liegt die Ursache seines Falles.

Indessen darf man doch das Große und Herrliche nicht verkennen, das er gethan, und Niemand mag sagen, welche Ernte der Saamen bringen wird, den er in den Schoos der Zeit gelegt. Selbst sein Fall . . . Wer will die Wege der Vorsehung ergründen? Man thut wohl daran, die Geschichte dieses außerordentlichen Mannes zu studiren, und ohne Leidenschaft und vorgefaßte Meinung zu untersuchen, was ihn so hoch gehoben und so tief erniedrigt hat. Nicht ihn blos lernt man kennen, sondern sich selbst, den Geist der Zeit, das Bedürfniß des Jahrhunderts, was man jetzt soll, kann und darf.

Die Intoleranz stört den Frieden der Familien und Staaten; durch sie ist Spanien verarmt, und durch sie schlug Frankreich seiner Bevölkerung, seinem Gewerbfleiße und Handel tiefe Wunden. Unter den Schritten dieses Ungeheuers veröden Länder, da die Freiheit des Glaubens allenthalben Leben und Reichthum schafft. Fraget die Geschichte, sehet auf die Niederlande, auf

Deutschland, Italien, England, Irland und die neue Welt! Richtet Eure Blicke auf die Vergangenheit oder Gegenwart! Alles bezeugt die ausgesprochene Wahrheit. Und was geht den Staat der Glaube und das Gewissen des Menschen an? Vor seinen Gerichtshof gehört doch nur, was den Frieden der Gesellschaft stört. Was hat die andere Welt mit der unserigen zu schaffen? Wer hat in jener etwas zu vergeben oder zu versagen? Wer? Der Mensch, der von Staub ist, und dem Irrthume unterworfen? Das Leben dort und unser Schicksal jenseits liegt in keines Sterblichen Verfügung, und hier kann nur die Frage davon seyn, ob Du ein guter Mensch und Bürger bist. Welche Verbrechen hätte die Staatsgewalt sich erspart, wäre sie diesem Grundsatze treu geblieben! Die römischen Kaiser hätten nicht das Blut der Christen, Christen nicht das Andersglaubender in der alten und neuen Welt vergossen. Und doch . . .

Die kleinen Leidenschaften haben mehr Gewalt über mittelmäßige Menschen, als große Interes-

sen; da nun die Mittelmäßigkeit das Loos der bei Weitem größeren Mehrheit ist, so läßt sich begreifen, durch welche Mittel und in welchem Geiste die Angelegenheiten der Welt, in der Regel, entschieden werden.

Die Regierungen können sich die große für sie so wichtige Wahrheit nicht oft genug wiederholen, die in folgenden Worten des Hrn. v. Segur liegt: «Die Opfer, welche die Stärke der Meinung bringt, erregen Begeisterung und Dankbarkeit; die aber, welche die Furcht der Schwäche entreißt, vermehren das Mißtrauen und vernichten die Achtung.»

Können die Lobredner des Feudalsystems läugnen, daß sich ihr geliebtes Vorbild der Verfassungslosigkeit am längsten und treuesten in dem anarchischen, unglücklichen Polen erhalten; in jenem Polen, das untergehen mußte, weil es dasselbe blieb, da sich Alles um es verändert hatte? Läßt sich die Thatsache widersprechen, daß, mit

dem Falle der Feudalität, die Völker an Freiheit und die Fürsten an Macht gewonnen haben? Den Staat möchte ich sehen, der ohne dritten Stand, also ohne Gewerbfleiß und Handel, und folglich ohne Finanzen, jetzt noch etwas bedeuten wollte.

Alle Leidenschaftlichkeit ist ungerecht, im Hasse wie in der Begeisterung; was ihr dient, nennt sie unschuldig, lobenswerth; was ihr entgegen ist, verbrecherisch und strafbar. In stürmischen Zeiten wird Mäßigung in den Augen der Parteimenschen zum Vergehen, und vor dem Richterstuhle der Nachwelt erst wieder zur Tugend.

Haß und Liebe sind Springfedern eines kräftigen Gemüthes und gehören zu seinem kräftigen Leben. Nur wo der Gegenstand ihrer unwürdig, oder sie selbstsüchtig und ausschließlich werden, erniedrigen und entstellen sie.

Segur der ältere, ein eben so geschätzter Staatsmann, als Geschichtschreiber, sagt sehr wahr: «Eine legitime Regierung, die schon lange besteht, wird allein durch ihre eigenen Fehler gestürzt. Sie muß deren, ehe sie fällt, selbst sehr große begangen haben; denn die Gewalt und das Ansehen, die sie besitzt, geben ihr zahllose Mittel, dem Aufstande vorzubeugen, oder ihn zu unterdrücken; und in dieser Art Krieg allein ist die Vertheidigung viel leichter, als der Angriff. Beobachtet man den Charakter der Fürsten, die ihre Gewalt durch Revolutionen verloren haben, dann wird man bei ihnen immer einen ungeschickten Stolz, der erbittert, eine halbe Energie, die zum Aufstande reizt, eine Schwäche, durch die er gelingt, und eine Neigung zur Rache finden, an der jedes Mittel der Versöhnung scheitert. In jedem Lande bilden die Menschen, welche Unruhen wollen, die Minderzahl; die Mehrheit will Ordnung und Frieden; sie erträgt lange die Ungerechtigkeit, um die Ruhe zu erhalten, und die Regierung muß viele Fehler begehen, bis sie die Gemüther der friedlichen Mehrzahl in Gährung bringt.

Eine gesetzlose Freiheit ist so schwach, als eine gesetzlose Gewalt, und die Anarchie und der Despotism würdigen das menschliche Geschlecht auf gleiche Weise herab. Die Energie, welche die Freiheit erringt, wird verderblich ohne die Weisheit, die sie erhält.

Der Ehrgeiz des Ruhmes macht sich bewundert oder beliebt, der Ehrzeiz der Gewalt kann sich nur verhaßt oder gefürchtet machen.

Nehmt den meisten unserer Menschen Geburt, Rang, Titel, Ordenszeichen, geborgtes Wissen und angelernte Höflichkeit, was bleibt ihnen? Ihr könnt es erfahren, wenn ihr es wie Cimon machen wollt. Der athenienſische Feldherr hatte nämlich eine große Anzahl Perser als Gefangene. Er ließ ihnen die Kleider ausziehen, und stellte diese auf der einen Seite, auf der andern die Menschen zum Verkaufe aus. Die Kleider waren prächtig und die Käufer drängten sich; die nakten Leute aber wollte Niemand.

Der Mensch scheint geboren, um nach Allem zu streben und nichts zu erreichen, beständig zu gehen, und bei keinem Ziele einzutreffen.

Um die wichtigsten Ereignisse der Weltgeschichte bei Ehren zu erhalten, ist es gut, wenn ihre Ursachen verborgen bleiben.

Ihr klagt über die Leidenschaften; sie zerstören allerdings, aber sie bauen auch, und Beides gehört zum Gange unserer Welt. Herrschte bloß die Vernunft, dann wäre unser Leben und die Geschichte leer. Die Schiffer meiden die Meere, wo ewige Stille herrscht, und wünschen sich Wind, selbst auf die Gefahr, daß er bis zum Sturme steigt. Man hat Unrecht, den Weg, der nicht zum Ziele führt, für einen verlorenen zu halten. Man sucht und findet, wenn auch nicht das Gesuchte, doch oft etwas Anderes, und nicht selten etwas Besseres. Alle Wissenschaften haben ihre Schimären, denen sie nachjagen, ohne sie zu erreichen; aber auf dem Wege dahin finden sich

andere Kenntnisse, die nützlich sind. Die Chemie hat ihren Stein der Weisen, die Geometrie die Quadratur des Zirkels, die Mechanik ihr perpetuum mobile, die Metaphysik und die Politik ihre Goldmacherkunst, die Quadratur des Zirkels und das perpetuum mobile zugleich. Viele Liberale suchen, wie die Servilen, in der Staatskunst nach solchen Dingen, die nicht zu finden sind. Man findet freilich das Alles nicht, aber doch ist es gut, wenn man es sucht. Eine gänzliche Uneigennützigkeit, eine vollkommene Freundschaft oder Liebe sind Schimären, und doch ist es sehr gut, nach ihnen zu streben, obgleich man sie nicht erreicht. Indem man sich um sie bemüht, erwirbt man sie zum Theil oder andere Tugenden. Mancher Chemiker, der den Stein der Weisen gesucht, hat die Wissenschaft mit einer Entdeckung bereichert, die selbst wichtiger ist, als die Goldmacherkunst.

Jede Macht, die sich nicht auf das Gesetz stützt, sondern auf die Gewalt, wird von dieser

endlich zerstört; und in den alten Zeiten sah man die Prätorianer den Thron nehmen und geben, wie in den neuern die Janitscharen und Strelizen über die Reiche verfügten.

Keine Zeit konnte der Einführung des Christenthums günstiger seyn, als die der Tyrannei Tiber's und Caligula's; wenn der Mensch auf Erden hülflos trauert, richtet er seinen Blick voll Hoffnung und Sehnsucht gegen den Himmel.

Die ganze Geschichte gibt den Machthabern die Lehre, daß ein Volk jede Art von Druck und Last leichter als Erniedrigung erträgt.

Das Unglück einer schlechten Zeit liegt nicht gerade darin, daß die Menschen böse sind, sondern daß sie weder böse noch gut und dieses oder jenes nach Umständen sind. Das Schlechte, das Wenige ersinnen und Einige ausführen, wird von Allen geduldet.

Je weniger Aufrichtigkeit in den Gesinnungen der Untergebenen, desto mehr Uebertreibung in denselben. Diese Bemerkung macht Tacitus, da er von dem römischen Senate und dem Volke unter den Kaisern spricht. An Uebertreibung hat man es in unsern Tagen von vielen Seiten auch nicht fehlen lassen; wie es wohl mit der Aufrichtigkeit steht? Es ist oft gesagt worden, aber man kann es nicht zu oft sagen: Ohne Sitten sind politische Institutionen unwirksam; die liberalsten dienen, in einer verdorbenen Zeit, nur dazu, der Tyrannei das Ansehen und die Kraft der Gesetzmäßigkeit zu geben.

Die Strenge der Regierungen macht einigen Verbrechern und Konspiratoren, der Edelmuth großherziger Regenten aber den Verbrechen und Konspirationen ein Ende.

Selbst unter dem aufgeklärten und wohlwollenden Kaiser Trajan wurden die Christen angeklagt, «sie strebten, durch einen Geist des

Aufruhrs getrieben, den Thron und die Altäre zu stürzen, und, durch ein System von Anarchie geleitet, die Gleichheit auf den Trümmern aller Institutionen zu begründen,» und selbst Trajan schenkte dieser Anklage Glauben. Wie ähnlich sehen sich die traurigen Zeiten des zweiten und des neunzehnten Jahrhunderts, und man kann sagen aller Jahrhunderte!

Kleine Ursachen großer Wirkungen.

Kleine Ursachen, sagt man, haben oft große Wirkungen, und dies ist besonders bei Hof- und Staatsangelegenheiten wahr. Wenn die Geschichte uns immer den Grund eines jeden Ereignisses, und die erste Veranlassung einer jeden welthistorischen Handlung angeben könnte, dann würde sie freilich viel von ihrem hohen Ernste verlieren, dabei aber unendlich viel an Interesse und Wahrheit gewinnen. Wem es gegeben wäre, eine Genealogie der großen Ereignisse und Weltbegebenheiten zu schreiben, dem verdankten wir erst eine wirkliche und wahre Geschichte, nicht

einen Roman, den man glaubt, weil man über dessen Inhalt übereingekommen ist. Wie viele ahnenstolze Thaten von gemeiner Abkunft würden wir sehen, wie viele Vornehme, die man über ihre Eltern getäuscht hat, denen Geburt und Rang gegeben werden, da sie doch dem Pöbel angehörten! Zschokke hat, unter vielem Lehrreichen und Schönen, auch eine niedliche Erzählung geschrieben, über die Frage: Wer regiert? Alle Welt glaubt, die schwere Hand des Schicksals leite, ordne oder verwirre die Angelegenheiten des Reichs, und bestimme sein Loos, und die ernsten Parzen spännen den Faden des Verhängnisses von Staaten und Menschen; und doch ist es nur das leichte Händchen, es sind nur die zarten Finger eines hübschen Mädchens, mit dem viele Kammermädchen sich messen dürfen. Ich gestehe aufrichtig, daß mir eine treue Geschichte der einflußreichen Kammermädchen und Kammerdiener, und der Günstlinge und Mätressen mit Kammerdiener- und Kammermädchen-Seelen lieber wäre, als der berühmte discours sur l'histoire uni-

verselle des großen Bossuet, den ich übrigens sehr hoch schätze.

Ludwig XIV. ließ Trianon bauen; Louvois, der, nach Colbert, die Aufsicht über die königlichen Gebäude führte, begleitete den König, der sich bei diesen Arbeiten unterhielt. Ludwig bemerkte, daß ein Fenster schmäler war, als die übrigen, und sagte es Louvois; dieser gab es nicht zu, und widersprach dem Könige, der auf seiner Meinung bestand. Des Streites endlich müde, ließ er die Fenster messen, und es fand sich, daß er Recht hatte. Durch den Widerspruch des Ministers aufgebracht, behandelte er denselben, in Gegenwart der Arbeiter, etwas hart. Der hochfahrende Louvois, durch diese Demüthigung tief gekränkt, mußte die Wuth in seinem Innern verschließen, bis er ihr bei seinen Vertrauten, den beiden Colbert, Villacerf und Saint-Pouange, Tilladet und Nogent Luft machen konnte: «Ich bin verloren,» rief er, «wenn ich einen Menschen nicht zu beschäftigen weiß, der sich über Armseligkeiten ereifert! Nur der Krieg kann ihn von seinem

Bauwesen abbringen; und, bei Gott! er soll ihn haben, weil er, oder ich, ihn brauchen.»

Louvois hielt Wort; er verwickelte den König in endlose schreckliche Kriege, die Europa mit Verwüstung erfüllten, und Frankreich an den Rand des Verderbens brachten.

Diokletian tadelte Constantius, daß er sich nicht einen Schatz häufe, durch den er sich in den Stand gesetzt sehe, die Kosten großer Unternehmungen zu bestreiten. Constantius schrieb an die vorzüglichsten Städte und die reichsten Personen seiner Staaten, daß er Geld nöthig habe. Das Wort eines geliebten Fürsten thut Wunder. Es strömten ihm von allen Seiten unermeßliche Summen zu. Der weise und milde Beherrscher ließ die Abgeordneten Diokletian's vor sich kommen, und zeigte ihnen die eingegangenen Schätze mit den Worten: «Ihr seht hier meine Reichthümer; ich hatte sie in die Hände meiner Unterthanen niedergelegt. Wisset, daß der unerschöpfliche Schatz eines Fürsten die Liebe der Völker ist.»

Ein vorzüglicher Geschichtschreiber sagt von Constantin dem Großen: «Er beraubte die Senatoren ihres Ansehens und ihrer Würde, und machte sie zu dekorirten Sklaven, wie seine Günstlinge und Minister zu Veziren, setzte an die Stelle der Bürgerkrone und der bescheidenen Auszeichnungen des Verdienstes um den Staat die stolzen Benennungen Herzog und Graf und die kindischen Titel nobilissimus, eminentissimus, serenissimus. Er begünstigte die Irrthümer, die der Ehrgeiz und die Heuchelei der Menschen in einen Glauben zu bringen suchten, dessen Grundlagen Einfachheit, Demuth und evangelische Milde sind. Er vollendete durch einen asiatischen Luxus den Verfall der Sitten, der Industrie und der Bevölkerung, und führte endlich auf den Trümmern einer beschränkten Monarchie den Despotis'm auf, dessen trügerische Größe, erniedrigende Maximen, blinde Vorurtheile und engherzige Ansichten seitdem so viele verderbliche Gesetzgebungen, so viele schwache und barbarische Regierungen erzeugten, und so viele Geschlechter in die Finsterniß stürzten.

Er opferte das Wohl des Reichs der Sicherheit seines Beherrschers, und grub um seinen Thron, um ihn zu schützen, einen Abgrund, in dem ganz Rom und sein alter Ruhm verschwanden.»

Der Geschichtschreiber, der dies schrieb, ist selbst von gutem Adel und kein neidischer Plebejer.

Einiges von de Lamartine.

Die Rede, welche Herr de Lamartine, bei seiner Aufnahme in die französische Akademie, am 1sten April 1830, gehalten, zeichnet sich eben so sehr durch den eigenthümlichen Ausdruck eines tiefen Gefühls, als eines hohen Gedankens aus. Man erkennt in ihr den Verfasser der méditations poétiques, die so viel Schönes und Wahres darbieten. De Lamartine gehört zu den Menschen, deren Geist die theuersten und erhabensten Wahrheiten aus dem Gemüthe schöpft. Daher der unwiderstehliche Zauber, der die Phantasie gewinnt und das Gefühl besticht, ehe der Verstand noch den ganzen Gehalt des Gedankens erforscht, oder die Umrisse des Bildes genau er-

kannt hat. Ich möchte nicht immer für die Aeusserungen des Verfassers einstehen, die oft mehr glänzend als wahr, und mehr blendend als schön sind; aber immer bleibt er anziehend und auch im Irrthume belehrend. Die romantische Malerei der neuern Zeit scheint gegen die klassische Plastik des Alterthums auch in Frankreich mehr Boden zu gewinnen; und es ist bemerkenswerth, daß die Rede des Hrn. de Lamartine in der französischen Akademie nicht nur ohne Tadel, sondern sogar mit Beifall gehört worden. Er ging auf dem Wege, den Chateaubriand so glücklich eingeschlagen, bedeutend weiter, blieb aber hinter diesem vielleicht eben so weit zurück.

Die Rede, von welcher wir hier Auszüge mittheilen, ist in Deutschland wenig bekannt geworden, und hat auch für uns, der lokalen und persönlichen Beziehungen wegen, das Interesse nicht, wie für die Franzosen. Da sie indessen manche Gedanken enthält, die sich von dem Ganzen trennen lassen, ohne dadurch zu verlieren, und mir der Uebersetzung werth schienen, so theile ich sie hier mit. Ich habe ihnen, nach der Verschieden-

heit ihres Gegenstandes, verschiedene Aufschriften gegeben.

Die Revolution.

Es gibt seltene Epochen in der Geschichte der Völker, in welchen die aufgelös'te Gesellschaft nichts mehr, und der Mensch Alles ist; Epochen, verderblich für die Welt, glorreich für die Einzelnen, eine Zeit der Stürme, die dem Charakter Festigkeit geben, wenn sie ihn nicht brechen, die den Menschen erheben, wenn sie ihn nicht niederwerfen. In den Tagen der Ordnung und des Herkommens ist der Schauplatz für Jeden beschränkt, die Bahn vorgezeichnet und sein Leben voraus bestimmt. Die Geburt weiset uns den Stand an, für den wir, durch Glück und Vermögen, berufen sind. Die Gesellschaft drängt ihre Reihen rechts und links. Man muß seinem Vorgänger folgen, von Denen fortgeschoben, die uns auf der ausgetretenen Bahn der gesellschaftlichen Ordnung nachkommen; wir wandeln sie, diese Bahn, mit mehr oder weniger Festigkeit, je nachdem die Natur uns mit mehr oder weni-

ger Kraft ausgerüstet hat, und langen so am Ziele an; verdienen wir es, dann nennt man unsern Namen; mit zwei Worten sind wir gezeichnet. Das ist die Seite unseres Lebens in dem Buche des Jahrhunderts. Verändert den Namen, und dieselbe Seite ist die Geschichte hundert Anderer. Aber in dem ungeregelten und blutigen Drama des Falles oder der Wiedergeburt von Reichen, wenn die alte Ordnung untergegangen und die neue noch nicht entstanden ist, in diesen großen und furchtbaren Zwischenregierungen der Vernunft und des Rechts, die der Gedanke nicht zu beschauen wagt, und über die selbst die Geschichte einen Schleier wirft, aus Furcht, die Menschheit möge bei ihrem Erwachen erröthen, da ist Alles anders. Jeder nimmt auf der Bahn seinen Platz; die Menschen sind keine Schauspieler mehr; sie sind Menschen; sie treten einander entgegen, messen sich Mann gegen Mann, reden nicht die konventionelle Sprache ihrer Rollen, sondern die natürliche, wie sie ihnen die Macht der Interessen, der Noth, die Stärke der Leidenschaften und die Heftigkeit der Begierden

eingibt. Heldenmuth, Niederträchtigkeit, Talent, Genie, selbst Dummheit, Alles dient; jede Art Waffen ist gut. Alles hat sein Reich, seinen Einfluß, seinen Tag; Einer fällt, weil er den Andern trägt, Keiner ist an seiner Stelle, oder bleibt wenigstens nicht daran. Derselbe Mensch, durch die unsteten Wogen des Volksstromes gehoben, kommt in die verschiedensten Lagen, gelangt zu den entgegengesetztesten Stellen; das Glück spielt mit dem Talente, wie mit den Charaktern. Da braucht man Reden für die öffentlichen Plätze, Pläne für die Rathsversammlungen, Hymnen für die Triumphe, Einsicht für die Gesetzgebung, gewandte Hände, um Gold aufzuhäufen, reine Hände, um es zu bewahren.

Horaz.

Um von der Ausgelassenheit wieder zur Freiheit zu gelangen, haben die Völker nur einen Weg: den der Tyrannei. Die Zeit, in welche bei uns dieser Uebergang fiel, glich der August's; Europa kam eben aus den schweren Prüfungen einer Revolution, die es noch nicht begriff; man

mußte die Augen von einer Vergangenheit wenden, die Blut und Schmutz entstellte; über nichts erstaunen — nil admirari — weder über den Wechsel der Herren, noch über den der Rollen, weder über das Murren, noch über die Schmeicheleien, oder die Kriecherei der Menge; man mußte über Alles weggleiten, um an Nichts anzustoßen; auf die Dinge nur einen oberflächlichen und verschmähenden Blick werfen, um nicht zum Abscheu oder zur Verachtung zu gelangen, und den Menschen jene sorgenlose und leichtfertige Weisheit, jenen Epikurism der Vernunft predigen, der die Sklaverei ohne Gewissensbisse und die Tyrannei ohne Argwohn läßt, der an Allem durch das leichte Lächeln der Ironie sich rächt, die Gleichgültigkeit unterhält, die Schwäche tröstet, die Feigheit entschuldigt, und in den das Laster sich so gut wie die Tugend zu finden weiß. So war Horaz, der Freund des Brutus, der Freund Mäcen's, der bei Philippi seinen Schild wegwirft, und die stoische Festigkeit, den justum tenacem besingt, zwischen die Annehmlichkeiten von Tibur und die Gefälligkeiten von Rom

getheilt. Ein solcher Dichter mußte einer solchen Zeit gefallen; die Gewalt, voll Mißtrauen und Besorgniß, mußte mit einer geheimen Freude sehen, wie sich der Geist von starken Gedanken und ernsten Entschlüssen abwendete, und sich zu jener gefälligen und weichlichen Philosophie hinneigte, die das Schicksal ertragen und über die Menschen lachen lehrt. Die Tyrannen und selbst die Völker, die eben so gierig nach Schmeicheleien wie die Tyrannen sind, haben die Dichter dieser Schule stets geliebt. Für sie thun sich keine Kerker von Ferrara auf, erheben sich keine Blutgerüste wie für Roucher und Andreas Chenier; für sie hat Syrakus keine Steingruben und Florenz keine Verbannungsbefehle. Sie singen, von den sorgenlosen Grazien gekrönt, bei den Festgelagen der Herren der Welt, wie bei den Saturnalien des Volks; eine geheime Sympathie fesselt sie an jede Tyrannei; denn diese Dichter verweichlichen die Menschen, während die Sophisten sie verderben und die Tyrannen sie fesseln.

Uebersetzung.

Niemand wird übersetzt: die Individualität der Sprache, des Styls ist so wenig mittheilbar, als jede andere Individualität. Der Gedanke läßt sich höchstens aus einer Sprache in die andere übertragen; aber die Form des Gedankens, seine Farbe, seine Harmonie entgehen; und wer mag sagen, was die Form dem Gedanken, die Farbe dem Bilde ist? Aber was man zu übersetzen meint, ist nicht einmal ein Gedanke; ist es nur ein flüchtiger Eindruck, ein unvollendeter Traum der Einbildungskraft oder der Seele des Dichters, ein unbestimmter unartikulirter Laut seiner Leyer, eine leichte Grazie seines Geistes, die sich nicht ergreifen läßt, was bleibt es dann unter der Hand des Uebersetzers? Einige leere und plumpe Worte, jene Münzen von einem matten und schweren Metalle, gegen die Ihr die goldnen Drachmen von glänzendem Gepräge vertauscht; und dann findet sich in der Poesie einer andern Zeit immer ein schon abgestorbener Theil, ein Sinn dieser Zeit, ihrer Sitten, ihrer Lokalitäten, ihrer Meinungen und ihrer religiösen

Stimmung, den wir nicht mehr fassen, und der uns nicht mehr anspricht! Nehmt einer Poesie die Zeit, der sie angehört, ihren Glauben, ihre Eigenthümlichkeit und Originalität, was bleibt? Was von einem Götterbilde bleibt, aus dem die Gottheit gewichen, ein Stück Marmor, das mehr oder weniger gut gearbeitet ist! Die Revolution, welche das Christenthum in der Poesie hervorbringen mußte, diese Revolution, deren Fortschritte in Dante, Milton, Tasso, Petrarka, in der Athalia *) bemerkbar sind, hat langsam auf uns gewirkt. Unsere Herzen waren Christen, unsere Lippen Heiden; daher Kälte und Mißstimmung zwischen unserer Poesie und dem menschlichen Herzen; aber diese Revolution zeigt sich endlich; sie entfernt uns von einer Muse ohne Individualität, von einer Philosophie ohne Hoffnung und Regel, von einer Mythologie ohne Glauben; sie fordert von uns etwas Ernstes und Geheimnißvolles, wie die menschliche

*) Die Deutschen, und selbst unsern Klopstock kennt Hr. de Lamartine nicht.

Bestimmung, etwas Erhabenes, wie unsere Hoffnungen, etwas Unbegrenztes, wie unsere Wünsche, etwas Strenges, wie unsere Pflichten, etwas Tiefes und Zärtliches, wie unsere Gedanken und Neigungen! sie verlangt von uns, was der Vater aller neuen Poesie so gut bezeichnet hat: Il parlar che nell' anima si sente! Diese Sprache, die man versteht, die man spricht, die in der menschlichen Seele wiederklingt, das lebendige Echo unserer innigsten Gefühle! die Melodie unseres Gedankens!

Opposition.

Jede Opposition ist achtungswerth, meint sie es nur aufrichtig und verfährt ehrlich. Wir sollen nicht Meinungen richten; Meinungen haben keinen andern Richter, als das Gewissen und die Zeit. Wie die verschiedenen Arten von Glauben, die ihre Altäre in demselben Tempel haben, so müssen wir sie alle achten, ohne sie eben zu theilen, und sie zu verstehen suchen, ohne sie anzunehmen.

Die jüngste Vergangenheit.

Sind die Leidenschaften und Meinungen, welche die Zeit erzeugt hat, mit dem Staube der erloschenen Generationen begraben; sind die Liebe und der Haß, das Andenken an Wohlthat oder Beleidigung in dem Herzen der neuen Menschen erstorben, dann erhebt sich die Nachwelt und richtet. Die Stunde ist für jenen großen Ruf des achtzehnten Jahrhunderts gekommen, dieses Jahrhunderts, das, in der Verderbniß der Regentschaft geboren, unter dem Schutze einer Regierung aufwuchs, die an sich selbst zur Verrätherin geworden; das mit den Waffen der Sophisterei, wie mit denen der Vernunft spielte, die Grundpfeiler aller Institutionen untergrub, ehe es dieselben gestürzt hatte; das auf die Reden seiner Dichter und Weisen, sich mit dem ganzen Wahnsinne der Hoffnung berauschend, einschlummerte, und unter dem Krachen seiner zusammenstürzenden Institutionen, bei dem Leuchten des auflodernden Brandes, unter dem Geschrei seiner Schlachtopfer und seiner Henker erwachte. Sein Name, den wir noch suchen, wird schwer zu finden seyn.

Von seiner Geburt bis zu seinem Hinscheiden ist von Allem in ihm, von Mitleid bis zum Entsetzen, von der Bewunderung bis zur Verachtung. Mit welchem Namen aber auch die künftigen Geschlechter es unter den Jahrhunderten ruhm- oder schmachvoll bezeichnen, wir können hier, ohne Furcht, daß uns die Zukunft Lügen strafen werde, sagen: Es war kein Jahrhundert des Denkens, sondern des Handelns. Die spöttelnde Philosophie machte in ihm keinen jener unermeßlichen Fortschritte, die den menschlichen Verstand unter einen neuen Gesichtskreis bringen; die Künste waren nicht von Begeisterung beseelt, denn sie richteten ihre Blicke nie gegen den Himmel, von dem alle Begeisterung kommt; die Dichtkunst vernachläßigte ihre Leyer, um nach einem frostigen Pinsel zu greifen; sie erstickte auf ihren Lippen den großen Namen, den Namen Gottes, der wenigstens in dem Gemüthe der Dichter, den beseelten Werkzeugen des großen Konzertes der Schöpfung, wiederklingen muß! Die Wissenschaft allein machte Fortschritte, weil die Wissenschaft von Thatsachen und nicht von Ideen lebt; die

Beredtsamkeit allein war stark, weil die Beredtsamkeit noch Handlung ist. In ihm vernimmt man die Stimme Mirabeau's, aber von der Tribune herab; Mirabeau, einer jener riesenhaften Menschen, die sich bei dem Sturze der Reiche zeigen, und, wie Samson, allein die Pfeiler des Gebäudes nach Gefallen aufrecht halten, oder in ihrem Falle mit sich niederwerfen zu können scheinen. Aber Mirabeau selbst würde in ihm nur ein gemeiner Name seyn, wäre er nicht der erste Redner und Tribun gewesen. Und wir, die wir die Anderen richten, werden bald selbst gerichtet werden; bald wird eine unparteiische Zukunft unsere Ansprüche auf diesen Theil des Ruhmes zu sehen verlangen, Ansprüche, die wir für unermeßlich halten, und über deren Gültigkeit sie allein erkennen wird; bald wird sie das furchtbare Verzeichniß unserer Meinungen aufstellen, die wir Grundsätze nennen; unserer vorgefaßten Ansichten, die wir Gerechtigkeit heißen; unseres lärmenden Geräusches, das wir für Ruhm halten. Und schon richten wir uns selbst; schon sprechen wir, indem wir unsere Vorurtheile als

Schiedsrichter anrufen, unseren Neigungen das Erkenntniß übertragen, nach den Eingebungen unserer noch heiß glühenden Leidenschaften, die Apotheose oder das Verdammungsurtheil über ein Jahrhundert aus, von dem wir nur die blutige Morgenröthe gesehen haben, eines Jahrhunderts der Finsterniß für Diese, und des Lichtes für Jene, eines Jahrhunderts, dessen Charakter noch nicht entschieden ist. Theilen wir weder diese Verachtung, noch diesen Stolz! Glauben wir ja nicht, jene Wahrheit, die allen Zeiten und allen Menschen angehört, habe die abgewartet, in der wir leben, um wolkenlos über unserer Wiege aufzugehen! Vergessen wir nicht, daß jede Wahrheit Tochter einer andern ist, Tochter der Zeit, wie die Weisen sagten, und daß die ganze Civilisation an jener Kette von Ueberlieferungen hängt, wovon die goldne Kette, welche die Welt trug, nur ein glänzendes Bild war. Aber verleumden wir uns auch nicht selbst! Der Tag der Gerechtigkeit wird bald genug erscheinen! Bald genug wird die Nachwelt, indem sie uns auf der Waagschale prüft, sagen: Sie wa-

ren — was wir wirklich sind — die Menschen zweier Zeiten in einem Jahrhunderte des Uebergangs aus einer in die andere.

Richtet sich mein Blick auf das aufblühende Geschlecht, dann sage ich mit einer innigen, mächtigen Ueberzeugung, sollte man mich auch beschuldigen, ich übertreibe die Hoffnung und schmeichele der Zukunft: Glücklich, sage ich, Die, so nach uns kommen! Alles verkündet für sie ein großes Jahrhundert, eine der bezeichnenden Epochen der Menschheit. Der Strom ist über seinen schäumenden Fall gekommen, die Gewässer beruhigen sich, ihr Braußen entfernt sich, der menschliche Geist geht frei und stark auf einer breiten Bahn; er hat nur noch sein eigenes Uebermaaß zu fürchten; nur der Staub, den er selbst aufregt, kann ihn beschmutzen. Eine reine Absicht leitet ihn; ein glühender Durst nach Vollkommenheit, nach Sittlichkeit und Wahrheit verzehrt ihn; ein neuer Sinn, ein heilsamer oder verderblicher Sinn ward ihm gegeben, um ihn zu stillen. Dieser Sinn, welcher der Menschheit in ihrem Alter aufgethan ward, um sie zu trösten und zu ver-

jüngen, ist die Presse; dieses neue Vermögen, das sich nicht kennt, erschrickt noch vor sich selbst; es bringt in eine ganz fertige Civilisation dieselbe Verwirrung, welche ein Sinn mehr Anfangs in der menschlichen Organisation verursachen würde. Aber die Zeit, seine eigenen Verirrungen, die einzige unfehlbare Probe der Gesetzgebungen werden den Gebrauch desselben ordnen, ohne seine Vortheile zu entziehen; und welches auch der furchtbare Zweifel seyn mag, mit dem die Presse selbst die Beherztesten quält, so kann ich doch unmöglich glauben, daß wir einer Macht, mit der die Vorsehung, die edelmüthiger und scharfsichtiger ist, als wir, den Gedanken des Menschen bereichert hat, fluchen, eine ihrer schönsten Gaben verschmähen, und ihre Wohlthat abweisen sollen.

Die Zukunft.

Die Politik ist nicht mehr jene schmähliche Kunst des Betrugs und der Herabwürdigung, um zu unterjochen. Auch in sie hat das Christenthum einen göttlichen Keim von Sittlichkeit,

Gleichheit und Tugend gelegt, zu dessen Entwikkelung Jahrhunderte gehörten. Man sieht ihn immer mehr aufsprießen, genährt durch die Seufzer der Völker und das Wohlwollen guter Könige, eine belebende Kraft des menschlichen Geschlechts, stets bestritten und nie erstickt. Schon offenbart sie der freundliche Genius Fenelon's der Gewalt als das heilige Gesetz der politischen Nächstenliebe, als das Evangelium der Könige. Sie überlebt die Gewaltthat des Despotismus wie die Saturnalien der Anarchie; sie siegt über die Schwachen, die sie läugnen, wie über die Unsinnigen, die sie entheiligen. Die Moral, die Vernunft und die Freiheit erheben sich endlich aus der unbestimmten Leere der Theorien, suchen eine feste Gestalt zu gewinnen, und nehmen in Institutionen, durch welche die Ordnung und die Freiheit sich verbürgen, in denen die Monarchie, die sie schützt, allein durch den Titel, den wir für sie ansprechen als die Vormünderin der Rechte und der Fortschritte des menschlichen Geschlechts, sich in unsern Augen erhebt, ein Leben und einen Körper an.

Das sind die Erstlinge des Jahrhunderts, das sich vor uns aufthut. Vergißt es die blutigen Lehren der Vergangenheit nicht, ist es der Anarchie und der Knechtschaft eingedenk, dieser beiden Rachegeister, die, zu ihrer Bestrafung, nur die Fehler der Könige und die Ausschweifungen der Völker erwarten; verlangt es von den menschlichen Institutionen nicht mehr, als die Unvollkommenheit unserer Natur zu leisten im Stande ist, dann wird es seine ruhmvolle Bestimmung erfüllen; es wird dem ahnenden Vorgefühl entsprechen, mit dem Menschen, voll freudiger Hoffnung, es jetzt schon begrüßen.

Druckfehler.

Seite 227. Zeile 9 statt: Gottes, der Liebe lese man: Gottes der Liebe.
— 229. — 8 von unten statt: Hoppes lese man: Hobbes.
— 253. — 4 von oben statt: befreundet, anspricht lese man: befreundet anspricht.
— 307. — 1 von oben statt: Bonille lese man: Bouille.
— 320. — 3 von unten statt: Kraut und Kartoffelfelder lese man: Kraut- und Kartoffelfelder.
— 355. — 7 von oben statt: Nichtthuns lese man: Nichtsthuns.

BUCHBINDEREI
von
B. KREPPEL

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Weitzel, Johannes,

Scherz und Ernst, zur Charakteristik unserer Zeit

Frankfurt a. M. 1830

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.857-am
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11723152-4